Eigenthum
des
Anton Brandler,
Inhaber
der deutsch und französischen
Leihbibliothek,
Landstrasse, Krügelgasse Nr. 327
in Wien.

Unterwegs und Daheim.

I. Serie. 11. Band.

Aus dem Tagebuch eines französischen Offiziers in Mexiko.

Bearbeitet von

Julius von Wickede.

Leipzig & Stuttgart.
Verlag von Otto Purfürst.
1864.

Aus dem Tagebuch
eines französischen Offiziers
in Mexiko.

Bearbeitet

von

Julius von Wickede.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen ist vorbehalten.

VEREIN „BIBLIOTHEK"
WIEN

Filiale der
Central-Bibliothek
Rauhensteingasse 5

Leipzig & Stuttgart.
Verlag von Otto Purfürst.
1864.

Druck von E. Greiner in Stuttgart.

RRR
Jantz
#647

Aus dem neueroberten Mexiko, von dessen Thürmen siegreich unsere ruhmgekrönten französischen Fahnen flattern, sende ich Dir meine Tagebücher in das ferne Deutschland. Seit wir Beide zusammen die milden, mondscheinhellen Nächte an den hochflammenden Wachtfeuern in der Kabylie verbrachten, wo unsere nächtliche Ruhe so häufig von dem wilden Geheul der uns mit Ungestüm angreifenden Feinde gestört wurde, daß wir zuletzt es vorzogen, statt den vergeblichen Versuch zum Schlaf zu machen, uns die Stunden durch ein heiteres Geplauder zu verkürzen; welche Fülle der wechselvollsten Begebenheiten haben wir in den dazwischenliegenden Jahren erlebt! Und nun gar die eines französischen Soldaten des Kaisers Napoleon! Wie müssen wir dem Beherrscher Frankreichs dafür danken, daß sein Befehl uns eine so reiche Laufbahn des Ruhmes und der militärischen Ehren angewiesen hat.

Wenn auch manche ruhige Friedensfreunde unseres steten Krieges überdrüssig sein mögen, oder schreiblustige Journalisten und geschwätzige Depurtirte es zu wagen versuchen, ihre Stimme gegen alle diese Feldzüge zu erheben; was küm-

mert sich wohl der Kaiser um all dies mißtönende Geschrei, wie lächerlich kommen uns, seinen Soldaten, die Oppositionsredner und Schreiber vor, deren ganzes Getreibe auf das Heer nicht die allermindeste Wirkung äußert. La belle France war durch die schwache patriarchalische Regierung der Bourbons, welche nur auf den Rath verlebter Höflinge oder stupider Pfaffen hörten und nun gar durch diesen sogenannten parlamentarischen Constitutionalismus von Louis Philipp, des Königs der Pariser Handschuhmacher und Schneider, etwas außer Zucht und Disciplin gekommen, und wir Soldaten konnten uns nur freuen, daß wieder ein kräftiger Mann aus dem stolzen Stamm der Napoleoniden mit energischer Hand die Herrscherzügel ergriff und dem Volke Ordnung und Gehorsam beibrachte. Haben wir doch jetzt wieder — wornach unser Herz sich stets sehnte, einen Kaiser der Soldaten, auf dem glänzenden Thron der Tuilerien, und wird das Heer schon dafür sorgen, daß er im Innern gefürchtet, nach Außen aber geehrt wird. Und welchen Ruhm durften wir unter des Kaisers zwar noch kurzer, aber doch so sehr thatenreicher Regierung, unseren Fahnen schon wieder erkämpfen. Parbleu, ich danke fast täglich dem gütigen Geschick, daß es mich gerade so zur rechten Zeit geboren werden ließ, um alle diese vielen Feldzüge, in welchen wir bereits Siege erfochten haben, und hoffentlich in noch viel größerer Zahl künftig erfechten werden, als junger, lebenskräftiger Offizier mit durchmachen zu können. Wie unglücklich sind dagegen alle unsere Kameraden daran gewesen, deren erste Dienstzeit in diese schlechte Periode von 1815 bis 1830, die

traurigste von allen, welche Frankreich jemals erlebte, fiel. Auch unter Louis Philipp, dem Bankierskönige, gab es für Soldaten nur wenige Lorbeeren zu erfechten, wenn man sich nicht fort und fort von der afrikanischen Glutsonne schwarz brennen und immer nur gegen Kabylen, Hajuten, Beduinen und Maroccaner, und wie dies Gesindel noch weiter heißen mag, im Felde liegen wollte, was zuletzt bei der geringen Abwechslung doch etwas langweilig werden konnte. Welche Auswahl der verschiedensten Feldzüge, welche Mannigfaltigkeit der eigenthümlichsten Feinde hat uns jedoch unser Kaiser Napoleon schon verschafft, und welche Gunst des Schicksals für mich, daß ich an allen diesen Feldzügen persönlich Antheil nehmen durfte. Wie bin ich von allen meinen Kameraden deßhalb schon beneidet worden. Kaum 38 Jahre bin ich alt, zähle 18 Dienstjahre und darunter schon 11 Campagnen. Kann ein Offizier in der Mitte des 19. Jahrhunders wohl Besseres verlangen? Und was für verschiedenartige Feinde gab es zu bekämpfen. Kaum hatte ich einige Jahre in Algerien gestanden und mich mit dessen wilden Söhnen herumgeschlagen, da hieß es für uns Zuaven: fort auf die Schiffe und in die Türkei, um dort an den Russen den unglücklichen Feldzug von 1812 zu rächen. Weßhalb sonst dieser sogenannte „orientalische Krieg" eigentlich geführt wurde, habe ich nie so recht ergründen können, und in Wahrheit gestanden, war dies mir auch so ziemlich gleichgültig. Wenn ich nicht irre, hieß es, wir sollten die Civilisation und Kultur der Türkei gegen die russische Barbarei beschützen. Nun nur immer zu! Hatten wir in der Kabylie

uns so recht braun einbrennen müssen, so erhielten wir während des Winters vor Sebastopol wieder hinreichende Gelegenheit, uns weiß zu bleichen. Sacristie, dieser Winter vor Sebastopol war in der That ein kaltes Vergnügen, und noch jetzt in der Erinnerung überläuft mich ein gelindes Frösteln, wenn ich daran zurückdenke. Und gar tüchtige Feinde, die wie Granitmauern oft standen, und welche man darniederschmettern mußte, wenn man sie besiegen wollte, waren die russischen Bataillone. Doch was konnte dem Ungestüm von uns französischen Soldaten auf die Länge wohl widerstehen? und so hatten wir denn zuletzt doch das Glück, unsere Fahnen auf dem erstürmten Malakoff-Thurme zu sehen. Diese Erstürmung des so muthvoll vertheidigten Sebastopols war in der That ein glorreicher Tag, den allein schon Jeder von uns, dem vergönnt war, daran theilnehmen zu dürfen, verdiente erlebt zu haben. Die glänzende Geschichte unseres Zuavenkorps ist dadurch um eine ruhmreiche Seite vermehrt worden.

Von der Krim ging es abermals nach Algerien zurück, und daß wir in den nächsten drei Jahren uns nicht allzusehr langweilten, und in der guten Gewohnheit des Kriegführens blieben, dafür wußte der Kaiser durch die verschiedenen Expeditionen, welche er uns machen ließ, schon zu sorgen. In Algerien erhielten wir plötzlich die freudige Botschaft, daß wir nach Italien eingeschifft werden sollten, um dort den Italienern, welche sich nicht selbst helfen konnten, ein unabhängiges Königreich von den Oesterreichern zu erobern. Hurrah, das war denn eine gar prächtige Freuden-

nachricht, und seit dem Sturmtage von Sebastopol hatten meine Zuaven ihr „vive l'empereur“ noch niemals wieder mit so stürmischer Begeisterung gerufen, als an diesem Tage, da wir den Befehl zur Einschiffung erhielten. Ich selbst war halb toll vor Jubel und Freude, daß es mir vergönnt sein sollte, auch noch in Italien, diesem Lande des Ruhmes für die französischen Waffen, wo unsere glänzendsten Schlachtfelder der Republik und des Kaiserreichs lagen, auf denen mein seliger Vater seine ersten Waffenthaten verrichtet, und zwar sein rechtes Auge und die linke Hand verloren, dafür sich aber auch den Orden der Ehrenlegion verdient hatte, zu kämpfen. Zwar hegte ich gegen die österreichische Armee selbst gar keine Feindschaft, ja zählte sogar von den drei Jahren her, die ich in Deutschland erzogen wurde, noch mehrere recht gute Freunde in deren Reihen — doch wie konnte dies Alles wohl im Allermindesten nur in Betracht kommen, sobald es galt, für den Ruhm und die Ehre der französischen Armee zu kämpfen. Nun in Italien ernteten wir wieder reiche Siegeslorbeeren, und erreichten in der kürzesten Zeit unsern Zweck vollkommen. Die einzelnen österreichischen Bataillone und Schwadronen rauften sich zwar, wie sich die österreichischen Offiziere so bezeichnend ausdrückten, vortrefflich, und es war mir eine Freude, so muthigen Gegnern gegenüberzustehen, allein die höhere Heeresleitung war miserabel, und von den oberen Generalen schienen Manche ihren Kopf gänzlich verloren zu haben, wenn sie überhaupt einen solchen jemals besessen hatten. So konnte es denn nicht fehlen, daß wir in allen Hauptschlachten entschieden siegten und in wenigen

Wochen schon durchsetzten, was sämmtliche Italiener, und hätten sie auch zehn Männer wie Garibaldi — der, beiläufig sei es gesagt, persönlich ein sehr muthiger Soldat und braver Mann, aber ein überspannter, oft halb unsinniger Politiker sein soll, in ebensoviel Jahren nicht erreicht hätten, nämlich die Lombardei gänzlich zu erobern.

Nur zu schnell machte der Friede von Villa franca unserer Siegeslaufbahn ein Ende und verhinderte uns, auch Venetien zu erobern. Nun, unser Kaiser, der Alles am besten weiß wie es geschehen soll, muß wohl seine gewichtigen Gründe dafür gehabt haben, warum er diesen plötzlichen Frieden schloß. Uns, seinen Soldaten, geziemt es, schweigend zu gehorchen und, wenn es befohlen wird, muthig zu kämpfen. Ein vergnügtes Leben war es aber für uns in dem neueroberten Mailand. Besonders die schönen, glutäugigen, vornehmen Mailänderinnen, diese reizenden Geschöpfe, die ganz wie zur Liebe geschaffen sind, nahmen uns französischen Offiziere mit offenen Armen auf, und wir feierten unter Gott Amors Fahnen bald nicht minder glänzende, dafür aber oft desto gefährlichere Sieze, als wir so eben unter dem Banner des Mars erfochten hatten. Wären unsere Regimenter allzulange in der Lombardei geblieben, so hätte ihnen dies Land leicht ebenso gefährlich werden können, als es einst Capua den siegreichen Schaaren Hannibals gewesen sein soll.

Nur für mich selbst hatte dies keine Gefahr, denn wie dies bekannt, verließ ich bald Italien, und auch meine alten lieben Zuaven, mit denen ich nun schon über 10 Jahre

alles Leid und alle Freude so getreulich getheilt hatte, um zu einem der neuerrichteten Infanterieregimenter versetzt zu werden. Anfänglich war ich zwar über diese Versetzung in mancher Hinsicht gar nicht erfreut, allein wie bald sollte ich Ursache haben, vollkommen damit zufrieden zu sein. Kaum war ich einige Monate in Lyon, meiner neuen Garnison, und fing schon an, mich nicht wenig in dem strengen Garnisons- und Paradedienst, den uns der alte Marschall Castellane, dieser beste Exerciermeister der französischen Armee, mit Recht thun ließ, zu langweilen an, als plötzlich der Befehl kam, daß wir uns nach China einschiffen sollten. Das war denn doch eine eigenthümliche Expedition, die schon eine bunte Reihe von Abenteuern aller Art versprach. Gegen Kabylen, Russen und Oesterreicher hatte ich schon vielfach gekämpft, nun sollte ich dies zur Veränderung auch einmal gegen schlitzaugige, langzöpfige, breitmaulige Chinesen thun. Fürwahr, es war dies ein verflucht gescheuter Gedanke unseres Kaisers, der es schon verdiente, daß ich ihm bei der Nachricht von unserer Einschiffung ein donnerndes „vive l'empereur" brachte. Dank sei es meinem gründlichen geographischen Unterricht in der vierten Klasse der B .... Erziehungsanstalt in Dresden, wo der gute, lange Dr. N., eine wahre Mustergestalt eines deutschen Stubengelehrten, mit seiner näselnden Stimme in ächt pirnaischem Dialekt, der bis zu meiner Sterbestunde in meinen Ohren unvergeßlich bleiben wird, uns wilden, ungezogenen Rangen doch einige Kenntnisse einzubläuen versuchte, hatte ich wenigstens einen schwachen Begriff von China, und wußte ungefähr,

wo es lag. Ich ward deßhalb von meinen übrigen Kameraden förmlich als ein Muster von Gelehrsamkeit angestaunt, und galt in ihren Augen als ein zweiter Humbold. Von unseren Soldaten wußte jedoch Keiner auch nur eine Silbe mehr von China und den Chinesen, als ich vom Monde und dessen etwaigen Bewohnern, von denen — irre ich nicht, irgend ein deutscher Professor einmal ausgeklügelt hat, daß sie alle, gleich den Pavianen, vier Fuß lange Schwänze trügen. Nun diese geringe, oder richtiger wohl gar keine Kenntniß von China hinderte aber nicht, daß unser ganzes Bataillon den Befehl zum Abmarsch dahin mit der lebhaftesten Freude empfing. Wo werden französische Soldaten auch wohl weiter darnach fragen, in welchem Lande oder gegen welche Gegner sie kämpfen sollen, wenn es heißt: „Vorwärts gegen den Feind!" Und wird es uns nicht stets genügen, wenn wir nur Gelegenheit finden, unseren Fahnen Ruhm und Ehre zu erkämpfen, alles Uebrige kann uns vollkommen gleichgültig sein.

Nun wie wir in China kämpften, und im Verein mit unsern zeitweiligen Bundesgenossen, aber keineswegs steten, festen Freunden, den Engländern, die chinesischen Forts am Peihoflusse erstürmten, ist Dir wohl bekannt genug. Und dann diese Besetzung und Ausplünderung des kaiserlichen Sommerpalastes bei Peking, wo manche unserer Soldaten in wenigen Stunden so reiche Beute erwarben, daß sie solche unter anderen Verhältnissen in ihrem ganzen Leben niemals hätten verdienen können. Es war trotz mancher Entbehrungen doch eine ungemein lustige Zeit, welche wir in China

verlebten, und nicht um vieles Geld möchte ich die Erinnerung hieran missen. Und was für komische Feinde waren diese Chinesen, obgleich mitunter ihre barbarischen Soldaten mit vieler Tapferkeit sich schlugen.

Nun, war dies eine Jahr, welches ich in China verlebte, auch amüsant genug, so hätte ich doch nicht selbst um den Preis, der baldige Universalerbe der vier Gebrüder Rothschild zu werden, auch nur ein Decennium in diesem verdrehten Lande verbringen mögen. Und welch gräuliches Volk sind diese watscheligen, dickwanstigen, schweinaugigen Chinesen aller Stände. Fürwahr, der schmutzigste Beduine in seinem zerlumpten Burnus ist ein vornehmer Gentleman im Vergleich zu einem chinesischen Mandarien erster Klasse. So freute ich mich denn ebenso sehr über meine Abreise aus, als früher über meine Hinreise nach China, und trat frohen Herzens den Weg über Ostindien und Aegypten nach Europa an. Wie braun gebrannt und zusammengedorrt ich damals aussah, als wir unsere Zusammenkunft in Salzburg, dieser schönst gelegenen Stadt Deutschlands hatten, und ein paar vergnügte Tage in diesem prächtigen Salzkammergut miteinander verlebten, wird Dir wohl noch in frischer Erinnerung sein. Glaubte Dir doch die blauaugige, blondhaarige, rothbackige Pepi in Linz, dies frische, hübsche Alpenmädchen, Deine Versicherung, daß ich ein echter Türke und ein Leibsclave des Sultans sei, ohne Weiteres, und nahm deßhalb meine Courmacherei ungleich spröder auf, als mir eigentlich erwünscht war. Nun hier beim Feldleben in

Mexiko bin ich fürwahr wieder ebenso schwarzbraun gebrannt und mager geworden, als ich zu jener Zeit war.

Als wir uns in Linz damals trennten, besuchte ich meinen guten Vetter und Jugendgespielen, der die hohe Ehre hat, Kammerherr und Kommandant einer der 4 Kompagnien, welche die ganze Heeresmacht Sr. Durchlaucht des Fürsten von X. Y. Z. bilden, zu sein. Ein gar verschiedenes Leben ist es, welches wir Beide geführt haben, seit uns vor so und so viel Jahren unsere Bestimmungen in Dresden von einander trennten. Mein Vetter hat sich inzwischen ein kleines Bäuchlein angegessen und ein rundes Weiblein genommen, und hält es für seine Pflicht, die 80 oder 100,000 Unterthanen Seiner Durchlaucht seines Landesherren alljährlich durch einen gesunden Jungen oder ein rothbackiges Mägdelein vermehren zu helfen, in welchen lobenswerthen Bemühungen er es auch schon bis zur Zahl 7 gebracht hat.

Womit soll sich ein fürstlich X. Y. Z'scher Hauptmann auch wohl sonst noch weiter beschäftigen, als mit der süßen Arbeit, Kinder in die Welt zu setzen, seinen Kohl im eigenen Hausgärtlein zu bauen, und seinen Hühnerhof, der mehr Individuen, als seine ganze Kompagnie enthält, zu pflegen. Es ist doch in der That ein wahrhaft idyllisches, friedliches Leben, was so ein Offizier eines kleinen, deutschen Kontingentes führen kann, und seine bequeme Behaglichkeit wird besser dabei gewahrt, als es uns Soldaten des Kaisers Napoleon möglich ist. Welch eine Aufregung verursachte meiner Frau Cousine der Gedanke, daß ihr Mann vielleicht auf

ein Jahr nach dem 3 Meilen entfernten Städtchen X., dem äußersten Grenzpunkt des Y'schen Fürstenthums, versetzt werden könnte, und ein Ausmarsch dahin bildet in der Residenz ein ungleich wichtigeres Ereigniß, welches zehntausendmal mehr besprochen und durchgeklatscht wird, als wenn unser Kaiser befiehlt, daß ein Regiment am nächsten Tage fort aus Paris nach Algerien, oder Mexiko, oder China, oder wohin er es sonst für gut findet, marschiren solle. Es ist ein eigenes Ding mit der menschlichen Zufriedenheit, und so glaube ich gerne, daß man sich auch beim Kindererzeugen und Kohlpflanzen als fürstlich X. Y. Z'scher Hauptmann ganz glücklich fühlen und kein höheres Ziel des Ehrgeizes kennen kann, als dereinst als fürstlicher Kammerherr in der dritten Klasse der hochfürstlichen Hofrangordnung zu rangiren; mir, dem Bataillonschef der Zuaven, der sehr hofft, als General zu sterben und seinen Namen in der ruhmvollen Kriegsgeschichte der französischen Truppen mit Ehren genannt zu sehen, würde ein solches Dasein bald unerträglich einförmig erscheinen. Ich bedarf einer anderen Thätigkeit, als mein ganzes Leben hindurch in der großen Residenzstadt Y., mit ihren 4000 Einwohnern, Rekruten zu exerciren, und selbst das weichste Ehebett an der Seite einer tugendhaften, blauaugigen, immerholden deutschen Hausfrau würde mir bei seiner geringen Abwechslung gar bald recht unbehaglich vorkommen. Das Feldlager in der Mitte unserer Truppen ist mir erwünschter, als das eigene Haus und Hof, und das rauhe Kriegsgeschrei meiner Zuaven erscheint

meinen Ohren als eine angenehmere Musik, wie Kindergewimmer und Gardinenpredigten selbst von rosigen Lippen.

So verließ ich denn nach 8tägigem Aufenthalt die enge Häuslichkeit meines guten Vetters, und die große, vornehmsein wollende Geselligkeit der kleinen Residenz, ohne sonderliches Bedauern, nicht für immer in ihr verweilen zu dürfen, und begab mich vorerst nach Paris, diesem Babylon der jetzigen Zeit. Wenn man ein junger, lebenslustiger Offizier ist, alle Taschen voll Gold und dazu noch eine Auswahl hübscher chinesischer Geschenke für Freunde und zärtliche Freundinnen mitbringt, was Alles bei mir damals der Fall war, so gewährt Paris für einige Wochen einen äußerst angenehmen Aufenthaltsort.

So stürzte ich mich denn über Hals und Kopf in den wildesten Strudel des Pariser Lebens hinein, und tollte darin herum, wie man nur eben darin herumtollen kann. Als mir die mehr pikanten als achtungswerthen Damen der Demi-monde mit ihren falschen Liebkosungen alle meine chinesischen Kostbarkeiten abgeschwindelt hatten, und auch meine Börse schon eine bedenkliche Leere zeigte, da war ich auch dieses Pariser Lebens schon auf das Aeußerste sehr überdrüssig. Diese erkauften Liebkosungen der gefälligen Schönen flößten mir wahrhaften Eckel ein, und die Verachtung gegen dies ganze müßige frivole Pariser Bummelleben ward sogleich bei mir so groß, daß ich nicht das mindeste Vergnügen mehr daran finden konnte. Zehntausendmal lieber will ich für immer mein ganzes Leben als einfacher Feldoffizier in der entlegensten Algeri-

schen Garnison verbringen, als der eleganteste Stutzer in diesen müßigen Pariser Salons sein. Sind es doch meist erbärmliche Wichte ohne Saft und Kraft, welche sich hier herumtreiben.

Mit diesen Gesinnungen war ich es denn ganz zufrieden, daß auch mein Urlaub ablief und ich den Befehl erhielt, mich als Bataillonschef zu meinem augenblicklich in Rom garnisonirenden Infanterieregiment zu begeben. Der Aufenthalt in Rom bot zwar in socialer Hinsicht viele Zerstreuungen dar, hatte aber doch auch sonst wieder manche große Unannehmlichkeiten. Man wußte eigentlich nicht recht, welche Stellung wir französische Soldaten dort einnehmen sollten, und ob wir die Freunde und Beschützer, oder eigentlich die Feinde und Wächter des Papstes wären. Besonders Herr von Merode und Kardinal Antonelli, die Beide eigentlich in Wahrheit den ganzen Kirchenstaat regieren, denn der zwar herzensgute aber schwache und alte Papst Pius IX. gibt nur den Namen dazu her, schienen uns mehr als letztere wie als erstere anzusehen, und so fehlte es denn nicht an verschiedenen verdrießlichen Reibereien. Und doch ist die ganze päpstliche Herrschaft im Kirchenstaat der französischen Besatzung in Rom eigentlich zum größten Dank verpflichtet, denn die italienischen Annexionisten hätten derselben schon längst ein Ende gemacht, wenn wir dies nicht verhinderten. Wie heute die französischen Soldaten aus Rom fortmarschiren, so hält morgen der eroberungslustige König Victor Emanuel oder sein rastloser Vorfechter Garibaldi daselbst seinen Einzug, und die ganze päpstliche Herrschaft fällt gleich

einem losen Kartenhause zusammen; darüber darf man sich nicht im Mindesten täuschen.

Ungefähr ein halbes Jahr hatte ich im Kirchenstaat in Garnison gestanden, als der Kaiser auf den vernünftigen Gedanken fiel, eine Expedition nach Mexiko auszurüsten. Die mexikanische Regierung war frech gegen die französischen Gesandten gewesen und hatte die Ehre unserer Flagge zu verletzen gewagt, dafür mußte sie exemplarisch gezüchtigt werden. Hatten wir Soldaten des Kaisers Napoleon III. bisher im Orient, in Afrika und China unsere Feinde besiegt, so mußte dies auch in Mexiko geschehen und der Welt gezeigt werden, daß der Kaiser überall, wo es ihm zu befehlen beliebte, auch seinen Willen durchzusetzen vermöge.

Als ich von der Aussendung dieser mexikanischen Expedition hörte, da war ich fast untröstlich, daß ich keine Aussicht hegen durfte, an derselben theilnehmen zu können. Tag und Nacht fast quälte mich der Gedanke, wie ich es möglich machen könne, mit nach Mexiko zu kommen, allein so sehr ich auch sann und sann, so wollte sich doch immer kein Mittel finden, da das Regiment, bei dem ich augenblicklich stand, nicht mit zur Theilnahme bestimmt war. „Doch unverhofft kommt oft," dies sollte ich wie früher schon wiederholt auch jetzt wieder bei mir erfahren. Ich hatte schon fast den Gedanken aufgegeben, auch in Mexiko mir Siegeslorbeeren zu erkämpfen, und war bereits im besten Gange, um mich zu trösten, einer sehr schönen, liebenswürdigen, jungen Engländerin eifrig zu huldigen — obgleich mich oft dabei die Furcht schreckte, daß ich am Ende doch noch in das zwar

süße aber schwere Joch der heiligen Ehe eingespannt werden möchte, als ich plötzlich von meinem Freunde in Paris die Nachricht erhielt, daß vielleicht einige Aussicht für mich vorhanden sei, mit nach Mexiko zu kommen. Der Bataillonschef in einem nach Mexiko bereits eingeschifften Regiment, ein sehr tüchtiger erprobter Soldat, war erkrankt in Frankreich zurückgeblieben, und die Aerzte hatten erklärt, daß ein längerer Aufenthalt in einem Tropenklima für ihn die größte Gefahr bringen würde. Er beabsichtigte daher mit einem anderen Bataillonschef einen Tausch einzugehen, und so war Hoffnung für mich vorhanden, daß ich an seiner Stelle mich einschiffen könne. Schon die bloße Möglichkeit dieser Theilnahme regte mich so freudig auf, daß ich die ganze Nacht kein Auge darüber schließen konnte. Vergessen war sogleich meine schöne Engländerin und alle ihre Vorzüge an äußeren Reizen wie gewichtigen Reichthümern, denn wenn ich Hoffnung hegen durfte, in Mexiko an recht tüchtigen kriegerischen Expeditionen theilnehmen zu können, so hätte Alt-England mir die reichsten und schönsten seiner Ladies, zur beliebigen Auswahl für mein zukünftiges Ehebett, präsentiren können, ich wäre keinen Augenblick unschlüssig gewesen, das harte Lager im Zelte, in der Mitte meiner Kriegsgenossen, vorzuziehen. Mit dem größten Eifer setzte ich nun alle möglichen verschiedenen Hebel in Bewegung, um meine Versetzung zu erwirken, und dank sei es meinem Glücksterne, sie gelang mir auch. Das war ein freudiger Augenblick, als ich den Befehl erhielt, unverzüglich mit dem nächsten Packetboot mich nach Vera-Cruz einzuschiffen, wohin das Ba-

taillon, welches ich befehligen sollte, bereits abgegangen war. Meine blonde Miß in Rom schien zwar in ihren veilchenblauen Aeugelein einige Thränen schimmern lassen zu wollen, als ich ihr meine plötzliche Abreise mittheilte, doch was kümmerten mich jetzt noch alle Weiberthränen.

„Ich hab' auf Erden kein bleibend Quartier,
Kann treue Lieb' nicht bewahren!"

sang ich mit Eurem Schiller, beiläufig gesagt, dem einzigen deutschen Tragödiendichter, dessen Werken ich auf die Länge Geschmack abgewinnen konnte. Ich suchte die schöne Engländern möglichst zu trösten, versprach ihr die goldene Krone des Iturbides oder irgend eines anderen mexikanischen Großen als Brautgeschenk bei unserer demnächstigen Hochzeit nach meiner Rückkehr mitzubringen, feierte noch einen lustigen Abschiedsabend mit meinen Kameraden, welche mich Alle um mein Glück, wieder an neuen Feldzügen theilnehmen zu dürfen, nicht wenig beneideten, im französischen Militärcasino in Rom, und fuhr dann mit frohem Herzen ab.

Von meiner Seereise nach Vera-Cruz, welche ich der schnelleren Fahrt wegen, da gerade von St. Nazaire kein Schiff dahin abging, mit einem englischen Packetboote machte, ist nicht viel zu erzählen. Die Gesellschaft, in welcher ich größtentheils verkehrte, bestand fast nur aus englischen Land- und Seeoffizieren verschiedener Grade, welche auf Urlaub in ihrem Vaterlande gewesen waren, und nun nach ihren verschiedenen Garnisonen und Stationen in den westindischen Gewässern zurückkehrten. Als echter Franzose hasse ich England und seine Politik trotz unserer zeitweiligen Bundesge-

nossenschaft nicht wenig, und gäbe gerne meine rechte Hand dafür, wenn ich noch so einen tüchtigen Krieg gegen die Engländer fechten, und gar vor Allem London mit erstürmen helfen könnte, allein unter den einzelnen englischen Offizieren habe ich häufig sehr angenehme Kameraden, welche dazu wahre Gentlemen waren, gefunden. Sowohl in der Krim, in China, in Ostindien und dann jetzt auf dieser Fahrt nach Mexiko, verbrachte ich gar manche fröhliche Stunden mit diesen englischen Kameraden und leerte gar viele Gläser des besten Weines mit ihnen. Wenn man ein Jahr vor Sebastopol gefochten und dort viel mit Engländern verkehrt hat, findet man fast in allen englischen Regimentern alte Kriegsgefährten aus jener in der Gegenwart so beschwerlichen, in der Erinnerung aber so schönen Zeit. So fand ich denn auch jetzt auf diesem Dampfer zwei englische Land- und einen Marineoffizier, mit welchen ich zusammen bei der Belagerung von Sebastopol bekannt geworden war. Wir freuten uns dieser Begegnung nicht wenig, denn eine gemeinsame Erinnerung der vergangenen Gefahren und Entbehrungen verbindet die Menschen gar leicht mit einander, und verplauderten an der sehr reichlich besetzten Tafel der ersten Kajüte gar manche Stunden in der Erzählung unserer damaligen Abenteuer, wobei es uns häufig an einem Kreis aufmerksamer Zuhörer nicht fehlte.

Auch einen andern Bekannten von Sebastopol her, einen alten englischen Hochbootsmann, der jetzt als Steuermann auf dem Dampfer diente, fand ich ganz unvermuthet wieder, und freute mich eben dieses Zusammentreffens nicht wenig.

Der Alte, eine ächte englische Theerjacke, diente vor Sebastopol in der sogenannten „Matrosenbatterie", hatte sich einst auf dem Rückweg von Balaklawa, wo er sich nach der steten Gewohnheit der englischen Seeleute einen tüchtigen Rausch angetrunken, verirrt und war im Schnee stecken geblieben. Er wäre unzweifelhaft erfroren, wenn ich ihn nicht zufällig gefunden und den schon fast Erstarrten in mein Zelt hätte tragen lassen. Hier thauten wir ihn denn durch ungeheure Portionen heißen, starken Grogs, welche er mit einer Begierde wie ein Kind an der Mutterbrust, hinunterjog, wieder auf, und ich behielt ihn noch den andern Tag bei mir, wo er uns Offizieren und auch den Zuaven meiner Kompagnie, durch seine eigenthümlichen Manieren viel Unterhaltung gewährte. Seit jener Zeit hegte der alte Seehund eine große Anhänglichkeit für mich, und als ich einmal die englische Matrosenbatterie besuchte, ward ich von ihm und seinen Kameraden mit einem so lauten dreimaligen Hurrah, daß es bis zu den Russen hinübergeschallt haben muß, begrüßt, was mir vielen Spaß machte. Auch jetzt auf dem Dampfer äußerte der Steuermann eine wahrhaft herzliche Freude, mich wieder zu sehen und der Druck, mit dem seine breite Pratze von Hand meine Rechte preßte, war so kräftig, daß mir förmlich die Finger davon schmerzten. Ich verkehrte häufig mit dem braven Mann, und da es in unseren sonst zwar sehr eleganten und äußerst reinlichen Schlafcojen des Nachts oft so heiß war, daß ich nicht gut schlafen konnte, so besuchte ich ihn auf dem Verdeck, wenn er die nächtliche Wache hatte, und plauderte manche Stunde mit ihm. So eine

Mondscheinnacht auf dem Meere unter den Tropen ist wirklich mitunter entzückend und schon auf der Fahrt nach China verschaffte ich mir mitunter die Freude, solche zu genießen. Und welche belebte Unterhaltung wußte der alte Steuermann, der an Bord eines Kriegsschiffes geboren, schon als Schiffsjunge von 1812—15 gegen uns Franzosen gekämpft und seitdem auf Kriegs- wie Handelsfahrzeugen alle Meere der Welt unausgesetzt durchkreuzt hatte, zu führen. Welche Menge von gefährlichen Abenteuern hatte er erlebt und wie viele interessante Beobachtungen, die er alle in seiner derben kernigen Sprache sehr lebendig zu erzählen verstand, gemacht.

Wir hatten jedoch während unserer Fahrt nach Havanna nicht stets heiteres Wetter, sondern wurden auch von dem stärksten Sturm, den ich jemals auf allen meinen bisherigen Seereisen erlebt hatte, überfallen. Es war förmlich ein Orkan, der fast 48 Stunden mit unausgesetzter Kraft anhielt. Es war in der That das schaurig-schönste Schauspiel, welches mein Auge jemals gesehen hat, und wiederholt glaubte ich, daß unser Schiff von den ungeheuren Wasserbergen, die von allen Seiten darauf zustürzten, überfluthet und unter ihrem Druck in die Tiefe mit hinabgerissen werden müßte. Was ist alles Getobe der heftigsten Schlacht, und sei solche auch selbst die bei Inkjerman oder bei Solferino, gegen die Schrecknisse eines derartigen Orkans. Aber Dank sei es der trefflichen Bauart unseres guten Dampfers und seinen festen Rippen und mehr noch der kaltblütigen, umsichtigen Führung des Kapitains, der volle 48 Stunden

seinen Platz auf dem Verdeck auch keinen Augenblick verließ, und der ruhigen wohlgeübten Matrosen, die unsere Bemannung bildeten, wir gingen unversehrt aus all diesem Gestürme hervor. Welch vortreffliche Seeleute die Engländer sind, lernte ich bei diesem Orkan wieder so recht erkennen. Es widerstrebt zwar meinem Nationalstolz, allein trotzdem kann ich doch nicht umhin die Meinung zu hegen, daß auf dem Meere die Engländer noch stets manche vortreffliche Eigenschaften besitzen, welche wir Franzosen in dem Grade leider noch immer nicht haben. Zwar können alle unsere Kriegsschiffe in ihrer Bauart und Ausrüstung es vollkommen mit allen englischen aufnehmen, und ich hege zuversichtlich die Hoffnung, daß die Mannschaft einer französischen Fregatte ebenso muthig sich als Enterer auf ein feindliches Fahrzeug stürzen, oder im heftigsten Geschützkampf kaltblütig und geschickt zielen werde, als eine englische, aber in ihrer Ruhe während eines Sturmes sind die Engländer uns bisher noch weit überlegen und werden dies auch wahrscheinlich für immer bleiben. Welch Gerufe und Kommandiren und unnützes Umherlaufen wäre bei einem solchen Orkan nicht an Bord eines jeden französischen Schiffes entstanden, wie ruhig und gemessen ging hingegen Alles bei uns zu und wie schweigend und sicher erfüllten die Matrosen ihre verschiedenen höchst schwierigen, ja sogar häufig gefährlichen Obliegenheiten. Besonders mein alter Freund, der zweite Steuermann, war in diesen Tagen unübertrefflich. Seine Ruhe war in der That klassisch und selbst in den gefährlichsten Augenblicken, wo ich selbst jede Sekunde den sicheren Unter-

gang unseres Schiffes erwartete, verzog er keine Muskel seines wie aus Erz gegossenen Antlitzes.

Nun, wie alles Böse und Gute in dieser Welt, so ging auch dieser Orkan zuletzt vorüber. Gott Aeolus schien sich wieder beruhigen zu wollen, und die helle, heiße Tropensonne blitzte bald mit neuer Kraft auf der dunkelblauen, gleich einem riesigen Spiegel so glatten Fläche des Oceans. Wie dies häufig nach heftigen Orkanen unter den südlichen Himmelsstrichen der Fall ist, so trat jetzt eine völlige Windstille ein und nur des Dampfes gewaltige Kraft bewegte unser Fahrzeug noch vorwärts. Gerade bei diesen oft mehrere Tage ununterbrochen anhaltenden Windstillen, lernt man die große Erfindung der Dampfschifffahrt erst so recht in ihrem vollen Umfange schätzen; bei gutem Segelwinde ist es sonst fast angenehmer auf einem schnellen Segelschiff, dessen Bewegungen ruhiger wie die eines Dampfers sind, zu fahren.

Mit guter Fahrt langten wir denn auch in Havanna an, wo sich unsere bisherige Tafelrunde auflöste, da die einzelnen Offiziere von hier nach ihren verschiedenen Bestimmungsorten abgingen. Noch ein fröhliches Abschiedsbankett ward mit einer vortrefflichen Bowle, die durch den Saft der frischen Ananasse, welche uns ein mit Negern bemanntes Boot schon auf der Rhede hinausgebracht hatte, einen unübertrefflichen aromatischen Wohlgeschmack erhielt, gefeiert, dann ein herzlicher Händedruck und „farewel — vielleicht for ever“ hieß es. Wer weiß, ob und wo ich alle diese verschiedenen englischen Offiziere in diesem Erdenleben wiedersehen werde, und ob unsere nächste Begegnung nicht als

Feinde im heißen Kampfe auf blutigem Schlachtfelde stattfinden wird. Parbleu, dies wäre prächtig, denn ein recht heftiger Krieg gegen England würde für uns französische Offiziere ein ungemein erwünschtes Ereigniß sein.

Die Stadt Havanna hat eine ungemein schöne Lage und die Insel Cuba, so weit ich sie kennen lernte, muß an Fruchtbarkeit des Bodens und Reichthum ihrer Erzeugnisse, eine überaus werthvolle Besitzung sein. Die Pracht und Ueppigkeit der Vegetation in den Tropen lernte ich hier erst so recht erkennen, und Italien, Algerien und China können sich hierin nicht im Mindesten mit dieser Insel vergleichen. Ich kann mir wohl denken, daß die Raubgelüste der Nordamerikaner, dieses frechsten, unverschämtesten und alles Recht verspottenden Volkes, welches die Erde trägt, nach dem Besitz von Cuba sehr groß sind, und somit unter nordamerikanischem Schutze schon wiederholt Flibustier-Expeditionen zu dessen Eroberung ausgerüstet wurden. Nun die Spanier haben dies Raubgesindel, wenn sie solches in ihre Gewalt bekamen, auch behandelt wie es dies verdiente, nämlich ohne Weiteres aufgeknüpft und trotz aller ihrer Prahlereien wagten die nordamerikanischen Präsidenten es doch nicht, den offenen Krieg deshalb an Spanien zu erklären. Gegenwärtig, da die nordamerikanische Union dem längst verdienten Schicksal anheim gefallen ist, sich selbst im wilden brudermörderischen Kampfe zu zerfleischen und in zwar sehr blutigen und tapfer gekämpften, aber unglaublich ungeschickt geführten Schlachten Hunderttausende von Soldaten hinzuopfern, ohne daß irgend wie noch die mindeste Entscheidung erzielt wurde, ist wohl

an diese Eroberuug Cuba's durch die Nordamerikaner gar nicht zu denken und Spanien ist sicherer denn je in dem Besitz dieser werthvollen Insel, welche mit Recht „die Perle der Antillen" genannt wird.

Um mich auf Cuba näher umzusehen, was ich sehr gerne gethan hätte, fehlte es mir an Zeit, denn es drängte mich gewaltig, das nächste französische Schiff, welches nach Vera-Cruz fuhr, zu besteigen. Von einem reichen spanischen Pflanzer, an den ich empfohlen war und auf dessen wundervoll gelegener und auf das Reichste eingerichteten Pflanzung ich in sehr angenehmer Gesellschaft einen überaus vergnügten Tag verlebte, erhielt ich ein Kistchen mit 200 der besten Cigarren zum Geschenk. Welch ungemein edles Erzeugniß eine wahrhaft ächte, nur aus den besten Tabaksblättern auf der Pflanzung selbst erzeugte Havanna-Cigarre ist, lernte ich jetzt erst in vollem Umfange erkennen und würdigen. Welch elende Glimmstengel sind die besten sogenannten „importirten Havanna-Cigarren", das Stück zu einem Frank im ersten Tabaksladen zu Paris, gegen diese Cigarren, welche die reichen Pflanzer aus den feinsten sorgfältig ausgesuchtesten Blättern ihrer Plantagen, nur zu dem Zwecke um solche als werthvollste Geschenke zu verschenken, anfertigen lassen und die niemals in den eigentlichen Handel kommen. Und nun gar Euere angeblichen Havanna-Cigarren in Deutschland, von denen, trotz aller noch so marktschreierischen Ankündigungen, drei Viertel die Insel Cuba nicht gesehen haben, sondern aus rein vaterländischen Blättern, die höchstens mit Virginia- oder Maryland-Tabak vermischt werden, in

Bremen oder Hamburg oder andern Orten angefertigt werden. So eine Havanna-Cigarre, wie ich sie geschenkt erhielt, schmeckt würzig wie das edelste Aroma, duftet lieblich gleich dem größten Rosengarten von Schiras und ihr glücklicher Raucher empfindet gleichen Genuß wie der Bräutigam bei dem ersten Verlobungskuß der geliebten Braut, oder der Zecher bei dem vollen Glase des goldensten und feurigsten Rheinweins, welches ihm der alte wohlgewogene Küfermeister aus dem besten Mutterfäßchen in der hintersten Ecke des Kellers herauszog. Alle edlen Empfindungen, die ein Mensch in seiner Brust nur hegen kann, erwachen mit voller Stärke bei dem beneidenswerthen Raucher einer solchen Cigarre während der glücklichen Stunden, in denen er ihren Dampf in leichten bläulichen Ringeln in die ebene mit Wohlgeruch geschwängerte Luft hinausblasen kann. Man ist so milde und großmüthig gestimmt, als beständen alle Menschen aus unsern Brüdern, die man gerne mit offenen Armen an seine Brust drücken möchte, jedes rachsüchtige Gefühl, selbst gegen den bitterst gehaßten Feind, verstummt und voller Versöhnung ist unser ganzes Wesen. Dabei fühlt man sich muthig gleich einem Löwen und möchte voll Ungestüm sich in den Kampf mit zehntausend Teufeln stürzen, wenn es als Siegespreis solche Cigarren zu erobern gäbe, während wieder inniges Mitleid mit allen Unglücklichen, denen dieser köstliche Genuß für immer versagt blieb, unser Herz erfüllt. Ja was sind die feurigsten Küsse des schönsten Weibes, die vollsten Gläser des edelsten Weines, die schmelzendsten Töne der ersten Primadonna der Welt, und die wol-

lüstigsten Körperstellungen oder künstlichsten Beinverrenkungen der berühmtesten Solotänzerinnen des Mailänder und Pariser Ballets, gegen das Wohlbehagen, mit dem man eine solche Cigarre raucht. Hunger und Durst, Ermattung und Ueberanstrengung, Kälte und glühender Sonnenbrand, ungerechte Vorwürfe dummköpfiger Vorgesetzter, Aerger und Zorn über widerspenstige oder ungeschickte Untergebene, grobe Mahnbriefe unverschämter Gläubiger, perfide Absagebriefe ungetreuer Geliebten, die einen reicheren Liebhaber kapern zu können hoffen, kurz dies und noch gar manches Andere vergißt man leicht in jenen wonnevollen Augenblicken, in denen man eine solche edle Cigarre feinster Sorte zwischen die sehnsüchtigst darauf gespitzten Lippen steckt, in vollem Genuß die ersten kräftigen Züge thut und nun diesen linden Rauch in künstlichen Ringeln wieder in die Luft hinaus bläst.

Unter vielen andern schlechten Eigenschaften hast du, mein alter Freund, auch das Unglück kein Raucher zu sein und kannst also die Freude, welche ich über das köstliche Geschenk jener zweihundert edlen Cigarren empfand, wohl kaum begreifen. Mit welcher eifersüchtigen Sorge ich besonders später in Mexiko diesen werthvollen Schatz bewachte, ist kaum zu schildern. Der verliebteste Ehemann in Spanien kann die Treue seiner glutäugigen, heiß nach Liebe verlangenden Gattin nicht sorgfältiger hüten, als ich meine Cigarrentasche gegen die Angriffe meiner Kameraden, die darin — Gott sei es geklagt, nur zu oft ein verzweifeltes Gewissen haben. Einigen besonders auserwählten Freunden gab ich mitunter als Zeichen meiner höchsten Gunst eine solche Cigarre zu

rauchen und gleich mir schwelgten sie dann in ihrem köstlichen Genuß. Auch an einzelne Verwundete oder Soldaten meines Bataillons, welche sich besonders ausgezeichnet hatten, schenkte ich als Extra-Belohnung hie und da eine solche Cigarre, die dann stets mit großem Danke aufgenommen wurde. Wie alles Schöne auf dieser Welt leider nur zu sehr vergänglich ist, so schwand auch der Vorrath meiner Cigarren von Tage zu Tage immer mehr und mit banger Sorge konnte ich den Zeitpunkt berechnen, an welchem ich die letzte davon rauchen würde. Und so kam denn auch dieser schmerzliche Augenblick heran, und an dem Tage, an dem wir zuerst Puebla angriffen und mein Bataillon in Reserve zurückbleiben mußte, brannte ich auch die letzte dieser Cigarren an und sog noch einmal — ach, zum letzten Mal, ihren Duft ein. Mit dem Gefühle, womit man die letzten Ueberreste eines guten Freundes zur Gruft bestattet, blies ich auch das letzte Aschenhäuflein dieser Cigarre in die Luft und ein wehmüthiges „adieu pour toujours" wollte eben über meine Lippen dringen, als wir Befehl zum Vormarsch erhielten. Da war denn freilich Cigarre und alles Andere, was sonst meine Brust noch erfüllen konnte, vollständig vergessen, ich war nur der kampflustige französische Offizier, der seinen Soldaten ein freudiges „en avant mes amis" zurief.

Außer diesen 200 kostbaren Cigarren erster Sorte, die wie gesagt niemals in den Handel kommen, sondern von den reichen Pflanzern nur zu Geschenken an Personen, denen sie eine besondere Gunst erweisen wollen, verwandt werden, kaufte ich noch ein Dutzend Kisten zwar minder edler, aber

doch sonst sehr guter Cigarren, in einem mir besonders empfohlenen Tabaksladen in Havanna ein und nahm solche theils zum eigenen Gebrauch, theils auch zu Geschenken für meine Freunde mit. Wie man in der Champagne, wenn man die besondern Quellen nicht weiß, oft sehr schlechten Champagner zu trinken bekommt, so auch in Havanna recht mittelmäßige Cigarren zum Kaufen. Die Insel Cuba erzeugt nicht den dritten Theil aller Cigarren, welche von Havanna aus exportirt werden, sondern es kommen aus den südlichen amerikanischen Häfen ganze Schiffsladungen von angefüllten Cigarrenkisten dort an, erhalten in Havanna ein Brandzeichen dortiger Fabriken und werden dann als echte Havanna wieder ausgeführt. Geschieht doch auch ein Gleiches in der Champagne, wo fremder moussirender Wein eingeführt wird, um dann als echter Champagner wieder verkauft zu werden. Gute Cigarren sind übrigens in Havanna selbst fast ebenso theuer als in Europa und besonders auch in den deutschen Hafenstädten, in denen man die billigsten und dabei verhältnißmäßig auch preiswürdigsten Cigarren kauft. Freilich muß man nicht glauben, daß wenn man Cigarren die Kiste unter 100 Thaler kauft, man dann auch wirklich echte Havanneser raucht.

Um dies Kapitel über Cigarren zu vervollständigen und dann für immer abzuschließen, will ich gleich erwähnen, daß man in Mexiko leichte und dabei recht gute Cigarren zu verhältnißmäßig wohlfeilen Preisen kaufen kann. Der Boden und das Klima in mehreren Theilen des mexikanischen Reiches eignen sich überhaupt vortrefflich zum Ta-

baksbau und nur die grenzenlose Indolenz der dortigen Bewohner verhinderte, daß man solchem bisher die nöthige Sorgfalt widmete. Doch was vermag Mexiko nicht überhaupt Alles zu erzeugen und welchen unerschöpflichen Reichthum der kostbarsten Mineralien und der werthvollsten Produkte des Thier- und Pflanzenreiches liefert dies von der Natur so äußerst reich gesegnete Land, wenn die seit dreißig Jahren schmerzlich entbehrte Ordnung und Ruhe erst einigermaßen wieder hergestellt, die übermäßige, Alles verdummende Herrschaft der Pfaffen gebrochen und die große Indolenz und Faulheit eines nur zu beträchtlichen Theiles der Bevölkerung in Fleiß und Thätigkeit verwandelt ist. Wahrhaftig die ganze Welt muß es dem Kaiser Napoleon danken, daß er uns französische Soldaten hieher sandte, um die bisher herrschende Anarchie zu vernichten und geordnete Zustände herbeizuführen. Zwar weiß ich noch nicht, welchem Herrscher unser Kaiser die mexikanische Krone verleihen wird und ob ein Erzherzog von Oesterreich oder, wie es jetzt heißt, der Prinz Napoleon solche erhalten soll, soviel aber steht fest, daß von unserem Einzug in Mexiko an eine neue Periode für das ganze Land beginnen wird. Wenn nur einige 1000 Mann französische Soldaten noch etwa zehn Jahre in Mexiko bleiben werden, so befestigen sich die Zustände daselbst in dieser Zeit derartig, daß später Gesetz und Ordnung nicht leicht mehr gestört werden können und der neue Kaiser oder König — vorausgesetzt, daß dieser wirklich ein kluger und energischer Mann ist, sich schon mit eigenen Mitteln und ohne fremde Truppen dazu zu bedürfen, wird schützen

können. Der größte Theil aller irgend wie vernünftigen Mexikaner ist der steten Anarchie, welche fast unausgesetzt herrschte, seit das Land sich von Spanien losriß und auf den verrückten Einfall kam, statt einer erblichen Monarchie, wie dies hätte geschehen müssen, eine sogenannte Republik zu bilden, herzlich überdrüssig und sehnt sich dringend nach Ruhe und Ordnung. Jeder ehrgeizige General, der einige hundert Taugenichtse aufwiegeln kann, versucht eine Revolution zu machen, um sich wo möglich der Präsidentenwürde zu bemächtigen, und so ist die letzte 40jährige Geschichte der Mexikaner fast eine unausgesetzte Reihe geglückter oder auch mißlungener Revolutionen, von denen die eine immer kläglicher als die andere war, und statt des gewissenlosen, ehrgeizigen Abenteurers, der sich für eine Zeit lang der öffentlichen Gewalt zu bemächtigen gewußt hatte, dann einen andern an seine Stelle setzte, der auch um kein Haar besser, sondern wo möglich nur noch schlechter als sein Vorgänger war. Auch dieser sogenannte Präsident und Obergeneral Juarez, der zuletzt die Mexikaner tyranniſiren und für seine egoistischen Zwecke auspressen wollte, ist nach dem einstimmigen Urtheil Aller, die ihn genauer kennen, ebenfalls ein gewissenloser, ehrgeiziger Intriguant, der unter dem Deckmantel des sogenanten Liberalismus nur den schmutzigsten Eigennutz verfolgte und seine egoistischen Pläne mit einem Schwall liberaler Redensarten zu umgeben wußte. Besteht die große Mehrzahl unserer vermeintlichen Volksbeglücker und demokratischen Plänemacher in Europa doch ebenfalls aus Leuten ähnlichen Schlages.

Tritt nun der neue Erbkaiser von Mexiko all diesem Unwesen und Parteigetreibe nur mit der gehörigen Kraft entgegen, so wird die große Majorität der mexikanischen Bevölkerung sich ebenfalls wieder ermannen und ihm in diesen Bemühungen helfend zur Seite stehen. Die Creolen hier, welche den größten Theil der besitzenden Bevölkerung bilden, haben im Allgemeinen manche gute Eigenschaften und sind auch nicht schwer zu regieren, nur bedarf die große Indolenz, in welche sie gar leicht verfallen, eines scharfen Antriebes und sie müssen Jemanden haben, der ihnen imponirt, wenn sie ihm willig gehorchen sollen. Allzu weichherzig darf übrigens der neue Herrscher von Mexiko nicht sein, denn seine Milde dürfte ihm dann gar leicht als Schwäche ausgelegt werden, ihren Zweck dadurch gänzlich verfehlen und nur die politischen Intriguanten zu neuen Umtrieben ermuthigen, deren Unterdrückung zuletzt dann mehr Blut kosten würde, als wenn man gleich anfänglich mit der gehörigen Energie dagegen eingeschritten wäre. So darf es ihm nicht darauf ankommen, jeden bewaffneten Revolutionär, der ergriffen wird, sogleich erschießen zu lassen, alle Revolutionsversuche ohne Weiteres mit dem Tode oder doch Vermögensconfiscation und lebenslänglicher Verbannung zu bestrafen und gegen etwaige feindliche Haufen sogleich die Kartätschensalven ganz gehörig zu gebrauchen. Sind diese Beispiele nur erst einigemal ganz rücksichtslos geschehen, so schrecken sie alle andern Unruhestifter von derartigen Versuchen sicherlich ab, denn allzu große Tollkühnheit oder gar Selbstaufopferung gehören gerade nicht zu den hervorragendsten Charaktereigenschaften

der spanischen Creolen auf dem amerikanischen Festlande. Die durch solche politische Ruhe vermehrte Sicherheit des Eigenthums, die seit den letzten 40 Jahren fast gänzlich fehlte, würde ungemein viel dazu beitragen, die eingeborene Bevölkerung zur vermehrten Thätigkeit und zur sorgfältigen rationellen Benützung der vielfachen Schätze des Bodens anzuspornen. Ist dabei der Kaiser eben nur vernünftig liberal, begünstigt Aufklärung und wissenschaftliche Ausbildung und sorgt für merkantilische, industrielle und agronomische Fortschritte, so wird die Bevölkerung ihm bald sehr ergeben sein und den Tag segnen, an dem sie von dem Unding ihrer sogenannten Republik erlöst wurde, ebenso wie viele Millionen von Franzosen es dankbar preisen, daß unser Kaiser Napoleon durch seine kräftige Handlung am 2. December 1851 Frankreich von der Anarchie, die seit 1848 darauf lastete, befreite, und als Retter der bürgerlichen Ordnung des französischen Volkes auftrat.

Daß der Prinz Napoleon durch seine Eigenschaften eine besonders taugliche Persönlichkeit für den mexikanischen Thron sein dürfte, glaube ich nicht, und so wird der Kaiser Napoleon ihn schwerlich dafür bestimmen. Ich als Franzose könnte es sonst nur wünschen, daß ein französischer Prinz, ein Sproß aus unserem glorreichen Stamm der Napoleoniden, diesen schönen Thron besteigen und Mexiko somit in die nächste Verbindung mit Frankreich bringen würde. Zwar würden die Engländer darüber grimmig die Zähne fletschen, wenn Mexiko in möglichst nahe Handelsverbindung mit Frankreich träte und die englischen Zeitungen würden nach

gewohnter Weise sich in albernen Drohungen ergießen und ihre Spalten mit pöbelhaften Schimpfereien anfüllen. Doch was macht dies wohl im Mindesten aus und nie wird ein vernünftiger Mensch in Frankreich und geschweige nun gar der Kaiser Napoleon, irgend wie welches Gewicht darauf legen, ob England schimpft und droht oder nicht. Wenn sich die Engländer allzu frech gegen uns Franzosen zeigen sollten, so schlagen wir sie verdientermaßen gehörig auf das Maul und eine Landung in London dürfte bei dem jetzigen Bestand der französischen Dampfschiffsflotte gar nicht zu den Unmöglichkeiten gehören. Das wäre doch noch ein glorreicher Krieg; ich glaube wir französische Soldaten würden vor Freude außer uns gerathen, wenn es hieße, daß wir in England landen sollten.

Von dem Erzherzog Maximilian in Oesterreich, dem andern Kronbewerber, dessen Namen bei uns in Mexiko in letzter Zeit sehr viel genannt wurde, hörte ich vor 2 Jahren, als ich auf meiner Rückkehr aus China einige Tage mich in Triest aufhielt, nur Gutes. Er soll thätig, ehrgeizig und für neue großartige Schöpfungen sehr eingenommen sein und so mag es seinem Ehrgeize wohl schmeicheln, daß ihn der Kaiser Napoleon auf den Thron von Mexiko setzen will. Nun, ich will es ihm von Herzen wünschen, daß er sich auf seinem zwar sehr glänzenden, aber doch auch etwas unsichern Sitz behaupten mag und sowohl seine wie auch der Mexikaner Hoffnungen und Wünsche alle in Erfüllung gehen. Doch was geht mich, den französischen Bataillonschef, eigentlich Mexiko und dessen politische Zukunft

weiter viel an. Mir genügt es, daß wir auch dies Land, wie jedes andere, wohin uns der Kaiser Napoleon befahl, vollständig eroberten und unsere Fahnen abermals reiche Siegeslorbeeren erkämpften; alles Uebrige ist und muß mir auch vollständig gleichgültig sein. Wer als Soldat Politik treiben und eine besondere politische Meinung haben will, der sollte nur lieber gleich sein Ehrenkleid, die Uniform, ausziehen, denn er wird nur zu oft nicht dafür passen. So ist meine Ansicht, und ich weiß auch aus Erfahrung, mein alter Freund, daß Du sie vollkommen mit mir theilst.

Von Havanna nach Vera-Cruz fuhr ich mit einem kleinen französischen Postdampfer. Weder das alte nicht sehr bequeme Schiff noch die kleinen sehr überfüllten Kajüten, ja selbst die seemännische Geschicklichkeit der etwas bunt zusammengewürfelten Mannschaft konnten den Vergleich mit dem großen englischen Packetboot, welches mich von Europa nach der Insel Cuba gebracht hatte, aushalten und doch war ich sehr erfreut, als ich wieder unsere schöne Trikolorflagge über meinem Haupte in den goldig-blauen Himmel hineinflattern sah. Wir hatten fast nur französische Offiziere und Soldaten aller Waffengattungen, die zu ihrem in Mexiko befindlichen Korps wollten, am Bord, und wo die Krieger Frankreichs versammelt sind, da wird stets ein lustiges Leben sein, und man wird singen, lachen und scherzen hören. Wahrhaftig in ihrer stets unerschöpflich guten Laune, die sich unter allen Himmelsstrichen der Welt und zu Lande wie zu Wasser vollkommen gleich bleibt, sind unsere Solda-

ten einzig, und auch schon mit aus diesem Grunde möchte ich nichts Anderes als französischer Offizier sein, und in keiner anderen Armee als in der unsrigen dienen. Wie finster und mürrisch sind dagegen diese englischen Landsoldaten, und wie gerathen sie nur in eine wilde, rohe Lustigkeit, wenn der Rum in ihre dicken Köpfe steigt.

Daß wir uns jetzt unter den Tropen befanden, zeigte die immer stärkere Hitze. Besonders in den Mittagsstunden von 10—4 Uhr brannte die Sonne so glühend auf das Verdeck herab, daß das Pech zwischen den Fugen der Bretter zu schmelzen anfing, und kaum unter dem ausgespannten großen Zelt, auf dessen Leinwand stets mit vollen Eimern Seewasser gegossen wurde, einiger Schutz zu finden war. Selbst wir alten „Afrikaner", welche doch schon von den algerischen Sommerkampagnen her an eine gehörige Hitze gewöhnt waren, fühlten hier, was eine Tropensonne vermöge. Köstlich jedoch waren die Abendstunden von 5—9 Uhr, denn alsdann trat sogleich nach sehr kurzer Dämmerung die nächtliche Dunkelheit ein. Unsere Soldaten, welche von 11—3 Uhr die schattigsten und kühlsten Plätze aufsuchten und träge umherlagen oder eine lange Siesta hielten, benutzten diese kühleren Abenstunden sogleich, um auf dem Verdeck zu tanzen oder auch gymnastische Spiele zu treiben. Ein Sprichwort sagt: „Wer gerne tanzt, dem ist leicht gepfiffen", und so genügten denn auch die Töne eines Signalhorns, welches ein kleiner, zufällig mit am Bord befindlicher „Clairon" mit von Eitelkeit erzeugter, unermüdlicher Ausdauer blies, nur um 20—30 größtentheils bärtige Sol-

daten stundenlang zum lebhaftesten Tanze anzufeuern. Diejenigen von ihnen, welche die Damen bei diesen Tänzen vorstellten, mußten zur Unterscheidung ein weißes Schnupftuch um den Arm binden, dabei aber auch alle Bewegungen einer Dame nachmachen und sich überhaupt stets als solche benehmen. Da immer die langbärtigsten oder verwettert aussehenden Soldaten zu diesen Damenrollen am meisten ausgesucht wurden, so gewährte ihr Knicken und Beineschwingen und Kokettiren oft einen so komischen Anblick, daß wir Offiziere herzlich darüber lachen mußten. Besonders die Zuaven, von denen wir ein halbes Dutzend tolle Burschen bei uns hatten, waren stets die gesuchtesten Damen.

Bei den gymnastischen Spielen ging es oft noch weit toller und muthwilliger zu. Besonders beliebt waren die Spiele, wo zwei Abtheilungen auf den Schultern stämmiger Kameraden huckepack sitzende Soldaten mit Plumpsäcken gegen einander fochten, oder auch die Soldaten mit gebeugtem Rücken beide Hände auf die Kniee gestützt, sich in einer langen Reihe hintereinander aufstellten, und nun der Hinterste stets über seine Vordermänner hinausvoltigiren mußte.

Am letzten Abend vor unserer Einfahrt in Vera-Cruz nahmen diese Spiele, die bis dahin stets ohne sonderliche Unfälle vor sich gegangen waren, ein trauriges Ende. Es hatte sich zwischen einigen gewandten Matrosen, größtentheils Südfranzosen, welche am Bord des Dampfers dienten, und einigen Soldaten, welche besonders gute Gymnastiker waren, eine Art von Rivalität erzeugt, wer die besten Körperübungen und gymnastischen Kunststücke anstellen könnte, die zwar

für die Zuschauer sehr amüsant war, aber doch leicht unangenehme Vorfälle nachher erzeugen konnte. Wäre ich ein am Bord kommandirender Offizier gewesen, ich hätte diese Wettübungen entschieden untersagt, da ich jedoch als bloßer Passagier reiste, so begnügte ich mich, einzelne Soldaten zu warnen, sich nicht allzusehr dadurch zu übergroßen Tollkühnheiten hinreißen zu lassen. Freilich trafen — wie dies bei unseren Soldaten in solchen Fällen fast stets geschehen wird, meine Warnungen nur taube Ohren. So hatten denn auch ein junger, gewandter Matrose, ein geborener Nizzarde, und ein bildhübscher Corporal der Chaisseurs, der bereits die Krimmedaille und ein Ehrenzeichen aus dem italienischen Feldzug trug, und in seiner Jugend Schornsteinfeger in Paris gewesen war, untereinander um eine Flasche Rum gewettet, daß der Chaisseur dem Matrosen jedes gymnastische Kunststück nachmachen und auch überall in das Thauwerk nachklettern wolle. Es war eine unsinnige Wette, die ich gerne untersagt hätte, wenn meine Befehle Gewicht gehabt hätten; doch die Seeoffiziere ermunterten ihre Matrosen sogar noch dazu, und der den Transport unserer Landsoldaten kommandirende Hauptmann hatte nicht Energie genug, kräftig aufzutreten.

Zuerst ging auch die Sache sehr gut, der Chaisseur machte sogar noch höhere und weitere Sprünge, als der Matrose, und kletterte diesem überall nach. Zuletzt lief der Matrose aber auf die äußerste Spitze der längsten Rae, die über das Verdeck bis auf das Meer hinaus ragte, hinaus und stellte sich dort die Arme ineinandergeschlungen frei und

ohne Anhalt auf. Ein allgemeiner Jubel der Matrosen belohnte diese Tollkühnheit, worauf der Mensch, so schnell und gewandt wie eine Katze, am Thauwerk wieder hinunterglitt. Der Chaisseur-Korporal lief nun ebenfalls auf der Rae entlang, und stellte sich in der gleichen Stellung auf diesen gefährlichen Standpunkt hin. Kaum hatte er jedoch einige Sekunden so gestanden, da schlenkerte das Schiff zufällig ein wenig, er verlor die Balance und stürzte nun kopfüber von oben herab in das Meer hinein. Ein allgemeiner Schrei des Schreckens erscholl von sämmtlichen auf dem Verdeck versammelten Soldaten und Matrosen. Mit Blitzesschnelle wurde nun dem aus der Tiefe des Meeres wieder auftauchenden eine Rettungsboye an einem langen Taue zugeworfen. Es gelang ihm, solche zu erfassen und sich daran so fest zu klammern, daß er nicht untersinken konnte. Schon ward in Eile ein Boot niedergelassen, wir betrachteten den Chaisseur als gerettet und ein freudiger Jubel erhob sich bereits. Plötzlich rief ein Steuermann, der weit vornen im Bugspriet vorneübergebeugt stand, „Ein Hay, ein Hay — da kommt er schon mit Gewalt angeschwommen." Entsetzt richteten sich alle unsere Blicke nach dem bezeichneten Punkt. Es war nur zu wahr, ein gewiß an 10 Fuß langer Hayfisch, dies schreckliche Ungeheuer des Meeres, kam in Eile angeschwommen, um seine fette Beute zu erhaschen. Wir riefen nun dem Schwimmer zu, er möge mit allen Kräften mit beiden Füßen umher schlagen und Lärm machen, um dadurch vielleicht den Hay, der sehr feige und alles Geräusch scheuend sein soll, zu verscheuchen. Der Unglückliche hörte

oder befolgte wenigstens unsere Warnungen nicht. Schon war das Boot, in dem 4 Matrosen saßen, in das Wasser hinabgelassen, und die Ruderer ruderten mit äußerster Kraftanstrengung dem Schwimmenden zu, als plötzlich der Hay sich auf den Rücken warf, so daß wir vom Schiffe aus deutlich seinen weißen Bauch schimmern sehen konnten, und mit seinem gewaltigen, mit einer Doppelreihe scharfer Zähne bewaffneten Rachen nach den Beinen des Schwimmenden schnappte. Ein furchtbarer Todesschrei, wie solchen nur der größte Schmerz auspressen kann, ertönte, und das Meer röthete sich sogleich mit Blut. Als das Boot nun bei der Boye anlangte und der daran krampfhaft fest angeklammerte Oberkörper des Korporals hineingezogen wurde, waren beide Füße bis über das Knie abgebissen. Als wären die Zähne durch die Dampfkraft einer Maschine getrieben worden, so kräftig hatten sie die dicken Schenkelknochen durchgebissen, ein Beweis, welche Stärke in seinen Kinnbacken ein starker, ausgewachsener Hay besitzen muß. Kein Raubthier des Landes, selbst nicht einmal ein Tiger oder der große südafrikanische Löwe, hat eine solche zermalmende Kraft in seinem Rachen, als ein ausgewachsener Hayfisch. Der unglückliche Korporal lebte noch unter großen Schmerzen eine halbe Stunde, war aber dabei von dem starken Blutverlust so ermattet, daß er nur noch einige wenige, kaum verständliche Worte stammeln konnte. Sein letzter schwacher Seufzer war „ma patrie“. Am Abend senkten wir die verstümmelte Leiche, die in ein Segeltuch genähet war, woran eine Kanonenkugel befestigt wurde, unter militärischen Ehren-

bezeugungen in das Meer. Eine dreimalige Ehrensalve wurde dabei von 12 Soldaten abgefeuert, als Zeichen, daß der Verstorbene in drei Feldzügen für den Ruhm der französischen Waffen gekämpft habe. So starb ein braver Soldat, der allen Gefahren des Krim-, des italienischen und eines algerischen Feldzuges glücklich entgangen war, und der es bei ferneren Kriegen noch hätte bis zum General bringen können, auf eine so traurige Weise in Folge seiner übermüthigen Wette.

Selbst unter den Matrosen und Soldaten herrschte an dem Abend eine gewisse kummervolle Stimmung, und wie von selbst unterblieben alle lärmenden Spiele und gymnastischen Uebungen, ohne daß es nöthig gewesen wäre, sie zu untersagen. Am andern Tage beschäftigte die Erwartung unserer Landung in Vera-Cruz die Gemüther Aller so lebhaft, daß der traurige Eindruck dieses Unglücksfalles dadurch ganz verdrängt wurde. Ein kleiner Unfall an der Maschine unseres Schiffes, der uns zu einigen Stunden Aufenthalt zwang, verzögerte unsere Ankunft noch etwas. Gerade als die goldene Sonne in das tiefblaue, stille, auch von keinen noch so leisen Lüftchen gekräuselte Meer hinuntersank, rief der wachhabende Matelot vom Mastkorbe: „Voyes le fanal de Vera-Cruz. Ein lauter, freudiger Ruf unserer Soldaten, welche der langen Seereise schon herzlich überdrüssig waren: „vive la France“ beantwortete dies freudige Signal. Da es zur Landung schon zu spät wurde, so blieb unser Dampfer die Nacht auf der Rhede liegen. Der Gedanke, morgen früh einen neuen Welttheil zu betreten, in

dem wir Alle für den Ruhm unserer Waffen kämpfen, Manche aber auch den Kriegertod finden sollten, versetzte unsere Soldaten in eine so freudige Aufregung, daß während der ganzen Nacht kaum auf dem Schiffe an Schlaf zu denken war. Wir Offiziere opferten gerne die Reste unserer Vorräthe an Wein und Rum, die wir noch von Havanna mitgebracht hatten, um den Soldaten zuletzt noch eine Abschiedsbowle schenken zu können. Behend plaudernd und singend saßen diese in buntem Kreise, alle verschiedenen Waffengattungen, Chaisseurs, Zuaven, Artilleristen, Chaisseurs d'Afrique, Voltigeurs und Grenadiers durcheinander gemischt, um die mächtige Bowle, die aus einem leeren Schiffseimer bestand, und ließen ihre vollstimmigen Lieder in die laue, dunkle Nacht hineinschallen. Der Gesang: „par la voix du canon d'alarme, la France appelle ses enfants. Allons dit le soldat aux airmes" u. s. w. erscholl am häufigsten, zwar ist dies Lied eigentlich republikanischen Ursprunges und uns Soldaten des Kaisers ziemt es gerade nicht, irgendwie nur die mindeste Sympathie für irgend etwas, was an eine Republik erinnert, zu haben, doch hat es eine so schöne, kräftige Melodie, daß ich es stets gerne singen hörte, und auch meinen Zuaven dessen Gesang erlaubte, obgleich manche Regimentskommandeure solches nicht sonderlich mögen. Wenn meine Zuaven auch dies republikanische Lied singen, so sind sie trotzdem, wie dies auch ihre Pflicht und Schuldigkeit ist, durchweg gut kaiserlich gesinnt und wenn es unser Kaiser befiehlt, so werden wir jede Republik mit den Kolben unserer Gewehre zerstampfen. Der

Kapitän unseres Transportdampfers, der wahrscheinlich herzlich erfreut war, daß er seiner lebendigen Fracht von unruhigen Soldaten und leicht unzufriedenen Offizieren, die ihm — wie dies in solchen Fällen stets geschehen wird — wohl mancherlei Aerger und Verdruß bereitet hatten, am andern Morgen los wurde, hatte uns Offiziere ebenfalls noch zu einer letzten Abschiedsbowle eingeladen. Drei See- und neun Landoffiziere, von denen Jeder zufällig einer anderen Waffengattung angehörte, denn die Zuaven, die Linieninfanterie, die Chaisseurs à pied et Chaisseurs d'Afrique, die Artillerie, das Geniekorps, der Generalstab und die Feldartillerie waren unter uns vertreten, bildeten die Tafelrunde, die auf dem Hinterdeck um einen mit edlen Weinen und gut bereiteten Speisen reichbesetzten Tisch saß. Wir plauderten, lachten, hörten dem Gesang unserer Soldaten zu, erzählten uns die verschiedensten merkwürdigsten Begebenheiten aus unserem Leben, was bei den meisten von uns ein sehr bewegtes gewesen war, bliesen den Dampf unserer westlichen Havanna-Cigarren in die Luft hinaus und erfreuten uns der milden, förmlich weich sich um unsere Glieder legenden Seeluft, von dem dunklen Himmel strahlte in hellem Glanze das prächtige Sternbild des südlichen Kreuzes herab, ein untrügliches Zeichen, daß wir uns innerhalb der beiden Wendekreise befanden. Es war eine wundervolle Nacht, Keiner von uns fühlte Neigung, in die engen, heißen Schlafcoyen hineinzukriechen, und so blieben wir Alle bis zum hellen Morgen sitzen, wobei dann später wohl einer oder der andere auf ein halbes Stündlein in einen

leichten Schlummer fiel. Aus der Ferne blickte das Leuchtfeuer vom Molo des Hafens von Vera-Cruz, und auch die Lichter aus den Fenstern des starken Forts St. Juan de Ulua, welches in der Kriegsgeschichte Mexiko wiederholt eine bedeutende Rolle spielte, konnten wir sehen. Von uns neun Landoffizieren, die wir damals in so froher Stimmung die letzte Nacht am Bord des Schiffes vor Vera-Cruz verbrachten, sind im Laufe dieses einen Jahres, welches seitdem verstrich, bereits vier in Mexiko gestorben. Der Artillerie-Kapitän, ein sehr guter Soldat, ward durch einen Bombensplitter vor Puebla so schwer verwundet, daß er einige Tage darauf starb, der Chaisseurs à pied-Lieutenant blieb beim Sturm einer Barrikade in Puebla, der Genieoffizier starb am gelben Fieber, dieser schrecklichen Seuche, die wir Alle hier ungleich mehr fürchten, als sämmtliche Guerilleras des mexikanischen Staates, und der Gensdarmerieoffizier ward von einem Lepero meuchelmörderisch erstochen. Doch was thuts, das einzelne Familienglück mag durch diese Opfer immerhin leiden, im Ganzen aber hat Frankreich stets muthige, ehrgeizige und gewandte Söhne genug, um die entstandenen Lücken in unserem Offizierkorps und den Reihen unserer Soldaten mehr als hinreichend auszufüllen.

Die Sonne war am andern Morgen kaum im Aufgehen begriffen, so sandte uns der französische Hafenkommandant von Vera-Cruz, dem wir schon am Abend unsere Ankunft signalisirt hatten, ein Regierungsboot mit einem Lootsen. Mit dem heranbrechenden Tag liefen wir denn auch im Hafen ein. Wir Alle standen neugierig auf dem Verdeck,

um die verschiedenen Scenerien, die uns umgaben, mit spähenden Blicken zu mustern. Zuerst kamen wir bei einigen großen französischen Kriegsfregatten vorbei, die unser Dampfer vorschriftsmäßig durch die bestimmte Anzahl von Salutschüssen begrüßte, und deren Erwiderung wieder empfing. Auch die weißen Häuser von Vera-Cruz traten bald so klar hervor, daß man selbst mit unbewaffnetem Auge ihre Fenster deutlich erkennen konnte. Wer spanische Land- und Seestädte gesehen hat, wird auf den ersten Blick sogleich wissen, daß Vera-Cruz nur von den Spaniern und keinem anderen Volk der Welt gegründet sein kann, denn in seiner ganzen Anlage wie in der Bauart seiner Häuser, gleicht es den Seestädten des Mutterlandes so vollkommen, wie ein Ei dem andern. Auch nichts ist in seinem äußeren Anblick vorhanden, was es von einer andalusischen Hafenstadt unterscheiden könnte.

Von der Cathedrale der Stadt, einem großen, prächtigen Gebäude, wie dies fast alle von den Spaniern in Mexiko erbauten Kirchen sind, schlug es gerade 9 Uhr Morgens, als mein Fuß die Quadern des Molos von Vera-Cruz und somit einen neuen Welttheil betrat. Ihr Deutschen in euren lieben, gemüthlichen deutschen Kleinstaaten habt unstreitig mancherlei Vortheile vor uns Franzosen voraus, und gar besonders viele Offiziere der einzelnen Kontingente Eurer sogenannten deutschen Bundesarmee (deren verzwickte und verzwackte Organisation ich, beiläufig gesagt, niemals zu ergründen vermochte) würden sich sehr bedanken, mit uns französischen Offizieren zu tauschen. Sie leben un-

gleich ruhiger und behaglicher, können mit weit größerer Ruhe und Behaglichkeit ein treues Weibchen heimführen, dann Kinder erzeugen und erziehen, ihren Hühnerhof besorgen, ihren Kohlgarten pflanzen; sind vor allzuweiten Versetzungen sehr sicher, brauchen sich nicht in diesem oder jenem Feldzug böse Wunden oder aufreibende Krankheiten zu holen, werden bei ihren Paraden, oder wenn es hoch kommt, bequemen Brigademanövern dick und fett, kurz leben herrlich und in Freuden. Eins aber müssen alle diese Herren sicherlich entbehren, und schon um dieses einen Mangels wegen möchte ich nun und nimmermehr Offizier in einem kleinen Kontingente sein, das ist nämlich, die Fahne, der man angehört, in den verschiedensten Ländern hochgeehrt in den Lüften wehen zu sehen, und überall von den frohen Kreisen siegreicher Kameraden jubelnd empfangen zu werden. O, es ist dies ein so schönes, stolzes Gefühl, daß ich solches um nichts in der Welt missen möchte. Und wie oft ward mir nun schon das Glück zu Theil, dies empfinden zu können. Als mein Fuß zuerst den afrikanischen Boden betrat, da fiel mein Blick sogleich auf die Trikolorfahne von der Caßba in Algier, und liebe Kameraden, die schon längst als Sieger in der durch französische Tapferkeit eroberten Stadt hausten, begrüßten mich jubelnd. Und als ich 1857 in der Krim bei Balaklava landete, wehten nicht ebenfalls dort siegreich unsere Fahnen, und standen wir nicht als Sieger auf dem fernen Boden Rußlands? Ein Gleiches war 1859 in Genua der Fall, das bei unserer Landung vollkommen einer französischen Garnisonsstadt glich, und ein

Jahr später konnte ich im weitentlegenen China abermals die siegreiche Fahne Frankreichs erblicken, ein Anblick, der mir 1862 in Rom dann wieder zu Theil ward. Und nun 1863 das gleiche Schauspiel, die gleiche Freude wieder in Vera-Cruz, auf amerikanischem Boden. Welch deutscher Offizier kann wohl solche Freuden genießen, und wiegen diese für einen ehrgeizigen thatkräftigen Soldaten nicht tausendfach alle die vielen kleinen und großen Leiden und Entbehrungen auf, denen wir bei unserem Nomadenleben nur zu oft ausgesetzt sind? Ich weiß recht gut, daß es sowohl in Deutschland, als auch bei uns in Frankreich Tausende und abermals Tausende von Philistern gibt, welche von all diesem Ruhm und der Ehre nichts wissen wollen, und lieber im bequemen Ehebette liegen und sich die Nachtmütze über die Ohren ziehen, als unser Kriegsleben führen möchten — nun, ich freue mich, daß in meinen Adern ein rascheres, feurigeres Blut fließt, und beneide diese Amphibien wahrlich nicht um ihr Fischblut.

Der Jubel bei uns Allen, als wir bei unserer Landung in Vera-Cruz sogleich die Trikolorfahne erblickten und von unseren verschiedenen Kameraden mit lauten Freudensäußerungen empfangen wurden, war so groß, daß wir wie von selbst in ein freudiges „vive l'empereur" ausbrachen. Verdankten wir doch der Thatkraft unseres Kaisers allen diesen Kriegsruhm.

Auf dem Place de Mercade von Vera-Cruz, einem hübschen, von stattlichen Häusern eingefaßten Platz, empfingen wir unsere einzelnen Quartierbillets, und die den verschie-

denen Truppentheilen angehörenden Soldaten unseres Transports wurden getrennt, um sich zu ihren Waffengattungen zu begeben. Die eigentliche Garnison der Stadt bestand aus zwei Bataillonen Marineinfanterie, doch waren Detachements von vielen andern Truppentheilen daselbst vorhanden. So fehlte es denn für mich nicht an Bekannten, und gleich in den ersten Stunden meiner Ankunft tauschte ich manch warmen Händedruck mit mehreren Bekannten und Freunden aus, in den verschiedensten Punkten der Welt hatten wir uns kennen gelernt und auch zuletzt gesehen. Hier mit dem einen war ich in St. Cyr zusammengewesen, hatte ihn aber seit Sebastopol nicht wieder gesehen, da er später ein Commando in Sierra-Leone an der Goldküste von Afrika gehabt, mit dem andern hatte ich manche beschwerliche Märsche in Algerien zusammen gemacht, und dann den letzten Scheidetrunk aus der gemeinsamen Feldflasche am Abend vor der Schlacht bei Magenta mit ihm gethan. Der Arme war dort schwerverwundet in die Gefangenschaft der Oesterreicher gefallen, von diesen aber auch nach seiner Versicherung auf das Beste behandelt und verpflegt worden, wie er denn auch das kameradschaftliche Wesen der österreichischen Offiziere ungemein lobte. Durch seine schwere Wunde war aber der linke Fuß so gekrümmt worden, daß er etwas hinkte, so daß mein Freund für den activen Felddienst nicht mehr brauchbar war, und jetzt als Platzadjutant in Vera-Cruz, wozu er sich vortrefflich eignete, verwendet wurde. Mit einem Marineinfanterieoffizier, der mich auch sogleich jubelnd begrüßte, war ich längere Zeit zusammen in Tientsing am

Pecho-Flusse in China in ein und demselben Quartier gewesen. Meinem Kameraden, der ein wahrer Don Juan war, hatte sich dort ein sehr hübsches, aber unbändig wildes Malayenmädchen zugesellt. Eines Tages gerieth diese über eine junge Portugiesin, welche meinen Freund besucht hatte, in eine so eifersüchtige Wuth, daß sie mit einem langen Kris (malayischer Dolch) auf den Ungetreuen zustürzte, um ihn zu erstechen. Glücklicher Weise traf sie in ihrer wilden Aufregung ihr Ziel nicht, sondern stieß mit der Klinge durch den weiten Aermel des chinesischen Schlafrocks, welchen der Offizier trug. Ich war in einer anderen Ecke des Zimmers gerade mit Zeichnen beschäftigt gewesen, als diese Scene geschah, sprang aber nun sogleich herzu, wobei ich in der Eile den Tisch mit dem Fuß umstieß, so daß die Tusche über meine ganzen Zeichnungen floß, und umklammerte die Wüthende von rückwärts mit beiden Armen. Sie war so in Wuth, daß sie wie eine Tigerkatze brüllte, und mir wiederholt in die Schulter biß. Ihre scharfen, perlenweißen Zähne drangen durch Rock und Hemde durch, und verursachten mir zwei kleine Bißwunden, die zwar nicht tief aber so schmerzlich waren, daß sie sich so entzündeten, daß ich eine mehrwöchentliche ärztliche Behandlung deßhalb nöthig hatte. Wir zwei Offiziere banden nun das wüthende und schreiende Mädchen mit der äußersten Anstrengung, um weiteren Schaden zu verhüten, und ließen sie später mit einem guten Reisegeld versehen, zu Schiff von Tientsing nach Singapore bringen, von wo aus der Marineinfanterieoffizier sie mit nach Tientsing gebracht hatte. Solche Malayenmädchen

sind in der Regel ebenso feurig in ihrer Liebe, wie glühend in ihrem Hasse, und auf die Länge hat ein näheres Verhältniß mit ihnen sehr viele Unbequemlichkeiten. Diesen Offizier, den ich seit China nicht wieder gesehen hatte, traf ich nun auf der Alameda von Vera-Cruz, und wir freuten uns sehr über dies unerwartete Wiedersehen. Seiner Gewohnheit nach führte er auch hier wieder ein wahres Don Juan-Leben, und hatte der zärtlichen Verhältnisse mit hübschen Creolinen schon manche. Schon gleich am ersten Abend weihte er mich in die galanten Mysterien von Vera-Cruz ein. (Es folgen jetzt längere Stellen, die zwar sehr pikant sind, welche ich aber absichtlich weglasse, da mir solche für die Augen etwaiger jugendlicher Leser oder gar schöner Leserinnen nicht sonderlich geeignet erscheinen. Der Herausgeber.)

Als wir in Vera-Cruz landeten, hatte das gelbe Fieber fast gänzlich aufgehört, früher aber schon längere Zeit stark gewüthet, und leider nur zu zahlreiche Opfer unter der französischen Garnison gefordert. Diese „Tierra calierte", wie der heiße, niedere Küstenstrich von Mexiko so bezeichnet wird, ist während der warmen Jahreszeit eine ungemein ungesunde Gegend, in der schon Tausende von Europäern sich ihren Tod geholt haben. Wen nicht ganz unerläßliche Pflichten in diesen niederen, heißen Hafenstädten zurückhalten, der fliehet solche während der 3—4 ungesunden Monate auf das Eiligste und verbringt diese Zeit in der „Tierra templada", oder gemäßigten Bergzone, welche schon einige Meilen hinter Vera-Cruz aufzusteigen beginnt. Frei-

lich mancher Kaufmann, Handwerker, Seemann und jetzt auch Soldat, muß nothgedrungen während der Fieberzeit in Vera-Cruz oder in irgend einer anderen heißen Küstenstadt zurückbleiben, und da fehlt es denn nicht an traurigen Opfern. Ungleich mehr als durch die Schwerter und Kugeln der Mexikaner haben wir während dieses Feldzuges bereits durch das gelbe Fieber Soldaten verloren, und gar mancher brave Krieger, der allen Gefahren unserer bisherigen Feldzüge getrotzt und voll heiteren Muthes „la belle France", sein geliebtes Vaterland verlassen hatte, fiel hier den meuchlerischen Angriffen des gelben Fiebers. Wo diese Plage des Südens arg haust, da ist sie eine ungleich schrecklichere Geißel als selbst die Cholera, da sie mehr Opfer als diese fordert. Selbst die stärksten Constitutionen unterliegen solcher, und gesunde, wie die Eichen so kräftige Männer, die am Abend vielleicht noch frisch und munter sich fühlten, sind am nächsten Morgen schon eine Leiche. Die ersten Symptome des Fiebers sind gewöhnlich starkes Kopfweh und große Schwere in den Gliedern, so daß der Erkrankte vor Mattigkeit zusammenbricht. Bald wird das Gesicht gelb und immer gelber, und selbst das Weiße im Auge und die Nägel nehmen diese Farbe an, je mehr die Galle in das Blut tritt. Ein furchtbarer Durst, ein häufiges Erbrechen und eine heftige Aufregung, die sich öfters sogar bis zur Raserei steigert, zeigen sich im ferneren Verlauf der Krankheit, worauf dann gewöhnlich bald der Tod eintritt und den Unglücklichen von seinen ferneren Leiden erlöst.

Als einziges Rettungsmittel bei einem vom gelben Fieber

befallenen Kranken dienen starke Aderlasse und dann das Eingeben von Chinin. Manche genesen zwar von dieser Krankheit und werden allmählig wieder ganz gesund, obgleich sie gewöhnlich monatelang an den üblen Nachwehen zu leiden haben, und so geschwächt werden, daß sie zu keinem Kriegsdienst tauglich sind, noch mehr aber unterliegen. Der Kirchhof von Vera-Cruz birgt schon gar manche Söhne Frankreichs als Opfer. Muß ein Europäer während der heißen Jahreszeit in einer ungesunden Fiebergegend verweilen, so kann ihn nur die äußerste Vorsicht einigermaßen schützen. Er muß es sorgfältig vermeiden, während der heißen Mittagsstunden von 11—3 Uhr, und dann auch in den späteren Abendstunden nach 10 Uhr, wo häufig ein starker Thau fällt, im Freien zu sein, und kann eigentlich nur des Morgens von 6—10 Uhr und des Abends von halb 4—8 Uhr sich draußen aufhalten. Jede Erkältung, die nur zu leicht zum gelben Fieber führen kann, ist sorgfältig zu vermeiden. Ebenso sind Diätfehler fast stets von den allerschädlichsten Folgen. Die herrlichen Früchte der Tropen, diese riesigen, aromatischen Ananasse, Orangen, Feigen, Melonen, Bananen, Agaven u. s. w., die so wohlfeil sind, daß man für ein Paar Sous ganze Massen davon bekommt, verführen die unerfahrenen Europäer nur zu leicht zu übermäßigen Genüssen darin, die fast stets von den übelsten Folgen sind. Ebenso ist das viele Trinken von spirituosen Getränken äußerst gefährlich, und ein Rausch kann häufig die tödtlichsten Folgen haben. Die englischen Matrosen und Soldaten, die es nun einmal nicht lassen

können, sich, sobald sie Geld haben, in Rum voll und trunken zu saufen, fallen deßhalb in Westindien und den Küstengegenden von Südamerika wie die Fliegen dem gelben Fieber zum Opfer. Die beste Diät ist, des Morgens eine Tasse heißen, schwarzen Kaffees mit einem kleinen, gut ausgebackenen Weizenbrod zu genießen, des Mittags um 11 Uhr eine leichte Mahlzeit von einem oder einigen gebratenen Fleischgerichten nebst gekochtem Gemüse und dazu eine halbe Flasche Wein oder ein Glas bitteren Schnaps und des Abends Chokolade und ebenfalls einige leichte Mehlspeisen. Unsere Soldaten hier erhalten Kaffee, gebratenes Ochsenfleisch und alle Tage ein Glas auf Chinin abgezogenen Branntwein, und diese Diät bekommt ihnen vortrefflich. Uebrigens ist das gelbe Fieber sehr ansteckend, und ich will lieber mit Cholerakranken, ja selbst mit Pestkranken in Berührung kommen, als mit den vom gelben Fieber Befallenen verkehren. Besonders die vom Schweiße der Fieberkranken feuchten Kleidungsstücke verbreiten die Ansteckung auf eine furchtbare Weise. In den höheren Gegenden Mexikos kommt das gelbe Fieber niemals vor, und wenn es selbst durch Ansteckung dahin verschleppt wird, erlischt es alsbald wieder. So viel von dieser Landplage der „Tierra caliente“ des mexikanischen Staates.

Merkwürdig ist, daß die Neger nur in den allerwüstesten Fällen vom gelben Fieber befallen werden. So viel wie möglich hat man daher für alle militärischen Zwecke in Vera-Cruz Neger aus Algerien und dann aus unseren westindischen Kolonien Martinique und Gouadeloupe, die

sich hinsichtlich ihrer Körperconstitution vortrefflich dazu eigneten, verwandt. Um aber noch mehr Negertruppen für den dortigen Garnisonsdienst zur Verfügung zu haben, wußte unser Kaiser Napoleon in seiner umfassenden Sorge für das Wohl der Armee den Vicekönig von Aegypten zu bewegen, daß er ihm gegen Geld und gute Besoldung zwei Negerbataillone während der Dauer dieses Feldzuges überließ. Gewisse liberale Journale in Frankreich und andern Ländern haben diese Maßregel zu tadeln und als eine Art von Sclavenhandel darzustellen gesucht. Es ist dies ein so unverständiges, jeden Grund entbehrendes Geschwätz, wie solches die Oppositionszeitungen, wenn sie sich erkühnen, über militärische Maßregeln aburtheilen zu wollen, nur zu oft führen. Alle diese von Aegypten uns überlassenen Negersoldaten befinden sich jetzt ungleich besser, und werden höher besoldet, gesunder genährt, bequemer gekleidet und humaner behandelt, als sie dies in ihrem Vaterlande jemals gewohnt gewesen sind. Sie priesen ihren jetzigen Dienst im französischen Heere als die glücklichste Zeit ihres Lebens, haben gar keine Neigung, jemals wieder nach Aegypten zurückzukehren, und wollen für immer gerne in Vera-Cruz bleiben, wo sie eigentlich wenig zu thun haben, und auch weiter nicht den mindesten kriegerischen Gefahren ausgesetzt sind.

Da ich einige Tage in Geschäften in Vera-Cruz verweilen mußte, obgleich mich meine Ungeduld sehr nach Orizaba drängte, wo das Bataillon, dessen Führung ich übernehmen sollte, in Garnison stand, so erhielt ich mein Ein-

quartirungsbillet auf das Haus eines wohlhabenden Creolen, welches in einer nach dem Mercade-Platz führenden Straße lag. Das äußere Aussehen des Gebäudes war nicht gerade sehr einladend. Nur eine hohe, weiße, nicht sonderlich reingehaltene, ganz fensterlose Wand mit einem großen, fest verschlossenen Thorweg war auf der Straße zu sehen. Es sah in der That ganz wie eines dieser Häuser der Muhamedaner in Algerien aus, über deren ödes, todtes Aussehen ich mich früher so oft gewundert habe. Nach mehrmaligem vergeblichem Läuten mit einer Glocke öffnete sich endlich der Thorweg, und ein alter Mestice, der die Stelle eines Haushofmeisters zu vertreten schien, empfing mich mit der großen Höflichkeit, welche alle Stände ohne Ausnahme in Mexiko sowohl unter sich, wie auch in ihrem Verkehr mit den Fremden beobachten. Das Kostüm des Alten war ein ganz eigenthümliches. Er trug einen langen, himmelblauen Livreefrack, so dicht mit schweren, echt silbernen Borten besetzt, daß er gewiß für einige hundert Thaler Silberwerth auf dem Leib hatte. Dabei war aber das Tuch des Fracks gewiß seit Wochen nicht ausgebürstet, und aus dem zerrissenen Ellenbogen sah ein Hemd von ungemein zweifelhafter Reinlichkeit hervor. Grobe, graue, weite Pantalons von ungebleichtem Baumwollenzeug und plumpe Sandalenschuhe von braunem Ochsenleder bildeten einen scharfen Contrast gegen diese silbergeschmückte Livree. Da ich noch ein Neuling im mexikanischen Leben war, so erstaunte ich über diesen grellen Gegensatz von Pracht und Schmutz, Verschwendung und Geiz, Glanz und Unordnung

in der Erscheinung dieses alten Haushofmeisters: nach einem Aufenthalt von einigen Wochen hieselbst hatte ich sie ganz natürlich gefunden. Nirgends wohl in der Welt tritt Reichthum und wieder Aermlichkeit, Prachtliebe und Schmutz, Verschwendung und Geiz so dicht neben einander und findet sich nicht allein in der Kleidung, sondern auch in der Hauseinrichtung, dem Mobiliar, den Equipagen, kurz in Allem und Jedem vereinigt, als gerade in Mexiko. Eine vollkommene Uebereinstimmung, ein gut zu einander Passen habe ich hier fast nirgends, in keinem Hause und bei keiner einzigen mexikanischen Familie gefunden, sondern irgend eine auffällige Disharmonie macht sich gleich auf den ersten Blick bemerkbar. Wie ganz anders ist es hierin in England, und auch, wenn freilich nicht in gleich hohem Grade, bei Euch in Deutschland. Ich mag zwar im Uebrigen die Engländer grundsätzlich nicht leiden, aber den Vorzug, daß sie es mit meisterhafter Geschicklichkeit verstehen, ihre Hauseinrichtung, ihren Anzug und gar vor Allem ihre Equipagen in vollkommene Uebereinstimmung zu bringen, kann man ihnen nicht absprechen. Wirklich bequem und comfortable kann man nur in einem englischen Hause wohnen.

Der alte mexikanische Haushofmeister in seiner durchlöcherten, silberbordirten Livree empfing mich mit wahrhaft vornehmer Höflichkeit und einem Anstande, den ich nur allen Euren deutschen Kammerherren, die darin nur zu oft gar Vieles vermissen lassen, wünschen möchte. Ich reichte ihm mein Quartierbillet, er besah solches genau, und als ich ihn nun in meiner schlechten spanischen Sprache, die ich

einst von einer schönen Andalusierin, welche in Oran einige Monate meine Geliebte gewesen war, gelernt hatte, bat, mir mein Zimmer anzuweisen, sagte er in dem artigen mexikanischen Tone: „con muchissimo gusto sennor“ (mit dem größten Vergnügen, mein Herr), öffnete den Thorflügel scharenweit und lud mich dann durch eine sehr würdevolle Handbewegung ein, ihm zu folgen. Schon der Hof, in den wir jetzt eintraten, gewährte einen ganz anderen Anblick, als die Außenseite des Hauses. Er war mit Marmorquadern gepflastert und eine lustige plätschernde Fontaine ließ ihr Wasser in ein großes, mit Sculpturarbeit verziertes Marmorbassin fallen. Sehr schöne, hochstämmige Orangenbäume in mächtigen Kübeln, deren dunkles Laub fast von den reichen Blüthen, die sie trugen, weiß bedeckt war, standen neben andern tropischen Gewächsen um dies Bassin, und ihr Blüthenduft erfüllte fast den ganzen Hofraum mit so aromatischen Wohlgerüchen, daß es für meine Geruchsnerven beinahe zu stark wurde. Alle Fenster des weitläuftigen, niederen, nur $1\frac{1}{2}$ Stock hohen Wohnhauses hatten keine Glasscheiben, sondern dichte, grüne Jalousien zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen und außerdem noch grüne Fliegennetze, wie man solche in Deutschland häufig als Vorsetzer bei Parterrewohnungen gebraucht.

Mit diesem Marmorboden und der sonstigen Pracht des Hofes contrastirte es sehr, daß gewiß seit Wochen hier nicht mehr gekehrt war, und Orangenschalen, Bohnenhülsen und andere Abfälle der Küche zu hohen Haufen aufgeschichtet umherlagen. Durch eine hohe, kühle, halbdunkle Halle führte

der Haushofmeister mich nun in das mir bestimmte Zimmer und ließ mich mit artiger Verbeugung darin eintreten. Nur in Mexiko kann man ein solch eigenthümliches Gemisch von Einfachheit und Reichthum, Glanz und Unordnung finden, als das Zimmer zeigte. Der Fußboden bestand aus kleinen, bunten Ziegelsteinen, und war hin und wieder mit künstlich geflochtenen Strohmatten bedeckt, schien aber die Wohlthat eines tüchtigen Kehrbesens seit längerer Zeit nicht empfunden zu haben. Die Wände waren weiß angestrichen und ebenso die Decke, doch schimmerte diese weiße Farbe ersichtlich schon in verschiedenen grauen Schattirungen, wie denn auch einige Spinnen sehr gemüthlich in den Ecken ihre großen Netze ausgesponnen hatten, ohne jemals eine Störung befürchten zu müssen. Die Ausmöblirung des großen, hohen, mit drei Fenstern nach dem Hofe gehenden Gemaches war ungemein einfach und bestand nur aus einem Waschtisch, einem anderen Tisch in der Mitte, aus einfachem, unangestrichenem, weichem Holz, roh gezimmert und drei bis vier schlechten Rohrstühlen. Von Kommoden, Schränken, oder gar einem Sopha war nichts zu erblicken. In einer Ecke stand die Bettstelle, welche aus einer zwischen vier hohen Pfosten ausgespannten Ochsenhaut bestand. Später ward eine harte Matratze und ein Kopfpolster mit einer Leinwand überzogen, darauf gelegt, während eine bunte mexikanische „Tarape“ (mexikanische Decke) zum Zudecken diente. Auch Musquito-Vorhänge verschaffte mir die Sorgfalt des alten Haushofmeisters. Von dieser fast ärmlichen Einfachheit stach aber das schwere Silbergeschirr von massivem Silber auf dem

Waschtisch von Tannenholz, und der Nachttopf von Silber unter der Ochsenhaut des Bettes ungemein ab. Auch der Rahmen des alten Spiegels, der im Zimmer hing, war stark mit massiven Silberverzierungen geschmückt, das Glas hingegen halb erblindet und so schlecht geschliffen, daß es mein Gesicht immer als ein schiefverzogenes Zerrbild zeigte, wenn ich hineinblickte. Zur Eitelkeit konnte einen dieser Spiegel wahrlich nicht verführen. Das kleine Becken zum Weihwasser unter dem Heiligenbild gleich an der Stubenthüre war ebenfalls von Silber, wie mir denn auch am Abend ein Diener zwei hohe, massiv-silberne Leuchter von alterthümlich getriebener Arbeit in das Zimmer setzte. Von diesem Reichthum an massiven Zimmergeräthschaften, welche man in den Häusern alter, reicher, mexikanischer Familien trifft, wird man sich keinen Begriff machen können. Das meiste Geschirr, was man bei uns von Glas oder Porcellan findet, ist hier von massivem Silber, und silberne Teller und Schüsseln auf dem Mittagstisch gehören gar nicht zu den Seltenheiten. Freilich esse ich lieber von einem hübschen, gut gereinigten Porcellanservice und trinke aus sauberen Crystallgläsern, als aus diesen schweren Silberschüsseln und Trinkbechern hier in Mexiko, deren Reinlichkeit dann oft nur zu viel zu wünschen übrig läßt.

Da ich meinen eigenen Bedienten erst bei meinem Bataillon in Orizaba empfing, so hatte mir mein Freund, der Marineoffizier, seinen Bedienten, einen raschen, gewandten Mulatten von der Insel Martinique gebürtig, gesandt. Mit dessen Hülfe packte ich meinen Koffer aus und versetzte mich

überhaupt in einen besseren Anzug, als ich auf der Seereise getragen. Ich war noch damit beschäftigt, als mir ein Diener des Hauses, der seiner schwarzbraunen Hautfarbe nach ebenfalls mehr afrikanisches als europäisches Blut in seinen Adern zu haben schien, und dabei äußerst schlampig gekleidet war, auf einem silbernen Präsentirteller vortrefflich zubereitete Chokolade nebst einigen kleinen Maiskuchen (tortillas genannt) brachte. Sodann theilte er mir mit, daß die Sennorita des Hauses in einer halben Stunde bereit sein werde, meinen Besuch zu empfangen. Der Sennor sei aber schon am frühen Morgen auf eine benachbarte Hacienda gefahren und werde erst am späten Abend wieder heimkehren. Nun, ich will es nur gestehen, daß meine Eitelkeit mich gewaltig kitzelte, einen möglichst vortheilhaften Eindruck auf diese erste Repräsentation der Damenwelt Mexikos, welche mein Auge erblicken sollte, zu machen. So zog ich denn meine beste Uniform an, salbte meinen Schnurrbart mit der doppelten Portion der besten Pariser Bartwichse, goß ein halbes Flacon Eau de Cologne in mein Taschentuch, kurz, putzte mich wie ein junger Lieutenant, der so eben aus der Schule von St. Cyr entlassen, den ersten Ball besuchen will, heraus. Selbst die Spielerei eines päpstlichen Ordens, den ich, ich weiß in der That nicht wofür, einst erhalten habe, und sonst niemals trage, da mir alle solche für nichts und wieder nichts, oder für eine bloße Parade verliehenen Orden zu lächerlich und den Spott herausfordernd vorkommen, legte ich heute an, da ich gehört hatte, daß die Mexikanerinnen alle gute Katholikinnen seien und

ich somit glaubte, ein päpstlicher Orden würde in ihren Augen Bedeutung haben. Ich mußte eigentlich über meine Eitelkeit selbst lachen, als ich mich in dieser Weise herausgeputzt im Spiegel mit meinem darin schief erscheinenden Gesichte erblickte. Mit meinen 42 Jahren hätte ich wohl eigentlich schon vernünftiger sein können.

Gegen 12 Uhr erschien denn wieder der alte Haushofmeister, um mich zu der Sennorita des Hauses zu führen. Ein Anblick, den ich niemals wieder vergessen werde, und sollte ich auch Methusalahs Alter erreichen, bot sich mir dar, als ich in das Gemach geführt wurde. Auf einer Schaukelmatte ruhte nämlich in halb liegender, halb sitzender Stellung eine Dame, deren Alter wohl zwischen 40—50 Jahre betragen mochte. Sie war so dick und aufgegangen wie ein fettgemästeter Truthahn, und schien körperlich so bequem zu sein, daß sie kaum einige Schritte gehen konnte. In ihrer Jugend war sie vielleicht recht hübsch gewesen, und ihre dunklen, feurigen, vielverlangenden Augen, wie auch ihr glänzend schwarzes, reiches Haar hätte selbst der größten Schönheit zur Zierde gereicht, jetzt aber mit ihrer Stärke und ihrer gelbbraunen Hautfarbe bot sie einen nichts weniger als verlockenden Anblick dar. Dabei war diese dicke, watschelige, pumpeliche Dame mit einem ziegelrothen Seidenkleide, vornen am Halse tief ausgeschnitten, daß man ihre Chimborassos von Brüsten, die weit hervorquollen, bequem sehen konnte, und über und über mit allen möglichen bunten Bändern, Franzen und Volants besetzt, bekleidet. An Schmucksachen aller Art trug sie fast einen halben Juwe-

lierladen an sich, um ihre dicken, kurzen Arme waren mindestens ein halbes Dutzend goldener Armbänder, eins immer schwerer und massiver als das andere, befestigt, und um den kurzen, gelben Speckhals prangte eine Schnur kostbarer Perlen, welche selbst von unserer schönen Kaiserin Eugenie nicht verschmähet sein würde. Ich hatte in der That die äußerste Mühe, das Lachen zu verbeißen, und nicht in ein unanständiges Gelächter herauszuplatzen, als ich mich dieser dicken Sennorita in angemessenen Schritten nähern mußte, und ihr mit allen möglichen höflichen spanischen Redensarten versicherte, wie sehr ich die Ehre und das Glück zu schätzen wisse, daß ich in ihrem edlen und gastfreien Hause einquartirt sei.

Die gute Dame erhob sich nun aus ihrer Hängmatte, und sagte mir mit der schrillenden, metallosen Stimme, welche man bei den Creolinnen sehr häufig findet, und die mir selbst bei den jungen, schönen Damen mitunter einen so unangenehmen Eindruck macht, daß auch sie hoch erfreut sei, mich als Einquartirung bei ihr zu erblicken. Auf ihren Wunsch nahm ich nun auf einem Binsenstuhl, der neben ihrer Schaukelmatte stand, Platz, und unsere nichtssagende Conversation begann. Zuerst aber rollte die Sennorita mit einer Geschicklichkeit, welche ich ihren dicken, kurzen, über und über mit Ringen bedeckten Fingern gar nicht zugetraut hätte, zwei Papier-Cigarros, und bot mir eine dar, während sie die andere zwischen ihre wulstigen Lippen steckte. Ein höchst üppig gewachsenes, junges Negermädchen in einer bunten, leider aber nicht allzureinlichen und dabei so losen,

und oben und unten so kurzen Kleidung, daß man ihre meisten Reize sehen konnte und nicht blos zu errathen brauchte, reichte uns zum Anzünden der Cigarretten ein auf silbernem Leuchter stehendes Wachslicht. Während ich mich nun mit der Sennorita unterhielt, schaukelte sich diese in ihrer Schaukelmatte so ungenirt fort, und ließ dabei ihre Füße so zwanglos heraushängen, daß meine profanen Blicke ganz gut die Silberschnallen an ihren Strumpfbändern sehen konnte. Die Füße waren übrigens für eine so starke Person auffallend klein und zierlich und sehr elegant mit seidenen Strümpfen und Atlasschuhen chaussirt, die Waden aber von einer Stärke, daß die stämmigste Viehmagd in der Normandie stolz darauf gewesen wäre. Während der weiteren Unterhaltung mit dieser dicken Dame trat ihre Naivität, aber auch ihre grenzenlose Unwissenheit und Neugierde so scharf hervor, daß ich bei den vielen neugierigen Fragen, mit denen sie mich fortwährend überhäufte, oft kaum die nöthige Ernsthaftigkeit bewahren konnte. Von Europa wußte sie nur, daß es dort Franzosen, Spanier und die entsetzlichen Ketzer, die Engländer, gebe, dann hatte sie noch einen sehr unklaren Begriff davon, daß auch ein rohes, uncivilisirtes Volk, Deutsche oder Preußen genannt, dort hausen müsse. Am meisten interessirten sie die Pariser Moden, und gar was unsere Kaiserin Eugenie für Kleider trage und wie oft sie täglich ihren Anzug wechsele. Ich machte mir den Spaß, ihr das dummste Zeug hierüber vorzuerzählen und ihr namentlich die Toilette unserer Kaiserin fabelhaft bunt und abenteuerlich zu beschreiben. Paradiesvögel im Haare sei

das Mindeste, was die Kaiserin bei ihrer Frühstückstoilette trage, erzählte ich ihr.

Mit offenem Munde hörte sie zu. Als ich ihr aber gar vom Papste erzählen und ihr sagen konnte, daß ich den heiligen Vater wiederholt persönlich gesehen und sogar den Orden auf meiner Brust von ihm empfangen habe, ward ihr Erstaunen immer größer und ich stieg ersichtlich immer mehr in ihrer Achtung. Sie hatte vom Papst einen ganz eigenthümlichen Begriff und hielt ihn für ein höheres, fast überirdisches Wesen, das beständig in einer Wolke von Weihrauch lebe und nur von knieenden Pagen seine Speisen in goldenen Schüsseln empfange. Aecht mexikanisch war übrigens später die Frage, wie viele Geliebten der Papst habe, und ob es nicht die schönsten und vornehmsten jungen Mädchen in Rom für eine besondere Ehre hielten, von ihm ausgezeichnet zu werden und in seinen Armen ruhen zu dürfen. Mit geringen Ausnahmen lebt nämlich die höhere wie niedere Geistlichkeit in ganz Mexiko so sittenlos und hält hübsche Mädchen so öffentlich als Concubinen bei sich, daß es diese Dame gar nicht begreifen zu können schien, wie der Papst seine hohe Stellung nicht benütze, um sich aus den schönsten seiner Unterthaninnen ein kleines Privatserail, wie dieß ein mexikanischer Bischof gewiß gethan haben würde, zu bilden. Guter Pius IX., der du zwar ein äußerst schwacher Regent, sonst aber der frömmste, beste und keuscheste Mensch bist, den je die Erde getragen hat, welche Begriffe machen sich deine gläubigen Anhänger in Mexiko von

dir, und wie legen sie den Maßstab ihrer erbärmlichen, sittenlosen Pfaffen an deine edle Person.

So plauderte die dicke Mexikanerin ununterbrochen fort und überhäufte mich mit einer solchen Menge von neugierigen und theilweise albernen Fragen, daß ich es zuletzt überdrüssig wurde, sie zu beantworten und mich, wie ich glaube, zu ihrem großen Bedauern empfahl. Mit der großen Höflichkeit der Mexikaner stellte mir die Dame beim Abschied noch ihr ganzes Haus mit seinem Inhalt zur Disposition und bat mich, sie recht oft zu besuchen. Eben so überladen und geschmacklos wie der ganze Anzug dieser Frau war auch die Einrichtung ihres Zimmers. Auf plumpen Tischen, von irgend einem Dorftischler gemacht, standen die kostbarsten Pariser Pendules, dabei aber ganz verstäubt und gewiß seit Wochen nicht mehr geputzt; zwei riesige massiv silberne Blumenvasen waren statt mit den köstlichen natürlichen Blumen des Landes mit schlecht gemachten schmutzigen Papierblumen angefüllt, ein großer Käfig, in dem ein Kakadu sein lärmendes Wesen trieb, war zwar von dickem Silberdraht, aber seit Wochen gewiß nicht mehr gereinigt, so daß der Unrath fußhoch auf dem Boden lag. Auch ein sehr kostbarer Pariser Flügel, der gewiß an 5000 Francs gekostet haben mußte, war im Zimmer, als ich ihn aber später öffnete, um etwas darauf zu spielen, fand ich, daß gewiß die Hälfte der Saiten gesprungen seien. So ist es aber in Allem in Mexiko; Pracht und Reichthum mit Unordnung, Schmutz und Verfall sind überall sichtbar.

Am andern Morgen meldete mir der Haushofmeister,

daß der Hausherr wieder zurückgekehrt sei und um die Ehre bitte, mir seinen Besuch abstatten zu dürfen. Ein kleines, braun gebranntes, mageres Männchen mit spindeldürren Beinen und einer langen Nase trat höchst elegant gekleidet in mein Zimmer und machte mir mit der großen Höflichkeit, welche alle Mexikaner auszeichnet, seinen Besuch, indem er frug, wie ich in seinem schlechten Hause zu schlafen geruht habe, und ob ich noch etwas zu wünschen beliebe, was zu erfüllen er so glücklich sein könne. Diese übergroße Höflichkeit der Mexikaner aller Volksklassen ist zwar größtentheils nur leeres Phrasenthum und man muß sich hüten, die schönen Worte für baare Münze zu nehmen. Man braucht nur gegen einen Mexikaner, sein Pferd, seine Tarape, sein Haus, ja selbst seine Frau zu loben, so wird er sogleich mit dem verbindlichsten Lächeln antworten: Es steht zu Belieben von Ew. Gnaden und Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie es zum Geschenk von mir anzunehmen geruhen wollten. Freilich würde der so Sprechende ein sehr verwundertes Gesicht machen, wenn man ihn beim Worte halten und den angebotenen Gegenstand wirklich als Geschenk annehmen wollte. Ich glaube, die Frauen erhielte man von ihren Ehemännern noch am liebsten zum Gebrauch, denn die Ehen sind ungemein locker und eheliche Untreue von beiden Seiten ist so gewöhnlich, daß man es gar nicht der Mühe werth hält, nur ein Wort darüber zu verlieren. Die Liebhaber der Frauen sind in der Regel ihre Beichtväter, wozu sie sich vorzugsweise gerne kräftige junge Geistliche aussuchen. Sie haben es dann bequem und können mit diesen Pfaffen zu-

gleich sündigen und sich von ihren Sünden auch wieder durch sie absolviren lassen. Die Männer halten in der Regel begünstigte Haushälterinnen oder hübsche, feurige Mulattinnen oder Quatronenmädchen als Concubinen. Die üblen Folgen dieser zu vielen Opfer auf dem ganz süßen, aber sehr gefährlichen Altar der Venus sind auch allzu sichtbar, denn saft- und kraftlosere, ausgemergeltere Gestalten, als unter den Männern der höheren Stände in Mexiko, habe ich sonst nirgends gesehen. Hübsche kräftige junge Männer wird man hier äußerst selten finden und wenn man auch gleich einem Diogenes eine Laterne am hellen Tage anstecken wollte, um sie zu suchen. Mein Quartiergeber in Vera-Cruz war aber nicht allein ein sehr höflicher, sondern auch ein ganz kluger Mann, der mir über manche hiesige Verhältnisse recht interessante Auskunft geben konnte. Sein Großvater schon war aus Spanien in Mexiko eingewandert und das Vermögen der Familie, was sehr beträchtlich sein mußte, größtentheils dadurch entstanden, daß sie die Einkünfte des Zolles von Vera-Cruz von den früheren spanischen Vicekönigen gepachtet hatten. Jetzt trieb mein Wirth auch Banquiers- und Geldgeschäfte und stand in dieser Hinsicht mit den großen Haciendas der Umgegend in vielfacher Verbindung, war aber sonst seines Standes ursprünglich ein Advokat, obgleich er nunmehr jetzt die Jurisprudenz schon längst aufgegeben hatte. Er erzählte mir viel von der früheren grenzenlosen Unordnung, die unter der sogenannten Republik in allen Zweigen des Staatslebens geherrscht habe, und wie mit äußerst geringen Ausnahmen ein Präsident

noch immer ein größerer Schuft und gewissenloserer Intriguant als der andere gewesen sei. Der schlimmste von allen muß aber nach seiner Versicherung dieser Juarez gewesen sein, von dessen Tyrannei, die er ganz nach dem Muster unserer europäischen Demokratie mit einigen liberalen Redensarten zu umhüllen wußte, er mir die fast unglaubhaftesten Dinge erzählte. Wie sehr sich die ganze besitzende und arbeitende Klasse in allen mexikanischen Provinzen nach einer festen Erbmonarchie sehne, um endlich diesem häufigen Präsidentenwechsel mit dem Gefolge seiner zahllosen Hebel aller Art enthoben zu sein, bestätigte mir dieser ehemalige Advokat aufs Neue. Zum Dank für seine Mittheilungen wollte er nun auch von mir politische Neuigkeiten und was Kaiser Napoleon für Pläne mit Mexiko habe, welchen Monarchen er dafür bestimmen werde und wie meine Wünsche und Neigungen in der Politik beschaffen wären, erfahren. Da konnte ich dem höflichen Mann freilich nur eine sehr geringe Auskunft geben, da ich mich um politische Dinge niemals viel bekümmert habe. Als er mich nun ganz verwundert frug, welcher politischen Partei ich denn eigentlich angehöre, antwortete ich ihm, daß wir französischen Offiziere es als eine Ehrenpflicht betrachteten, keine Politiker, sondern nur Soldaten zu sein und wir die strenge Erfüllung der Befehle unseres Kaisers als die einzige Aufgabe unseres Lebens betrachteten, ohne uns weiter mit politischen Combinationen viel zu befassen. Ganz verwundert schüttelte er den Kopf und meinte, bei ihnen in Mexiko wäre es früher ganz anders gewesen, da seien die Offiziere die Hauptpolitiker und die ehrgeizigen Generale, welche stets nach der Präsidenten-

würde trachteten, die größten Revolutionäre, durch welche Ruhe, Ordnung und Gesetzmäßigkeit stets am meisten gestört würde. Lächelnd antwortete ich ihm: Sehen Sie, mein Bester, da haben Sie gleich den sichersten Beweis, welche üble Folgen es mit sich führt, wenn ein Heer Politik statt Waffenübungen treibt. Gerade weil die mexikanischen Offiziere sich mit Politik befassen, vernachläßigen sie alle ihre militärischen Pflichten so sehr und ihr Heer ist so schlecht, daß 100 französische Soldaten im freien Felde stets 1000 Mexikaner mit leichter Mühe schlagen werden. Dieser Beweis schien dem kleinen Advokaten einzuleuchten und er gab zu, daß ein politisirendes Offiziercorps das größte Unglück für ein Land sei, welches gezwungen wäre, ein solches zu halten.

Da ich gerne möglichst viel in der lustigen Gesellschaft meiner Kameraden sein wollte, so schlug ich in Vera-Cruz die Einladungen meines Quartiergebers, mein Mittagsmahl in seinem Hause einzunehmen, aus, und aß bei einem italienischen Restaurateur, der für die Offiziere einen besondern Mittagstisch eingerichtet hatte. Zwar waren alle Preise sehr theuer, wie ich denn überhaupt gefunden habe, daß Mexiko ein sehr theures Land ist, aber wir aßen dafür auch recht gut und tranken noch besser, und für einen Soldaten im Felde ist das Geld nur dazu bestimmt, es möglichst bald wieder auszugeben. Schätze sammeln und Ersparnisse machen ist nun einmal für einen Feldoffizier nicht angemessen, wer dazu Neigung hat, der ziehe nur die Uniform möglichst schnell wieder aus und gehe unter die Geldjuden und Banquiers und andere Schwindler von Paris, da wird er seinen

Zweck besser und leichter erreichen. Besonders reich war unser Tisch stets mit den verschiedensten Seefischen besetzt und auch Schildkröten fehlten fast niemals darauf. Das Dessert an den köstlichsten Früchten war aber so reich, daß ein Feinschmecker in Paris viel darum gegeben haben würde.

Wie in allen Hafenstädten, so ist auch in Vera-Cruz viel liederliches Gesindel und manche Scenen, die ich spät am Abend sah, gaben mir gerade keinen sonderlichen Begriff von der Moralität der dortigen Bewohner. Während der heißen Jahreszeit, wo das gelbe Fieber sehr wüthet, ruht Handel und Wandel fast gänzlich und alle wohlhabenderen Handlungsbesitzer suchen die Stadt und überhaupt die „Tierra caliente" zu verlassen und gesundere Wohnsitze in der „Tierra templada" aufzusuchen. Unter den hier etablirten Großhandlungshäusern befinden sich manche, die im Besitz von Deutschen sind. Wenn es Deinem patriotischen Stolz als Deutscher schmeichelt, so kann ich Dir überhaupt mittheilen, daß sowohl in Vera-Cruz, als auch in Orizaba, Puebla und Mexiko die Deutschen als Kaufleute und Handwerker einen sehr geachteten Namen haben. Sie sollen sich durch Fleiß, Rechtlichkeit, Umsicht und Tüchtigkeit vortheilhaft auszeichnen und sehr bedeutende Geschäfte machen, sind dabei aber auch als etwas langweilige, engherzige Philister bekannt. Auch die deutschen Frauen sollen sich durch Wirthschaftlichkeit, Häuslichkeit, gute Kindererziehung und strenge Sittlichkeit von den Creolinnen, Italienerinnen, und Spanierinnen (denen freilich alle diese guten Eigenschaften fast gänzlich abgehen) vortheilhaft auszeichnen. Die im mexika-

nischen Gebiete ansäßigen Deutschen sind größtentheils Kaufleute und Handwerker, einige auch Aerzte, die mit ihren Geschäften hinreichend zu thun haben, um sich viel mit Politik zu beschäftigen. Die deutschen Straßendemokraten und Volksredner und ähnliche Unfug stiftende Menschen aus den tollen Schwindeljahren von 1848—1856, die sich später flüchteten, sind nicht nach Mexiko gekommen, sondern haben andere Länder mit ihrer Gegenwart beglückt. Besonders Algerien war nur zu reich mit derartigen Leuten versehen, von denen die meisten, da sie keine nützliche Thätigkeit gelernt hatten und auch zu faul waren, um harte Feldarbeit zu treiben, sich nothgedrungen in unserer Fremdenlegion anwerben ließen. Das war denn freilich keine sonderlich angenehme Lage für diese Weltverbesserer und Volksbeglücker, denn die Disciplin in der Fremdenlegion ist mit Recht äußerst strenge und die Beschwerden des Feldlebens in Algerien sind nicht gering. Ich selbst habe 1852 so ein Dutzend deutsche Barrikadenkämpfer und Erzdemokraten unter meinem Befehle gehabt und manche strenge Strafe über sie verhängt, um ihnen ihre hirnverbrannten Ideen aus den Köpfen zu treiben und sie an Zucht und Ordnung zu gewöhnen. Mehrere von ihnen fügten sich bald, da sie sahen, daß sie nicht anders konnten und wurden nach und nach vortreffliche Soldaten. Andere aber, die auch jetzt noch nicht recht Ordre pariren wollten, sind in das Bagno gekommen oder auch wegen zu grober Subordinationsvergehen vor den Kopf geschossen worden.

Während meines Aufenthalts in Vera-Cruz, wie in der

Stadt Mexiko, bin ich übrigens persönlich gar nicht mit den dort ansäßigen Deutschen in Berührung gekommen. So vortrefflich auch ihre kaufmännischen Eigenschaften immerhin sein mögen, und so sehr ich sie wegen ihrer bürgerlichen Tugenden auch achte, so passe ich in socialer Hinsicht doch nicht zu ihnen. Auch diese deutschen Frauen des gebildeten Mittelstandes mögen immerhin die besten häuslichen Eigenschaften besitzen und die vortrefflichsten Gattinnen und Mütter abgeben; ich für meine Person finde sie nun einmal langweilig, steif und mir nicht zusagend. So eine Kastengesellschaft möglichst auffällig und dabei möglichst geschmacklos herausgeputzter deutscher Kaufmanns-, Beamten- und Gelehrtenfrauen ist mir nun einmal das langweiligste Vergnügen, was ich kenne; das habe ich bei meinem mehrwöchentlichen Aufenthalt vor 3 Jahren in Deutschland wieder mehr als zur Genüge erfahren. Ich kann mir einmal nicht helfen und mein Geschmack mag noch so schlecht sein, so finde ich den Verkehr mit unseren leichtfertigen, französischen Grisetten, die wenigstens esprit haben und witzige Antworten zu geben vermögen, nun einmal amüsanter. So bin ich denn auch grundsätzlich hier in Mexiko allen deutschen Damen wie Herren möglichst weit aus dem Wege gegangen. Wahrscheinlich dürften sie von mir, dem durch und durch französischen Offizier mit seinen vielleicht etwas laxen moralischen Grundsätzen eben so wenig befriedigt gewesen sein, als ich von ihnen.

Außer den Deutschen sind in Vera-Cruz auch noch Engländer und Franzosen als Deutsche ansäßig. Die Engländ-

der habe ich natürlich nicht kennen gelernt, da ich niemals mit einem Engländer, der kein Offizier ist, mehr als das Allernothdürftigste sprechen werde, wenn ich dies irgendwie vermeiden kann. Unter den Letzteren fand ich aber mehrere recht angenehme Familien. Namentlich eine sehr witzige französische Kaufmannsfrau aus Bordeaux, deren Mann eine bedeutende Weinhandlung hier etablirt hatte, lernte ich kennen. Die Dame war nicht mehr jung und hübsch, aber ungemein geistreich und amüsant, hatte viel im Leben gesehen und verstand vortrefflich zu erzählen, so daß ich ihren Plaudereien oft stundenlang mit dem größten Vergnügen zuhörte. Ursprünglich war sie Schauspielerin gewesen und hatte längere Zeit ein Engagement beim französischen Theater in Petersburg gehabt. Daß sie dort wiederholte zärtliche Liaisons mit vornehmen Russen gehabt habe, gestand sie ohne weitere Ziererei ein und wußte sehr ergötzliche Schilderungen von ihren äußerlich civilisirten und eleganten, innerlich aber desto roheren russischen Liebhabern zu geben. Auch die chronique scandaleuse des russischen Hofes kannte sie ganz genau, und wußte mehrere amüsante und pikante Anekdoten von dem Kaiser Nikolaus zu erzählen. In Petersburg lernte sie ihren jetzigen Mann, einen sehr hübschen Commis in einem französischen Geschäfte kennen, und verliebte sich so sehr in ihn, daß sie von der Bühne abging, um ihn zu heirathen. Ursprünglich hatten sie eine Delikatessenhandlung in Odessa und machten gute Geschäfte, bis 1853 der Krieg ausbrach, und die Russen aus Patriotismus nichts mehr von einem Franzosen kaufen wollten. Das unter-

nehmende Paar faßte sich aber bald, und siedelte von Odessa nach San-Francesco in Californien über, wo sie auch viel Geld verdienten, später aber durch eine Feuersbrunst das Meiste verloren. Von San-Francesco kamen sie seit der Okkupation Mexikos durch unsere Truppen hieher nach Vera-Cruz, da der Mann ganz richtig berechnete, daß, wo viele Franzosen wären, auch viel Bordeaux-Wein und Champagner getrunken werden dürfte. Bis jetzt hat er denn auch gute Geschäfte gemacht und wird hoffentlich in einigen Jahren so viel verdienen, um nach „la belle France" zurückkehren zu können, und als Rentier in Bordeaux zu leben. Es ist dies der schönste Traum von seiner Gattin, die mit unermüdlichem Fleiße Tag und Nacht sparte und arbeitete, damit er ja möglichst bald in Erfüllung gehen möge.

Daß die Handelsthätigkeit von Vera-Cruz sich mit der Zeit, wenn erst Ruhe und Ordnung in Mexiko zurückgekehrt sein werden, ganz ungemein steigern dürfte, leidet keinen Zweifel. Es ist nun einmal der beste, nächstgelegene und sicherste Hafen des mexikanischen Landes für den Handel nach Europa, und je mehr dieser sich steigert, desto mehr gewinnt auch Vera-Cruz. Schon jetzt soll seit unserer Expedition der Werth des Grundes und Bodens ansehnlich gegen früher gestiegen sein, und je festeren Fuß unsere Herrschaft in Mexiko faßt, desto mehr wird dies noch zunehmen. Es ist dies wieder eine der vielen Wohlthaten, welche der Kaiser Napoleon der Welt erwiesen hat, obgleich er zum Lohn dafür von der gesammten demokratischen Presse in Europa auf das Giftigste geschmäht und verleumdet wird. Nun, er kann sich

trösten und es kann ihm eigentlich auch ziemlich gleichgültig sein, ob die literarischen Demokraten ihn lieben oder hassen, ehren oder verachten. Die Macht, ihn zu stürzen, besitzen sie ja nicht, denn wir französischen Soldaten wollen unsern Kaiser schon gegen alle Angriffe der Welt schützen.

Was besonders seit der Landung der französischen Truppen im mexikanischen Gebiet, in Vera-Cruz imgemein zugenommen hat, ist der lebhafte Schiffsverkehr mit Frankreich. Nicht allein, daß sehr zahlreiche französische Kriegs- und Transportschiffe hier ankern, auch die Handelsflagge Frankreichs soll jetzt mindestens dreimal stärker hier vertreten sein, als es früher der Fall war. Eine Menge Artikel, besonders Mode- und Luxuswaaren, Tuche, Seidenstoffe und dann auch Weine kommen jetzt von den französischen Häfen hier an und finden sehr schnell einen befriedigenden Absatz. Auch sehr zahlreiche französische Kaufleute und Handwerker, besonders Luxusarbeiter, sollen in den letzten Monaten hier eingewandert sein, und man hört auf den Straßen der mexikanischen Städte nicht allein von uns Soldaten, sondern auch von den Civilisten sehr häufig französisch sprechen. Es freut mich dies stets ungemein, denn ich hoffe, daß Mexiko für mein Vaterland Frankreich, dessen Söhne ihr Blut opferten, um es von dem Joche der Anarchie zu befreien, von Jahr zu Jahr eine steigende Bedeutung gewinnen wird. Was Algerien für Marseille, muß Mexiko für die französischen Häfen der Westküste werden.

Am anderen Tage nach meiner Landung in Vera-Cruz, nachdem ich die Nacht vortrefflich geschlafen hatte, ritt ich

mit einigen Kameraden, nach dem bekannten Fort St. Juan de Ulloa. Wir wollten einen alten Freund, der als Artillerieoffizier daselbst in Garnison stand, besuchen, und ich freute mich sehr, den guten, ehrlichen Jungen wieder begrüßen zu können. Zuletzt hatten wir uns am Morgen vor der Schlacht bei Inkjermann gesehen, in welcher er dann so schwer verwundet wurde, daß er nach Frankreich zurück mußte. Jetzt hatte er sich schon ein dickes Bäuchlein angegessen und eine rothe Nase angetrunken, und lebte in St. Juan de Ulloa in materieller Hinsicht herrlich und in Freuden. Die Lage des Forts ist gut gewählt, sonst sieht es ziemlich verfallen aus, und wenn es auch in früheren Zeiten vielleicht eine große Bedeutung haben konnte, sind die Werke den ungeheuren Fortschritten, welche die Artillerie in der Neuzeit machte, doch nicht mehr gewachsen. Einige Lagen der jetzigen schweren Kanonen unserer Fregatten würden diese Mauern gar bald zusammenschießen. Da St. Juan de Ulloa aber stets Bedeutung haben wird und man nicht wissen kann, ob diese frechen Nordamerikaner, die ihre frechen schmutzigen Hände so gerne über ganz Mexiko breiten möchten, über kurz oder lang einen Angriff gegen dasselbe machen würden, so hat unser Kaiser befohlen, daß es den neueren Anforderungen gemäß in Vertheidigungszustand gesetzt werden solle. Unsere geschickten Ingenieure werden schon Werke zu erbauen wissen, welche auch in jetziger Zeit Widerstandsfähigkeit leisten, und unsere Artillerie besitzt Geschütze und auch Soldaten zu ihrer Bedienung genug, welche schon den kräftigsten Widerstand leisten können. So lange

der Kaiser Napoleon befiehlt, daß die französische Fahne in St. Juan de Ulloa wehen soll, reißen alle etwaigen Angriffe der Nordamerikaner solche sicherlich nicht herab, das ist gewiß.

Am Mittag nahmen wir ein in der That sehr gutes Diner bei meinem Freunde, dem dicken Artilleriemajor, der seiner Gourmandise wegen allgemein bekannt ist, ein. Der brave Mann benutzt seine chemischen Kenntnisse und die vielen Mußestunden, welche ihm sein Garnisonsdienst in dem abgelegenen Fort jetzt gewährt, nicht allein dazu, um vortreffliche Patronen (Shrapnels), Minenzünder und andere Werkzeuge des Todes und Verderbens für Frankreichs Feinde anfertigen zu lassen, sondern studirt mit rastlosem Eifer und glücklichem Erfolg auch an der Erfindung neuer Saucen und pikanter Gerichte. Er hegt den lobenswerthen Ehrgeiz, den großen, bisher ganz unbenutzt verkommenen Reichthum, den das mexikanische Gebiet an Fischen, Vögeln, Wild, Amphibien und gar an Pflanzen besitzt, zur Verfeinerung und Bereicherung der Kochkunst möglichst auszubeuten. Gelingt ihm die Ausführung seiner unsterblichen Idee, unsere vervollkommnete französische Kochkunst mit der bisher noch sehr primitiven mexikanischen Küche zu verschmelzen und somit ein großes, bisher noch unerreichtes Ganze zu erzeugen, so ist sein Ruhm in der culinarischen Welt für alle Zeiten gesichert, und selbst die Stimme eines Vatels und anderer großer Coryphäen der feinen Küche müssen vor ihm erbleichen. Seine kleinen, lebhaft unter den dicken Fettbacken hervorzwinkernden Augen strahlten förmlich vor Freude und Begeisterung, sobald er uns die Ausführung dieses Planes

schilderte. In der That muß es auch die Eitelkeit eines ehrgeizigen Gourmands kitzeln, wenn sein Name als Erfinder der nach ihm genannten Sauce à la N... oder Poularde aux fines herbes à la N... in goldenen Lettern auf der Maroquin eingebundenen Speisekarte unserer besten Pariser Restaurants prangt. Welcher Autor unserer Jetztzeit kann sich auch wohl rühmen, daß sein Name so oft und mit so innerem Behagen täglich von tausend Augen aus allen Zonen der Welt gelesen wird, als der Erfinder eines beliebten, nach ihm auf den Speisekarten unserer Restaurants genannten Gerichtes?

Vorläufig gab uns unser liebenswürdiger Wirth Gelegenheit, einige praktische Beweise seiner culinarischen Studien zu erproben. So aßen wir denn eine Mactortue-Suppe, welche wirklich das höchste Entzücken eines Londoner Aldermen auf dem Lord Mayor-Schmause hervorrufen würde. Die Schildkröte, eben frisch gefangen, war dazu nach der Erfindung unseres Freundes auf eine besondere Art gedämpft worden, wodurch das eigenthümliche Aroma ihres Fleisches erhalten blieb. Ein zweites, besonderes Gericht, welches unseren Beifall jedoch weniger erhielt, war gebratener Hayfisch. Das Fleisch der Hayfische ward bisher, wie bekannt, für ziemlich ungenießbar gehalten und höchstens nur aus Kuriosität hie und da von den Passagieren und Matrosen am Bord eines Seeschiffes genossen. Unser dicker Major setzte nun seinen Ehrgeiz daran, auch dies Hayfischfleisch durch Beizen, Klopfen und dann durch eine pikante Sauce möglichst wohlschmeckend zu machen. Bisher war es ihm

trotz zahlloser Versuche noch immer nicht gelungen, dies Problem gänzlich zu lösen, und auch dieser jetzige Braten aus dem Rippenstück eines jungen Hays schmeckte noch sehr mäßig und ließ sich nur genießen, wenn man eben einen besonders starken Hunger zu Tische mitbrachte. Der Beharrliche wollte aber seine Versuche trotzdem noch immer nicht aufgeben und hoffte, zuletzt doch noch zu einem erwünschten Ziele zu gelangen. Es soll mich nicht wundern, wenn demnächst auf dem Pariser Fischmarkt auch gefangene junge Hayfische lebendig in den großen Kufen schwimmend, zu Verkauf gebracht werden, und „Haybraten" oder ein „marinirter Hay" seinen stehenden Platz auf den Speisekarten behauptet. Wie wenig sind überhaupt noch die vielen Produkte, welche das Meer in seiner unermeßlichen Tiefe birgt, für die Nahrung der Menschen benützt worden, und was ließe sich hierin nicht noch Alles thun. Die Chinesen, die überhaupt viele Gerichte bereiten, die wir Europäer noch nicht kennen, schätzen die Floßen der Hayfische als eine besondere Delikatesse, die hoch bezahlt wird. Bei dem Gastmahle, welches uns einst ein vornehmer Mandarin in Tiensing gab, kamen als große Delikatessen auch „Hayfischfloßen", welche zu einer besonderen schleimigen Suppe oder eigentlich mehr Ragout zerkocht waren, auf dem Tisch. Wir Franzosen konnten diesem Gericht keinen besonderen Geschmack abgewinnen. die breitmauligen, schweinaugigen Chinesen schnalzten aber förmlich vor innerem Behagen bei deren Genusse, und leckten die Lippen mit der Zunge ab, um ja keinen Tropfen dieses köstlichen Nectars ungenossen zu lassen.

Diese Hayfischflossen sollen übrigens ebenso wie die sogenannten indianischen Vogelnester, denen ich für meine Person ebenfalls keinen Geschmack abgewinnen kann, eine besonders stimulirende Wirkung haben. Nun, die wirklich eckelhaft wollüstigen Chinesen, die hierin oft ärger wie die Kaninchenböcke sind, mögen dergleichen Reizmittel wohl bedürfen, um ihre erschlafften Sinne wieder anzureizen; wir französischen Offiziere haben dies glücklicher Weise noch nicht nöthig und Gott Amor bleibt uns auch ohnedem hold und gewogen.

Gewann nun bei diesem Mahl in dem Fort St. Juan de Ulloa gar Hayfischbraten keineswegs den Beifall von uns Offizieren zum großen Leidwesen unseres Wirths, so spendeten wir dagegen desto ungetheilteren Beifall einem Compot aus frischen Ananassen, Orangen, Agaven und noch einigen anderen Tropenfrüchten, welches er ebenfalls erfunden hatte. Durch eine eigene chemische Behandlung verstand der Major diese Früchte zu kochen und in Zucker einzumachen, daß sie auch nicht das Mindeste von ihrem Duft und ihrem eigenthümlichen Aroma verloren. Dazu war die Mischung dieser verschiedenen Fruchtsorten von süß und säuerlich höchst gelungen und zeugte von einem tiefen Studium und zahllosen, vorausgegangenen Versuchen. Es war in der That nicht möglich, etwas Zarteres, Duftenderes, den höchsten Wohlgeschmack in sich vereinigendes zu genießen, als dies gemischte Compot. Wir brachten dem Erfinder ein lautes Hurrah und dekretirten ihm im Geiste einen Orden mit Kochlöffeln, da er sich die Ehrenlegion schon im feindlichen Feuer bei Jukjermann durch sein musterhaftes

Benehmen als Batteriekommandant erworben hatte. Warum man übrigens in unserer ordenslustigen Zeit nicht Orden mit besonderen Attributen für eigenthümliche Verdienste stiftet und austheilt, vermag ich nicht einzusehen. In Preußen und einigen andern deutschen Staaten vertheilte man sehr freigebig Orden mit zwei gekreuzten Schwertern für Offiziere, welche im Feuer ihre Schuldigkeit gethan haben; warum gibt man denn nicht auch Orden mit zwei gekreuzten Fernröhren für solche Generalstabsoffiziere oder Adjutanten hoher Herren, welche sich ein Gefecht fern vom Schusse aus sicherer Weite mit ansahen, oder Orden mit zwei gekreuzten Suppentellern, die doch nur im Speisendampfe fürstlicher Hoftafeln erworben werden, oder zwei gekreuzte Rabenfedern an Diplomaten, Kochlöffel an Oberhofmeister, zierliche Tänzerinnenfüße an Theaterintendanten, welche ihr Ballet gut in Ordnung halten, Klistierspritzen an Badeärzte, die ihren hohen Patienten in den Modebädern einige unnütze Rathschläge ertheilen u. s. w. u. s. w. Es wäre in der That doch gut, wenn man jedem Orden durch die darunter hängenden Attribute ansehen könnte, für welche Art von Verdiensten er denn eigentlich ertheilt sei, und dies würde viel dazu beitragen, die ohnehin immer mehr sinkende Achtung vor Orden wieder einigermaßen zu erhöhen.

Doch auf welche Phantasien gerathe ich hier bei der Schilderung meines Diners im Fort St. Juan de Ulloa und was würden alle Eure deutschen Kammerherren und unnützen Hofleute sagen, welche jetzt ungleich mehr mit allen möglichen bunten Orden geschmückt sind, als einst ein General

Friedrichs des Großen, oder ein Marschall Napoleons I. trug, sobald man an deren Zeichen sogleich erkennen könnte, für welche Lappalien sie denn eigentlich erworben sind. Denkt man doch jetzt Wunder, was für Verdienste so ein Mann haben muß, wenn er wie ein Pfauhahn so bunt mit allen möglichen Bändern und Sternen und Kreuzen aufgeputzt, stolz im Gefühl seiner Würde, durch die Reihen der demüthig vor ihm sich neigenden Laquaien schreitet.

Der Gehülfe und vertraute Rathgeber unseres gastronomischen Majors bei allen seinen geheimen Küchenarbeiten — denn seine Küche war wirklich sein chemisches Laboratorium — war sein Bedienter, ein alter Artillerist, der schon die zweite Kapitulation diente. Er war ein lebendes Beispiel, wie wunderbar die Natur oft die verschiedensten Talente unter rauher Hülle verbirgt. Als Pierre vor etwa einem Dutzend Jahren in seiner Wollenjacke, mit lang herunterhängenden, struppigen, schwerlich jemals von einem Kamm berührten Haaren auf seinen Holzschuhen in die Kaserne trappte, war er ein bretagnischer Bauernbursche so roh und tölpelhaft, wie nur je einer weinenden Angesichts sein Dorf verlassen mußte, um „pour la gloire et l'honneur de l'armée francaise" zu fechten und nöthigenfalls auch zu sterben, vorläufig aber wenigstens zu exerciren und Posten zu stehen. Von der edlen Kochkunst verstand er so wenig, als ich von der Sanscritsprache, und außer Schlappermilch und Grütze hatte er schwerlich jemals andere Speisen gesehen. War es nun Zufall oder besondere Fügung des Geschickes, daß Pierre mit als Gehülfe in der Menageküche der

Kompagnie kommandirt wurde, um dort bei den niedrigsten Küchendiensten Hülfe zu leisten. Der scharfe Blick des Hauptmannes, welcher der Kompagnieküche stets eine besondere Aufmerksamkeit widmete, erkannte hier bald, daß Pierre ganz besondere Geschicklichkeiten für diesen Zweig des Dienstes entfaltete, und daß es wahrscheinlich leichter gelingen würde, einen guten Koch als einen tüchtigen Artilleristen, wozu er nur geringe Anlagen besaß, aus ihm zu bilden. Dieses entschieden ausgesprochene culinarische Talent erweckte nun sogleich das Mitgefühl des Kapitaines, er beschloß, es auf alle Weise noch mehr auszubilden, und nahm Pierre daher zu seinem Bedienten an, wobei freilich der Dienst in der Küche seines Herren seine Hauptbeschäftigung, oder richtiger wohl seine einzige Thätigkeit bildete. Unter der speziellen Leitung eines solchen Meisters, wie der Kapitain war, vervollkommneten sich die Geschicklichkeiten Pierres in der Küche ungemein schnell, und schon bei der Belagerung von Sebastopol galt er als einer der geschicktesten Köche in unserem ganzen Lager. Selbst aus den gelieferten Rationen wußte er erträgliche Mahlzeiten zu bereiten, und die Beefsteaks, welche er aus den Lenden der vor Hunger und Ueberanstrengung gestürzten Pferde verfertigte, waren ungleich besser, als ich solche jemals in den sogenannten Hotels ersten Ranges in den Badstädten von Mitteldeutschland gegessen habe. Wie sehr haben sich seitdem seine Fähigkeiten noch vervollkommt, wozu auch wohl ein längerer Aufenthalt in Rom und besonders in Paris, dieser Hochschule der civilisirten europäischen Kochkunst, wo sein Herr zwei Jahre

in Garnison lag, viel beigetragen haben mochte. Der Ruf von Pierre als sehr geschickter Koch hatte sich inzwischen allmählich schon in immer weitern Kreisen verbreitet. Bei einem Frühstück, welches der Kaiser einst bei der Artillerie in Vincennes einzunehmen geruhte, hat Pierre die Ehre gehabt, die Beefsteaks, welche überhaupt seine Hauptspecialität waren, zu klopfen und zu braten. Der Kaiser hat sich auf das Aeußerste befriedigt darüber geäußert und gemeint, selbst im Londoner Klubshause habe er solche zarte Beefsteaks niemals gegessen, obgleich dies sonst eigentlich die einzige Speise sei, welche die englischen Köche zu bereiten verstehen, Pierre vor sich kommen lassen, ihm einige lobende Worte gesagt und ihn später, da er die Annahme jedes Geldgeschenkes hartnäckig verweigerte, mit einer hübschen goldenen Uhr belohnt, von nun an war sein Ruhm vollendet. Der russische Gesandte wollte ihn mit einem Gehalte, welcher ungleich höher war, als der eines französischen Obersten als Chef de Cuisine engagiren, und der Baron Rothschild oder der „grauße Baron", wie ihn die Juden kurzweg nennen, bot ihm noch mehr. Mit edlem Stolze verschmähte aber Pierre beide Anträge, denn in der Erinnerung an den Krim-Feldzug wollte er einem Russen nicht kochen, und ebenso wenig als glaubiger bretagnischer Katholik in die Dienste eines Juden treten, und wenn dieser auch zehnmal ein Baron war. Auch andere, sehr vortheilhafte Dienstanerbietungen, die ihm gemacht wurden, schlug er beharrlich aus. Er legte nicht allzuviel Werth auf Geld und wollte unter keinen Umständen seinen Herrn verlassen, denn er

meinte, das Vergnügen, mit diesem vereint in der Küche zu arbeiten, zusammen am Feuerherd zu stehen und gemeinsame Versuche über die Zubereitung einer neuen Sauce zu machen, oder, mit der Sekundenuhr in der Hand, zu berechnen, wie viele Sekunden und bei wie viel Grad Hitze ein Beefsteack oder eine Poularde braten müsse, um den größtmöglichen Grad von Vollkommenheit zu erreichen, sei zu groß, Niemand verstehe auch so, wie sein Herr, zu essen, und den Ehrgeiz seines Koches zu erwecken. Wenn ein Koch aber nicht wisse, daß seine Kunst auch gehörig gewürdigt werde, so müsse sein Eifer allmählich erkalten und er so nach und nach in seinem Fache zurückgehen. So blieb Pierre nach wie vor einfacher Bedienter eines Majors, trug den Anzug eines Artillerieoffiziersbedienten, und war seinem Herrn auch jetzt nach St. Juan de Uloa gefolgt, wie er ihn denn auch nach Sibirien oder jedem anderen Orte begleitet haben würde, wenn diesen der Dienst dahin führte. Man sieht, es gibt auch in unserer kleinlichen Jetztzeit noch wahrhaft großartige Charaktere, wenn sie auch nur eine weiße Küchenmütze auf dem Kopfe und eine Küchenschürze um den Leib gebunden haben.

Daß wir nach eingenommenem Diner Pierre vor uns kommen ließen und ihn mit Lobsprüchen über seine Geschicklichkeit überhäuften, versteht sich von selbst. Zwar sah man auf seinem breiten, rothen Gesichte die Freude des befriedigten Ehrgeizes erglänzen, aber in sanfter Bescheidenheit lehnte er alle Verdienste ab und maß solche seinem Herrn und Meister zu, gegen dessen unerreichbares Talent in der

Kochkunst er nur noch ein schwacher Stümper sei. Wir tranken mit ihm nun noch einige Gläser aus einer ganz vortrefflichen Ananasbowle, in deren Zusammensetzung der Major ebenfalls ein Meister war, und stießen dabei auf den Wunsch an, daß er im Verein mit seinem Herrn seine Kochkunst in noch recht vielen durch uns eroberten Städten in den verschiedensten Welttheilen zeigen möge.

Unser Major, dessen Eitelkeit etwas gekränkt war, daß sein Versuch, schmackhaften Hayfischbraten zu liefern, mißlungen, wollte gerne einen neuen derartigen Fisch fangen, um weitere Experimente damit anzustellen, und lud uns ein, ihn am Nachmittag auf den Hayfischfang zu begleiten. So ein Fang bot jedenfalls ein neues und aufregendes Schauspiel dar, und da dies treffliche Getränk in der Bowle unsere Lebensgeister außerdem noch besonders aufgeregt hatte, so nahmen wir diesen Vorschlag mit Vergnügen an. Es ward nun eine große Barke ausgerüstet und mit 8 mexikanischen Ruderern bemannt. Außerdem nahmen wir fünf französische Offiziere und drei Artilleristen darin Platz. Als Steuermann und Leiter des Fischfanges diente ein alter mexikanischer Fischer. Der Mann mußte schon ein sehr hohes Alter erreicht haben, denn sein braun gebranntes Gesicht sah ganz verwittert aus, und der lang herunter hängende Bart, wie auch die langen Haupthaare, zeigten schon eine fast schneeweise Farbe, er hatte aber trotzdem noch große Kraft und Gewandtheit der Glieder. Als Köder für den Hay ward ein 15—20 Pfund wiegendes Speckstück mitgenommen, in welches der Angelhacken gesteckt wurde. Die-

ser Angelhacken hatte doppelte Widerhacken, war an 2 Fuß lang und aus sehr starken, fast 2 Finger dicken Stahlstangen geschmiedet. Die ersten 6—8 Fuß des Taues, an dem er befestigt war, wurden mit einer Kette dicht umwickelt, damit die scharfen Zähne des Hayfisches sie nicht durchbeißen konnten; der Rest des Taues, wohl an 50—60 Fuß lang, war aus den zähen Fasern der Agave gedreht.

In der heitersten Stimmung ruderten wir nun nach einer ungefähr 2 Seemeilen entfernten Sandbarre, wo sich nach der Versicherung des alten Steuermanns die Hayfische vorzugsweise gerne versammeln sollten. Dort angekommen, wurde der Köder in das 8—10 Fuß tiefe Meer geworfen, und dann wohl an 30—40 Fuß hinter dem langsam treibenden Boot hergeschleppt. Ungefähr eine halbe Stunde mochten wir wohl gewartet haben, wobei uns der alte Fischer möglichste Stille gebot, als dieser mit der gespanntesten Aufmerksamkeit unablässig das Meer beobachtet hatte, plötzlich den Arm aufhob und dann mit der Hand nach einer wohl an 20 Fuß von uns entfernten Stelle hindeutete. Sogleich richteten sich alle unsere Blicke dahin und bald erkannten wir, wie ein großer Hayfisch in der Tiefe von einigen Fuß dahin schwamm. Ungemein aufregende Augenblicke, ähnlich wie ich sie früher wohl auf einer Löwenjagd in den Bergen des Atlasgebirges erlebt hatte, folgten jetzt. Plötzlich warf sich der Hayfisch auf den Rücken, so daß wir seine weiße Bauchhaut hell schimmern sehen konnten, ebenso, wie dies damals bei dem Tode des unglücklichen Chasseurs geschehen war, und gleich darauf zeigte ein starker Ruck an

dem Taue, daß er den Köder verschlungen habe, den Hacken im Rachen fühle und nun rückwärts fliehen wolle. Unwillkürlich brachen wir Alle jetzt in ein lautes Jubelgeschrei aus. Das Tau lief um eine in der Barke angebrachte Winde, und wir Offiziere faßten nun sogleich mit voller Kraft in die Spillen und begannen aufzuwinden, während die mexikanischen Ruderer ihre Ruder auf einer Seite in das Meer einstemmten, um die leichte Barke besser im Gleichgewicht halten zu können. Mit großer Kraft zerrte und riß der Hayfisch aber an dem Tau, und obgleich wir 6 Mann an der Winde drehten, so mußten wir doch alle unsere Kräfte anspannen, um ihn näher an uns heranzuziehen. Endlich hatten wir das wüthend mit dem Schwanze um sich schlagende Thier dicht am Rande der Barke, jetzt aber begann die Hauptschwierigkeit, es aus dem Wasser heraus und an Bord des Schiffes zu ziehen. Wir mußten dabei sehr behutsam verfahren und durften nicht zu sehr auf die eine Seite treten, damit die leichte Barke nicht zuletzt noch umschlage. Mit der größten Anstrengung gelang es uns, den Kopf des Fisches heraufzuwinden. Es war ein furchtbarer blick, den das Thier zeigte. Die starken Widerhacken der Angel waren ihm tief in die Kiemen gedrungen, hatten beim Heranziehen das Fleisch zerrissen, und saßen jetzt hinter den Knochen der Kinnbacken fest. Blut und Schaum tropfte überall herunter, und dabei glühten die Augen des gefangenen Fisches vor Wuth und Schmerz. Wiederholt schnappte er mit dem Rachen um sich, so weit ihm der Angelhacken dies gestattete, und man konnte die Kraft seines

Gebisses so recht erkennen, denn ein dickes Ruder, welches ein Artillerist ihm zwischen die Zähne hielt, ward im Augenblick zermalmt, als sei es nur ein schwacher Strohhalm. Um das Thier durch Blutverlust mehr zu schwächen und so seinen Widerstand zu brechen, stieß ihm der alte mexikanische Fischer jetzt wiederholt mit einer langen Lanze, an deren Schaft ein scharfes Messer befestigt war, in den Kopf und besonders in die Augen. Der Hay zuckte bei diesen Stößen so gewaltig zusammen und machte so krampfhafte Bewegungen, daß ich wirklich mitunter fürchtete, er würde dadurch unsere Barke umreißen. Damit nicht das Tau der Angel reiße oder der Hacken zerbreche, war dem gefangenen Thiere inzwischen noch eine Schlinge von einem dicken Tau um den Kopf geworfen und dann an unserem Schiffe befestigt worden, so daß er nun doppelt fest saß und nicht mehr entwischen konnte. Ueber eine halbe Stunde dauerte dieser Kampf jedoch noch fort, dann hatte sich der Fisch durch die vielen Stöße im Kopfe so verblutet und war so matt geworden, daß wir ihn endlich mit vieler Mühe vollends aufwinden und an Bord bekommen konnten. Er hatte eine Länge von mindestens 10 Fuß. Schon am Bord schlug er mit dem Schwanze noch so kräftig um sich, daß ein Offizier von uns, der sich nicht in Acht nahm, fast dadurch getroffen und verletzt worden wäre. Der alte Mexikaner sprang aber schnell herbei, hieb ihm mit einem scharfen Enterbeil in einigen Schlägen den Schwanz ab, und zerspaltete ihm dann auch den Kopf. So gewaltig war übrigens die Lebenskraft in diesem Hayfisch, daß das abgehauene Schwanzstück noch

zuckte, und auch die Kiefern des Kopfes noch einigemal zusammenschnappten. Der ganze Fang und Kampf hatte inzwischen so lange gedauert, daß schon die Sonne im Untergehen begriffen war, als wir die Heimfahrt endlich antraten. Es war ein wundervoller Abend, und wie mit purpurnem Glanze überzogen, schimmerte im Wiederschein des von der Sonne gefärbten Abendhimmels die spiegelglatte Fläche des Meeres. Wir waren zwar von dem Kampf mit dem Hayfisch, der ein großes ausgewachsenes Thier von der angegebenen Länge war, arg mit Blut, Schaum und Seewasser beschmutzt, und auch von der ungewohnten harten Arbeit an der Winde etwas mitgenommen, allein trotzdem in der besten Laune. Die Spannung des Kampfes mit dem mächtigen Thier hatte uns aufgeregt und so sangen und lachten wir so laut und trieben solch lustiges Possenspiel, als wären wir eine Gesellschaft aus dem Institut in die Ferien entlassener Schulknaben und nicht ernste Männer, die größtentheils schon die Epauletts französischer Stabsoffiziere auf den Schultern trugen. Der dicke Major betrachtete inzwischen schon mit den prüfenden Blicken des Kochkünstlers die fast noch zuckenden Stücke des Hayfisches und vertiefte sich in ernste Grübeleien, auf welche Weise er solche durch Beizen, Klopfen, pikante Saucen und was weiß ich noch für anderweitige Mittel, am besten in wohlschmeckende Gerichte verwandeln könne. Ob seine Bestrebungen diesmal von einem günstigeren Erfolg als das erstemal belohnt wurden, vermag ich nicht zu sagen, da ich meinen jovialen, dicken Freund seitdem noch nicht wieder gesehen habe.

Der Mond war bereits schon im Aufgehen begriffen, als wir im Fort St. Juan de Ulloa wieder anlangten. Die Fahrt und der Kampf hatten unsern Appetit geweckt und so verschmähten wir denn ein kaltes Souper und eine abermalige Füllung der Ananascardinalbowle keineswegs. In der heitersten, übermüthigsten Stimmung von der Welt, schwangen wir uns wieder in die Sättel unserer kleinen muthigen Hengste, gerade als die mitternächtliche Stunde schlug, um den Rückritt nach Vera-Cruz anzutreten. Der Weg sollte zwar durch herumstrolchendes Raubgesindel häufig unsicher gemacht werden, doch was kümmerte uns dies. Wir waren vier französische Offiziere, alle gut beritten und mit scharfen Säbeln und geladenen 6-läufigen Revolvern wohlbewaffnet, und ebenfalls gut berittene und bewaffnete, vielfach erprobte Spahis begleiteten uns als Ordonnanzen und so hätten etwaige Räuber schon einen sehr blutigen Empfang bei uns finden sollen. Dazu war die Nacht köstlich, weder zu kalt noch zu warm und der Mond beleuchtete mit seinem milden Lichte die ganze Landschaft so klar, daß man alle Gegenstände deutlich erkennen konnte. So ließen wir denn mit fröhlichem Herzen unsere zwar kleinen, aber feurigen Rosse tüchtig fortgaloppiren und freuten uns des vergnügt verlebten Tags, der köstlichen Nacht und des lustigen Rittes, ohne im Mindesten nur an eine Gefahr zu denken. Ohne weitere Abenteuer irgend einer Art, langten wir denn auch in Vera-Cruz an und ein langer Schlaf stärkte mich von den Strapazen des letzten Tages.

Zwei Tage später waren alle meine Sachen und Papiere

so weit geordnet, daß ich nach Orizaba zur Uebernahme meines Bataillons abreisen konnte. Ich kenne das Gefühl nicht, welches der Sohn empfinden muß, der nach langjähriger Abwesenheit zuerst wieder die Schwelle des Vaterhauses betritt, um an der Mutter Brust von den Irrfahrten des Lebens auszuruhen, keine liebliche Braut umarmte mich jemals mit holdem Verlangen und drückte im innigen Kuß ihre rosigen Lippen auf die meinen, keine treue vielerprobte Gattin lispelte mir verschämt das frohe Geständniß jemals in das Ohr, wie sie fühlte das Pfand unserer Liebe unter ihrem Herzen zu tragen, und niemals streckte ein zartes Kindlein die kleinen Händchen nach mir, dem heimkehrenden Vater, verlangend aus; kurz alle Freuden und alles Glück, was Familienleben und Familienbande einem Menschen gewähren können, blieb mir, dem jung verwaisten, in der Fremde erzogenen und dann vom 18. Jahre unaufhörlich in Frankreichs Kriegslagern erstarkten Menschen ein völlig unbekanntes Gefühl. Freudiger kann aber niemals eines Mannes Seele durch alle diese Scenen bewegt werden, höher kann sein Herz im inneren Glück nicht schlagen, als ich in jener Stunde empfand, da ich nun meinem alten theuren Bataillon als dessen Kommandant vorgestellt wurde und der laute Jubel der Soldaten mich begrüßte. Zwölf Jahre hatte ich in dessen Reihen gedient, vier algerische, zwei orientalische und einen italienischen Feldzug mit ihm durchfochten, als ich es Ende 1859 mit schwerem Herzen verließ, bis ich jetzt wieder dessen Kommandant geworden war. Und nun gar meine alte liebe Kompagnie, die ich als Kapitain in der

Almaschlacht zuerst in das Feuer geführt und dann bei Magenta glorreichen Angedenkens, so viele Siegestrophäen mit ihr erobert hatte! Es war ein zu freudiges Wiedersehen und fast waren mir die Thränen vor innerer Rührung in die Augen getreten, als ich die alten lieben Kerle mit ihren braungebrannten, verwetterten Gesichtern wieder sehen und Dutzenden von ihnen ihre kräftigen Hände schütteln konnte. Doch ein weinender Zuaven-Kommandant, sacristi! solch Schauspiel ist doch wohl noch niemals dagewesen. Ich glaube die tollen Kerle hätten mir in das Gesicht gelacht und der schlechten Witze auf meine Kosten wären am Abend zahllose gewesen, wenn sie eine Thräne in meinem Auge entdeckten. So machte ich denn ein recht lustiges Gesicht und hielt ihnen eine kurze, kernige, von jedem überschwenglichen Phrasenthum ferne Rede. Was mich besonders auch erfreute, war die aufrichtige Freude, mit der mich namentlich die alten Soldaten meiner früheren Kompagnie jetzt wieder begrüßten. Ich war ihnen stets ein strenger Offizier gewesen, der die Bande der Disciplin mit fester Hand hielt, jedes Vergehen dagegen unerbittlich strafte und niemals eine gegebene Strafe wieder erließ, und doch war ihre Freude, mich jetzt an der Spitze des Bataillons zu sehen, ebenso groß wie aufrichtig, obgleich sie schon im Voraus davon überzeugt sein konnten, daß ich eine scharfe Mannszucht halten und gehörig strafen würde, wenn dies nun einmal nöthig war. In dieser Stunde der Uebernahme des Bataillons, gelobte ich mir aber aufs Neue, Tag und Nacht für das Wohl meiner Untergebenen zu sorgen, nichts zu ver-

säumen was ihnen ihr Leben angenehm machen könnte, so weit der Dienst dies gestattete, und in den ersten Stunden des Kampfes stets der Erste an ihrer Spitze zu sein, wenn es galt den Ruhm und die Ehre der französischen Armee zu erhöhen und für die Macht unseres Kaisers Napoleon, dem ich den Befehl über dies schöne Bataillon verdankte, bis zum letzten Hauch des Lebens zu kämpfen. Kein anderer Stand der Welt vermag doch das stolze Gefühl der Standesehre und der festen Kameradschaft in dem Grade zu bewirken, als der Soldatenstand, zumal wenn man das Glück hat einer größeren, ruhmgekrönten Armee angehören zu dürfen. Es mag recht schön sein als ein berühmter Maler oder Schriftsteller oder Componist zu leben und seinen Ruhm täglich durch die Trompeten der Zeitungen auspofaunen zu hören; auch ein Diplomat hat manche Vorzüge und die Gunst der eleganten Weltdamen in den vornehmen Salons von Europa wendet sich vorzugsweise gerne diesen geschniegelten und parfümirten Gecken von der Diplomatie zu. So ein reicher Pariser Börsenmann, der sich nur mit Couponsabschneiden beschäftigt und dessen Geld ihm die Reize der schönsten Tänzerinnen, Sängerinnen und aller übrigen Modedamen unserer Hauptstadt leicht genug erkaufen kann, führt auch ein Dasein, was nicht zu den schlechtesten auf dieser Erdenwelt gehört. Doch wie läßt sich dies alles mit dem Soldatenstand, wenn man mit voller Lust ihm angehört, vergleichen! Fürwahr als ich jetzt in Orizaba mein neues Bataillon übernahm und so die stolzen Reihen dieser langbärtigen, kriegerischen Gestalten, welche ich fortan befehligen

sollte, überschaute, da hätte ich ja wahrlich nicht mit einem Ducde Grammont, dem Botschafter unseres Kaisers am Wiener Hofe, oder einem Rothschild oder gar einer künstlerischen oder literarischen Notabilität getauscht.

Von den Soldaten meiner früheren Kompagnie kannte ich ungefähr noch die Hälfte persönlich, die anderen waren seit dem Herbst 1859 neu eingetreten. Ganz alte algerische Krieger mochten unter der Mannschaft wohl noch ein Dutzend befindlich sein, doch waren unter den Corporals und Sergents fast alle schon über 10 Jahre, einzelne auch wohl schon 15—20, ja einige noch länger, im activen Dienst. Solche Zuaven, die noch in der Krim mitgefochten hatten, befanden sich in dieser Kompagnie an 32, im ganzen Bataillon aber 214 Mann. Sonst war die Ergänzung gut und wir hatten viele treffliche Soldaten aus anderen Feldregimentern, die sich freiwillig für eine zweite Capitulation bei uns hatten anwerben lassen, erhalten. Auch manche Savoyarden, die früher bereits im sardinischen Heere gedient hatten, waren im Corps. Es waren größtentheils streng disciplinirte, körperlich sehr abgehärtete Soldaten, deren Ausdauer und Gewandtheit im Bergsteigen uns wiederholt treffliche Dienste leisteten.

Am Abend meiner Uebernahme des Bataillons, ließ ich die Musik spielen und gab den Soldaten ein kleines Fest. Es wurden einige große Fässer mit Chingueritto, so heißt der in Mexiko gebrannte leichte Brantwein, an den sich unsere Soldaten sehr bald gewöhnt haben, geleert und alle waren fröhlich und guter Dinge. Ein alter Zuave, wegen

seines langen fuchsrothen Bartes, der ihm bis halb auf die Brust herunter hing, Henri le Capuzin genannt, hielt dabei eine höchst komische Rede und brachte schließlich meine Gesundheit und einige hundert Kehlen stimmten jubelnd in diesen Ruf mit ein. Dieser Henri le Capuzin ist ein Original, wie man es nur in unserem Corps finden kann. Wo er geboren ist und wer seine Mutter war, weiß weder er noch überhaupt wohl Niemand auf dieser Erde, denn wahrscheinlich brachte irgend eine fahrende Landstreicherin ihn irgend einmal hinter einer Hecke zur Welt. Ebenso weiß er nicht, ob er jemals getauft wurde, was schwerlich geschah, wie alt er ist, welcher Religion er angehört und was für einen Familiennamen er eigentlich besitzt. Seine frühesten Erinnerungen sind, daß er als Junge bei einem Bärenführer die Welt durchzog und mit dem Affen und Kameel zusammen in den Ställen schlafen mußte. Hatte sein Herr zufällig keinen Affen, so wurde er in dessen rothe Jacke gesteckt und mußte statt seiner Purzelbäume schlagen und auf dem Kameel hocken, erhielt aber zum Lohn für alle diese Fähigkeiten mehr Schläge und Kniffe und Püffe als Essen. An Schul- und Religionsunterricht irgend einer Art war bei dieser herumvagabundirenden Lebensweise natürlich nicht zu denken. Als er allmählich größer wurde, avancirte er zum Bajazo und Trommelschläger einer kleinen Seiltänzerbande, fand aber auch hierbei gerade kein sonderlich angenehmes Leben. Da sich einst diese Bande aus Mangel an Subsistenzmitteln aufgelöst hatte, entschloß sich Henri kurz, sein Leben fortan dem Ruhme der französischen Fahne zu widmen und ließ

sich als Tambour für die Fremdenlegion in Algerien anwerben. Einige Jahre trommelte er den Legionairen mit unermüdetem Eifer den Rataplan und andere Märsche vor, dann mehrte sich sein Ehrgeiz und er vertauschte die Trommelschlegel mit der Muskete. Bei seiner zweiten Kapitulation trat er 1844 bei den Zuaven ein und war bald einer der verwegensten Soldaten unseres Corps. Was Muth, Gewandtheit und Kaltblütigkeit anbelangt, hätte er in der That verdient schon General zu sein, seiner gänzlichen Unkenntniß im Lesen und Schreiben und dann leider eines Hanges zur Trunkenheit wegen, konnte er aber nicht einmal zum Corporal befördert werden. Als ich 1853 die Kompagnie erhielt, war die Strafliste von Henri wegen Trunkenheitsfällen und zahllosen Disciplinarvergehen so voll, daß er eigentlich schon zur Disciplinarkompagnie abgegeben werden sollte. Nur die wirklich glänzende Tapferkeit, die er wiederholt im Gefecht gezeigt und der Umstand, daß er einst einen verwundeten Offizier mit Gefahr seines Lebens aus einem Haufen von Kabylen herausgehauen und dann auf seinem Rücken stundenweit fortgetragen hatte, rettete ihn noch immer vor diesem, in vieler Hinsicht nur zu wohl verdienten Schicksal. Aus Dankbarkeit hierfür und um ihn wo möglich noch zu bessern, hatte unser damaliger Oberst ihm auch gestattet, eine zweite Kapitulation in unserem Regimente anzunehmen, obgleich der Bataillonskommandant eigentlich dagegen gewesen war.

Als wir den Befehl nach dem Orient uns einzuschiffen in Oran erhielten, saß Henri wegen verschiedener dummen

Streiche einmal wieder im Arrest, in dem er überhaupt über die Hälfte seiner Dienstzeit zubringen mußte. Ich ging zu ihm und kündigte ihm an, daß ich ihn nicht mitnehmen, sondern zum Depot abgeben würde, da ein solch unverbesserlicher Trunkenbold wie er der Kompagnie nur zur Schande gereiche und im Felde auch nicht den mindesten Nutzen gewähre, da man sich niemals sicher auf ihn verlassen könne. Henri gerieth in Verzweiflung, weinte fast wie ein Kind und beschwor mich ihn doch in den Krieg mitzunehmen, da er die Schmach jetzt zurückzubleiben, nicht erleben, sondern sich selbst dann das Leben nehmen würde. Einen Mann von solch bewährter Tapferkeit, bei einem jedenfalls blutigen Kriege gegen die Russen, aus meiner Kompagnie zu entfernen, konnte ohnehin nicht mein Wunsch sein und so sagte ich denn, „nun gut, mein Freund, ich will dich mitnehmen unter der Bedingung, daß du mir dein Ehrenwort als französischer Soldat gibst, dich während des ganzen Feldzuges auch nicht ein einzigesmal zu betrinken." Er fiel mir vor Freude um den Hals und antwortete: „mein Kapitain, nennen Sie mich einen elenden Jungen und infamen Schuft, wenn ich, so lange der Feldzug dauert, jemals auch nur einen Tropfen Branntwein über die Lippen nehme. — Und dann mein Kapitain, wenn es heißt, daß zu besonders gefährlichen Expeditionen Freiwillige aufgerufen werden, versteht es sich doch wohl von selbst, daß ich dabei bin. Ich habe viel wieder gut zu machen." Gerührt reichte ich ihm die Hand und jubelnd schiffte er sich mit seinen Kameraden ein. Henri hielt Wort und trotz Kälte, Nässe und allen mög-

lichen anderen Strapazen, die wir während der drei Jahre, die wir im Orient und in der Krim zubrachten, in Menge ertragen mußten, genoß er nie auch nur einen einzigen Tropfen geistiges Getränk und hielt sich überhaupt so musterhaft, daß er keine Strafe empfing. Als wir aber in der Almaschlacht die Russen angriffen und um auf das Hochplateau zu gelangen, eine sehr steile Felsenschlucht hinaufklettern mußten, was anfänglich fast unmöglich schien, da war Henri mit der erste Soldat, der uns den Weg zeigte, und oben auf dem Plateau angekommen wie ein Wüthender den Russen entgegenstürzte. Er führte stets einen großen schwarzen Kater, der den Namen „Creve coeur" hatte und eine so erstaunliche Menge von Kunststücken konnte, wie ich dies bei einer Katze niemals gesehen habe, mit sich, und dieser Kater mußte jetzt in der Schlucht vorausklettern und mit den besten Weg zeigen helfen. Bei Inkjermann wurde dieser Kater später erschossen, worüber sein Herr eine tiefe Trauer zeigte, und erhielt von den Zuaven der Kompagnie ein feierliches Begräbniß. Da sich Henri auch sonst während der ganzen Belagerung ungemein auszeichnete, so erhielt er nicht allein mehrere Medaillen, sondern wurde auch von mir für das Kreuz der Ehrenlegion vorgeschlagen, was er aber nicht bekam. Es war überhaupt unmöglich, einen muthigeren, gewandteren und dabei auch bei den allergrößten Beschwerden stets in der besten Laune bleibenden Soldaten zu finden, als Henri während dieses ganzen Feldzuges war, und er zeigte sich in dieser Hinsicht als ein wahrer Schatz für meine Kompagnie. Da er auch kein Wort lesen und schreiben

konnte und dies auch nicht lernen mochte, so vermochte ich ihn trotzdem nicht zum Corporal zu befördern.

Ich hoffte schon, daß Henri sich gebessert haben würde, irrte mich aber sehr hierin, denn kaum waren wir wieder in Oran angekommen, wo er nicht vor dem Feind stand, so fing er stärker wie je und, gleichsam um das Versäumte nachzuholen, sein früheres liederliches Leben wieder an. Alle anderen Strafen halfen nicht und so wurde er denn, obgleich ich mich höchst ungern zu diesem Schritte entschloß, auf zwei Jahre in eine Disciplinarkompagnie gesteckt und im Anfang 1859, als seine Kapitulation gänzlich abgelaufen war, aus dem Dienste entlassen. Er engagirte sich nun als Aufwärter bei einem Thierhändler, der Löwen und Hyänen und andere Bestien in Afrika einhandelte, um solche in Europa an Menagerien und zoologische Gärten wieder zu verkaufen, und ich hatte eigentlich die Ueberzeugung, daß er einst noch im Zuchthause oder wenigstens als Vagabund im Armenhause sterben würde. Als wir im Frühling 1859 Befehl erhielten, uns für den italienischen Feldzug kriegsfertig auszurüsten, kam Henri als ein Verzweifelter zu mir und bat mich fast kniefällig, ich möchte ihn doch als Freiwilligen wieder in meine Kompagnie aufnehmen. Anfänglich stellte ich mich zwar unerbittlich, da ich jedoch solche Soldaten, wie er war, in dem jeden Falls blutigen Feldzuge gegen die Oesterreicher, gerne bei meiner Kompagnie haben mochte, so gewährte ich ihm denn endlich seine Bitte, mich für seine Rekapitulation verwenden zu wollen, wenn er wieder das Versprechen gebe, sich fortan, so lange er überhaupt im

Dienst sei, gut zu betragen. Er gab mir das Wort hierauf, ich verwendete mich beim Oberst, daß er wieder angenommen und meiner Kompagnie zugetheilt wurde, und hatte keine Ursache dies zu bereuen. Henri hielt sich musterhaft, zeichnete sich bei jeder Gelegenheit auf das Rühmlichste aus und erwarb sich endlich auch bei Solferino, wo er schwer verwundet wurde, das Ehrenlegionskreuz, das höchste Ziel seiner Wünsche. Als ich im Herbst 1859 meine Kompagnie abgab und zu einem anderen Regimente versetzt wurde, war er noch als Rekonvalescent im Hospital zu Mailand. Ich besuchte ihn, um Abschied von ihm zu nehmen, ertheilte ihm noch Ermahnungen, sich auch nun des Ehrenlegionskreuzes würdig zu betragen und er versprach dies mir auch. Schon gleich nach meiner Ankunft in Orizaba erkundigte ich mich nach „Henri le Capuzin" und erfuhr zu meiner Freude, daß es ihm gut gehe und er sich musterhaft betrage. So konnte ich denn mit doppeltem Vergnügen dem alten treuen Burschen, der vor Freude mich wiederzusehen fast die tollsten Luftsprünge machte, seine Rechte drücken, mit der er schon so oft für die Ehre der französischen Fahne gefochten hatte.

Ein Bataillonskommandant im Kriege muß nothwendiger Weise gut beritten sein, und so war es denn meine erste Sorge in Orizaba, mich mit recht brauchbaren Pferden zu versehen. Einen sehr schönen Hengst mit lang herunter hängender Mähne und Schweif, der aus Andalusien nach Cuba und von dort nach Vera-Cruz gelangt war, kaufte ich von einem Stabsoffizier, welcher seiner Gesundheit wegen nach Frankreich zurückkehren mußte, für den verhältnißmäßig

wohlfeilen Preis von 1000 Francs. Das edle und große Roß war für die Parade wie geschaffen, sonst aber nur ein höchst mittelmäßiges Kampagnepferd, da es nicht schnell lief, schlecht sprang und dabei eine merkwürdige Feigheit zeigte recht in das Feuer hineinzugehen. Es gibt solche Pferde, die nicht in das Feuer hineinwollen und daher für einen Offizier im Gefecht keinen Schuß Pulver werth sind. Als eigentliches Reitpferd für den Feldgebrauch kaufte ich noch von einem mexikanischen Offizier, der sich bei uns aufhielt, einen kleinen Hengst oder Mustang, der früher wild auf den Prairien von Texas umhergelaufen und dann mit dem Lasso eingefangen war, für ungefähr 600 Francs nach französischem Gelde. Das Pferd, ein Rothfuchs von Farbe, war zwar nur klein, aber sehr schön gebaut, von unermüdlicher Ausdauer, ein guter Läufer und Springer, dabei gar nicht scheu und abgehärtet gegen alle Fatiguen; kurz ein Campagnepferd, wie man sich solches nur wünschen konnte. Seine sonstigen guten Eigenschaften wurden jedoch durch einen nicht geringen Grad von Bösartigkeit und Heimtücke wieder sehr beeinträchtigt. Es biß und schlug wo es nur konnte, so daß man sich stets, wenn man sich ihm nähern wollte, ungemein in Acht nehmen mußte und war auch sonst beim Reiten voller Rücken und Tücken. Da ein so böses Pferd für einen Stabsoffizier der Infanterie, der häufig zwischen seinen Soldaten hindurchreiten muß, nicht viel taugt, so vertauschte ich es bald wieder gegen einen anderen Mustang, der zwar nicht so schnell, aber dafür auch nicht so bösartig war. Bei diesen auf den Prairien wild umherlaufenden und dann durch

den Lasso eingefangenen und mit äußerster Rohheit durch Anwendung aller möglichen Gewaltmaßregeln zugerittenen Pferden, wird man übrigens derartige Bosheiten und Tücke sehr häufig finden. Es ist gleichsam als wollten die klugen Thiere sich an dem Menschen auf solche Weise dafür rächen, daß er sie ihrer goldenen Freiheit beraubte und durch so harte Mittel in das Joch der Dienstbarkeit einzwängte. Zeigt man übrigens dem bösesten mexikanischen Pferde, welches mit dem Lasso eingefangen ist, nur dies Instrument und macht die Pantomime, als wolle man ihm solchen um den Hals werfen, so wird es augenblicklich ruhig werden, ja fast zitternd dastehen, solche Furcht hat es noch immer vor dieser schrecklichen Schlinge. Später bin ich wohl auf Estanzias, auf deren einige deutsche Quadratmeilen großen Weideflächen an 1000 Rinder und 100—200 Pferde, alle im halbwilden Zustande, weideten, gewesen und habe gesehen, wie die Pferde durch die Hirten mit dem Lasso eingefangen wurden. Die ganze Operation gleicht sehr der Art, wie die Tabunschecks in den Steppen der Krim mit dem Arkan die Pferde aus den großen Tabunen fangen. Die mexikanischen Pferde sind übrigens hübscher und zeigen weit mehr edles Blut als die südrussischen Steppenpferde. Man sieht es ihrem ganzen Baue und besonders auch ihren feinen zierlichen Köpfen noch sehr merklich an, daß sie orientalisches Blut in den Adern haben und Abkommen jener edlen Rasse sind, welche die Araber meist nach Spanien gebracht hatten. Wie überhaupt für keinen Zweig der Industrie und der Landwirthschaft, so wurde auch in der letzten Zeit für die Pferde-

zucht in Mexiko nicht das Mindeste gethan und sie soll daher sehr zurückgegangen sein, obgleich sich Klima und Weiden sonst ungemein dafür eignen.

Die Mexikaner selbst sind durchweg sonst sehr gewandte und muthige Reiter, die gut zu Pferde sitzen und sich auf ihren Rossen recht stattlich ausnehmen. Sie haben große Sättel, welche viele Aehnlichkeit mit den orientalischen Sätteln haben und gebrauchen auch die langen scharfen Stangengebisse, welche die Beduinen in Algerien führen. Man kann überhaupt der ganzen mexikanischen Pferdehaltung und Reitkunst deutlich anmerken, daß sie von den Spaniern stammt und diese wieder Vieles von den Arabern entnommen haben.

Als Packthier kaufte ich für einen ziemlich hohen Preis ein Mulo oder Maulthier, wie solche in großer Menge in allen mexikanischen Provinzen gezogen werden. Diese Maulesel besitzen hier in der neuen Welt so ziemlich alle die vielen verschiedenen Eigenschaften, durch welche sie sich auch bei uns im Süden von Europa und Algerien auszeichnen. Sie sind ausdauernd, zähe, im Futter genügsam und leisten auf Märschen viel mehr als ein Pferd, zeigen dagegen stets Tücke, Boshaftigkeit und mitunter, wenn ihnen der Kopf nicht gut gelaunt ist, eine fast unbezwingbare Störrigkeit. Es mag leichter sein eine Kaffeegesellschaft von alten Klatschschwestern zur Ruhe zu bringen oder ein verliebtes Mädchen vor Thorheiten zu schützen, als einen störrigen Mulo, der sich nun einmal in den Kopf gesetzt hat, etwas nicht thun zu wollen, dazu zu zwingen. Prügel, ein so treffliches Mittel solche auch sonst in allen ähnlichen Fällen bei Menschen

wie Thieren sind, erweisen sich bei einem störrigen Mul als gänzlich wirkungslos und das Thier erträgt die heftigsten Schläge mit der Ruhe des vollkommensten Stoikers. Selbst die mexikanischen Arrieros (Packknechte), sonst die besten Maulthiertreiber, die ich kenne, vermögen mitunter die Störrigkeit ihrer Mulos, trotz der raffinirtesten Mittel, welche sie dagegen anwenden, nicht zu bezwingen und müssen ihnen wenigstens für eine Weile ihren Willen lassen.

Zur Wartung meiner Pferde und meines Mulo nahm ich in Orizaba einen solchen mexikanischen Arriero in meinen Dienst. Der Bursche war ein Mestize und eigentlich der faulste, diebischte, unverschämteste Hallunke, mit dem ich jemals in nähere Berührung kam. Alle diese vielen schlechten Eigenschaften ertrug ich jedoch geduldig, da er gut mit meinen Thieren umzugehen verstand, auf Märschen von großer Ausdauer und Genügsamkeit war, und eine seltene Geschicklichkeit besaß, in der Geschwindigkeit oder auch nächtlichen Dunkelheit die Thiere zu packen und zu satteln. Für einen Offizier im Felde ist ein solcher Bedienter von großem Werthe und ich ertrug deshalb auch längere Zeit mit aller Geduld alle seine vielen schlechten Eigenschaften. Unser Verhältniß wurde jedoch in Mexiko auf eine sehr tragische Weise gelöst. Der Kerl fühlte plötzlich das Verlangen in sich, zu der Armee unseres Gegners Juarez überzulaufen, wo solche Strolche freilich auch die größte Gesellschaft ihres Gleichen finden, und hielt es für gut, für diese Reise ein Pferd und eine Börse mit 50 Napoleond'ors von mir zu stehlen. Glücklicher Weise entdeckte ich den Verlust schnell genug, um dem

Dieb noch nachsetzen zu lassen. Es gelang einer Patrouille unserer Chasseurs d'Afrique, den Kerl einzuholen und mit noch einem Kompan festzunehmen. Bei dieser Arrestation zog er aber schnell ein Dolchmesser und verwundete einen unserer Soldaten ziemlich tief an der Schulter. Jetzt war sein Schicksal besiegelt. Er ward vor das Standgericht gestellt, natürlich zum Tode verurtheilt und einige Stunden darauf auch erschossen. Solche schnelle und unerbittliche Strenge ist dringend nothwendig, wenn wir überhaupt Ruhe und Ordnung in Mexiko stiften und die vielen Hallunken, welche das Land in nur zu reicher Menge besitzt, einigermaßen in Ordnung halten wollen.

Die Lage von Orizaba, in welcher Stadt ich nun einige Wochen verlebte, ist ebenso gesund wie angenehm, und hier erst lernt man so recht die vielen Vorzüge, welche die „Tierra templada" des mexikanischen Staates besitzt, erkennen und schätzen. Und welche prachtvolle Vegetation ist hier; wahrlich mit diesen Palmen, Orangen und Cypressen, welche hier gedeihen, können die derartigen Bäume in Algerien doch nicht verglichen werden. Auch die Stadt selbst ist wohlgebaut und enthält, wie alle mexikanischen Städte, besonders einige prächtige Kirchen und große Klöster. Welche Macht hier die Geistlichkeit und besonders das Mönchsthum besessen haben müssen und wie die Pfaffen allen ihren Einfluß darauf verwandten, um Schätze über Schätze zusammenzuraffen und für ihre Zwecke zu verwenden, lernt man immer mehr erkennen, je länger man im mexikanischen Gebiete verweilt. Sieht man prächtige, oft mit dem Aufwand von

vielen Millionen erbaute Gebäude, so sind dies sicherlich Kirchen und alle größeren gut erhaltenen Häuser dienen gewiß zu Wohnsitzen der Mönche und Geistlichen. Es ist hier eine so starke, festgegliederte und, das ganze Land nur für sich auszubeuten suchende Hierarchie, wie ich solche selbst im Kirchenstaate nicht ärger fand, und die Stadt Mexiko ist ein ärgeres Pfaffennest als selbst Rom, und das will doch in der That viel sagen. Hierin gibt es hier noch einen wahren Augiasstall für den zukünftigen Herrscher des Landes auszuräumen und er wird viel zu thun haben, bevor er nur einigermaßen damit fertig wird.

In der reizenden Umgebung der Stadt Orizaba zog mich besonders der Anblick des mächtigen, hoch in den Himmel hineinragenden Vulkans, der ebenfalls Orizaba genannt wird, sehr an. Wir machten mehrere Ausflüge bis zum Fuß dieses sehr hohen Berges, wo der reichste Pflanzenwuchs das Auge erfreut, und ich hätte gerne versucht dessen Gipfel zu ersteigen, wenn ich nur Zeit und Gelegenheit dazu gehabt hätte. Da mir aber Beides fehlte, mußte ich mich begnügen den Vulkan von unten auf zu bewundern und mich besonders daran zu erfreuen, wenn die Strahlen der untergehenden Sonne seinen Gipfel vergoldeten, so daß die aus dem Krater oft aufsteigende Rauchsäule einem riesigen goldenen Barett glichen. Die Mexikaner behaupteten, daß der Orizaba nicht zu besteigen sei und noch niemals eines Menschen Fuß dessen Gipfel betreten habe; später erfuhr ich jedoch, daß vor einigen Jahren ein deutscher Naturforscher, nach Ueberwindung zahlloser Mühseligkeiten, es möglich ge-

macht habe, den Berg zu ersteigen und oben meteorologische Beobachtungen anzustellen.*) Darin seid Ihr Deutsche doch ganz eigenthümliche Menschen. Wenn es gilt für die Wissenschaft Opfer zu bringen und neue Entdeckungen zu machen, scheuen Eure Reisenden weder Mühe noch Gefahren und die deutschen Naturforscher und Geographen sind die muthigsten, unternehmungslustigsten, in jeder Hinsicht das Größte leistenden Menschen, welche ich kenne, sollt Ihr aber in der Politik einig sein und dem Auslande gegenüber kräftig auftreten, so herrscht bei Euch alsbald Kleinlichkeit, Uneinigkeit, Philisterhaftigkeit und darum natürlich klägliche Schwäche.

Einige Wochen war ich bereits in Orizaba gewesen, als ich den Oberbefehl über eine größere Expedition erhielt. Unser Zweck war, die Gegend theils von Guerilleros der Juarezschen Partei, welche so frech waren bis in unsere Nähe umherzustreichen, zu säubern, theils auch größere Transporte von Lebensmitteln für unsere Besatzung herbeizuschaffen.

---

*) Der Besteiger des Orizaba war der rühmlichst bekannte Naturforscher Baron v. Müller aus Württemberg, der das mexikanische Gebiet für wissenschaftliche Zwecke längere Zeit bereiste und sehr werthvolle Entdeckungen lieferte. Sein kürzlich erschienenes großes Reisewerk über Mexiko ist nicht allein interessant und lebendig geschrieben, sondern enthält auch eine Menge höchst gediegener Bemerkungen über alle Zustände dieses Landes. Wir können dies bei Brockhaus in diesem Jahre erschienene Werk Allen, die sich für Mexiko interessiren, was in jüngster Zeit durch die Wahl des Erzherzogs Max zum Kaiser von Mexiko und dessen Abreise dahin für uns Deutsche eine erhöhte Bedeutung gewonnen hat, auf das Beste empfehlen. Anm. des Herausgebers.

Mein Kommando bestand aus 200 Zuaven, 80 Chasseurs d'Afrique und einigen 30 mexikanischen Reitern, welche zu unserer Partei gehörten. Letztere sollten besonders als Führer dienen, wozu sie sich ihrer Lokalkenntniß wegen vortrefflich eigneten, denn das eigentliche Kämpfen gehörte gerade nicht zu ihren besonderen Liebhabereien. Mein Streifzug, der einige Wochen dauerte, war zwar mit vielen Strapazen und Beschwerden aller Art verknüpft, brachte jedoch auch wieder manche Abwechslung und Unterhaltung und gewährte mir viel Vergnügen. Das Wetter war größtentheils vortrefflich und erlaubte das Bivouakiren und so zog ich es denn fast immer vor im Freien zu bleiben statt in den elenden schmutzigen, von Ungeziefer aller Art wimmelnden Mesones oder Wirthshäusern, die wir häufig fanden, zu übernachten. Eine Serape oder dicke gewirkte mexikanische Decke, welche ein vortreffliches Gewebe ist, und überhaupt mir hier in Mexiko schon so vortreffliche Dienste leistete, daß ich solche jedenfalls auch bei zukünftigen Kriegszügen, an denen es uns hoffentlich über kurz oder lang auch in Europa nicht fehlen wird, mit mir nehmen werde, ward auf eine Unterlage von Laub gebettet und gab das vortrefflichste Lager, dazu das Sattelkissen als Kopfkissen und mein alter treuer Bournuß, der mir schon in Algerien, der Krim, Italien und China bei zahllosen ähnlichen Bivouaks die besten Dienste geleistet hatte, als Decke zum Zudecken, so schlief es sich unter Gottes weitem, blauem Sternenzelt vortrefflich. Nur mit der Verpflegung sah es bei diesen Streifzügen in die Kreuz und Quere oft nur ziemlich mäßig aus und Schmalhans

war Küchenmeister, wie dies im Feldleben überhaupt gar häufig geschieht. Oft hatten wir den ganzen lieben langen Tag nichts weiter zu essen, als diese verdammten Frijoles oder Bohnen, dies Leib und Nationalessen der Mexikaner, was bei ihnen so ziemlich die gleiche Stelle vertritt, als die Kartoffel bei Euch in Norddeutschland. Menschen wie Thiere essen dann des Morgens, Mittags und Abends Bohnen und immer wieder Bohnen, was doch eigentlich eine verdammt trockene Speise ist, der ich niemals sonderlichen Geschmack abgewinnen konnte. Mitunter fehlten auch diese Frijoles und es gab dann die kleinen flachen Maisbrode oder Tortillas, welche in Mexiko fast überall die Stelle des Brodes vertreten. Diese Tortillas gleichen im Geschmack ungemein den Mazes oder Kuchen aus ungesäuertem Waizenteig, welche die Juden in Deutschland an hohen Festtagen genießen und sind ein fades, nach Nichts schmeckendes Gebäck. Als Getränk hatten wir häufig Pulques, so heißt ein in Gährung übergegangener, süßer Saft aus der Blüthenkrone der Agave. Dieser Pulques ist eben so wie das Bier in Bayern, der Cider in der Normandie, der schlechte, dünne Cichorienkaffee in Sachsen, der Quas in Rußland, der Thee in China, das Porter in England und der Wisky in Irland, das Nationalgetränk in Mexiko und wird gleich den Frijoles und Tortillas von Alt und Jung, Mann und Weib, Vornehm und Gering, in ungeheuren Quantitäten getrunken, daher große, fast unabsehbare Felder fast nur mit Agaven zu diesem Zwecke bebaut werden. Wenn der Pulques frisch ist, so hat er einen angenehmen, süß-säuerlichen Geschmack, kühlt und

erfrischt das Blut und löscht den Durst, daher ich stets mit vielem Vergnügen davon trank. Aelterer und mehr in Gährung übergegangener Pulques schmeckt mir nicht sonderlich mehr, wurde aber gerade in dieser Beschaffenheit von den meisten Mexikanern mit vieler Leidenschaft getrunken.

Ungefähr 8 Tage war ich mit meinem Kommando schon umhergezogen und hatte bereits zahlreiche Transporte von mit Lebensmitteln beladenen Mulos unter starker Eskorte nach Orizaba gesandt, daher mein Kommando fast schon bis zur Hälfte geschwächt war, als ich durch einen Spion die Nachricht erhielt, daß ein starker, wohl über 300 Mann zählender Haufe feindlicher Guerilleros unweit des Engpasses von Chiquite lagern solle. Zwar hatte ich nur noch 120 Zuaven und 40 Chasseurs d'Afrique bei mir, allein dies genügte für 3—400 feindliche Mexikaner vollkommen. So beschloß ich denn wo möglich die Feinde zu umzingeln und anzugreifen. Unter der Führung eines alten, erprobten Capitains, auf dessen Geschicklichkeit und Tapferkeit ich mich in jeder Hinsicht verlassen konnte, sandte ich nun 40 Zuaven und 10 Chasseurs auf Umwegen fort, um den Feinden in den Rücken zu fallen, den Haupttrupp behielt ich aber unter meiner speziellen Führung zum Angriff von Vornen. Es war eine schöne, helle, warme Mondscheinnacht als wir gegen Mitternacht von der Hacienda, wo wir zuletzt gelagert hatten, abmarschirten um dann mit Anbruch des Tags den Angriff zu unternehmen. Der Gedanke, jetzt bald an den Feind zu kommen und für Frankreichs Ruhm zu fechten, versetzte uns alle in die heiterste Stimmung und ich hatte

Mühe bei meinen Soldaten das Lachen, Singen und lustige Plaudern, womit sie sich sonst so gerne die Langeweile der nächtlichen Märsche zu verkürzen lieben, zu unterdrücken. Möglichste Stille war aber für unsern Zweck ganz unumgänglich nothwendig, wenn wir die Feinde überraschen wollten, daher jedes Geräusch strenge untersagt war.

Die Wege, welche uns die Mexikaner führten, waren bei einem Nachtmarsche gefährlich und beschwerlich genug. Es galt oft schmale Fußwege, die hoch an Bergen dicht neben Bächen und Schlünden vorbeiführten, zu passiren, wo jeder Fehltritt eines Einzelnen sehr leicht gefährlich werden konnte. Die kleinen mexikanischen Pferde klettern aber wie die Katzen und gehen überhaupt äußerst sicher und wenn man den Thieren nur ihren freien Willen läßt und nicht in die Zügel greift, so hat man so leicht kein Stolpern zu befürchten. So passirten wir denn, ohne den mindesten Unfall, mehrere gefährliche Engpässe und langten gegen Morgen in einer großen Thalebene an. Nur ein Wäldchen von Cypressen und Bananen trennte uns noch von dem Feinde. Ich sandte nun einige Zuaven und unter ihnen den bei solchen Gelegenheiten unübertrefflichen „Henri le Capuzin" als Schleichpatrouille fort, um den Aufenthalt der Feinde zu erspähen. Wie die Schlangen so leise und gewandt wanden sich die Burschen zwischen den Baumstämmen hindurch, und kehrten nach einer halben Stunde, die uns in großer Spannung verging, mit der frohen Botschaft zurück, daß sie das Bivouak der Feinde entdeckt hätten. Als ich Henri frug, wie stark der Feind wohl sein möge, gab er mir die etwas un-

verschämte Antwort: „Pah, mein Kommandant, Sie wissen ja, daß ein französischer Soldat die Stärke der Feinde niemals zählt, wenn es zum Angriff gehen soll." Ich verwieß ihm solche Antwort, und sagte, er würde von mir niemals wieder auf eine Rekognoscirpatrouille geschickt werden, da er zu ungeschickt hierzu sei. Sehr kleinlaut bat er nun um Entschuldigung. Ein anderer sehr erfahrener Zuave meldete, daß er die Zahl der Feinde wohl auf 300 Mann schätze, so weit man dies nach den Lagerplätzen beurtheilen könne. So war denn die Meldung unseres mexikanischen Führers eine richtige gewesen. Auf einem etwas breiteren Pfade gingen wir nun durch den Wald. Die Sonne war gerade im Aufgehen begriffen und ihre ersten Strahlen färbten schon die Gipfel der riesigen Bäume mit goldenem Schein, als wir aus dem Walde heraus auf eine breite Thalebene kamen. In der Entfernung von 16—1800 Schritten vor uns, waren die aus Laub geflochtenen Lagerhütten der feindlichen Guerilleros. Ein Vorposten derselben bemerkte unseren Austritt aus dem Wald und allarmirte sogleich seine Kameraden. In höchster Eile stürzten diese aus ihren Hütten und schwangen sich auf die ungesattelten Pferde, die sie schnell aufgezäumt hatten. Jetzt, da wir doch einmal entdeckt waren, galt es auch für uns schnell anzugreifen. Ein lautes „vive l'empereur" erscholl und im Laufschritt liefen die Zuaven dem Feinde entgegen, während unsere Chasseurs d'Afrique, die mit ihren Pferden im Walde nicht so schnell hatten folgen können, noch etwas zurückgeblieben waren. Da meine 120 Zuaven von den feind-

lichen Reitern, die wohl an 340—350 stark sein mochten, leicht hätten über den Haufen geritten werden können, so ließ ich schnell das Signal zum Sammeln und Quarree formiren blasen. Es gelang uns auch nun eiligst einen dichten Haufen zu formiren. In vollem Galopp ihrer Pferde stürmten nun die mexikanischen Guerilleros auf uns ein. Diese Reiterschaar auf ihren ungesattelten, kleinen, muthigen Hengsten mit langwallenden Mähnen und Schweifen, im vollen Glanze der Morgensonne auf uns einsprengen zu sehen, gewährte einen sehr hübschen Anblick, der mir stets unvergeßlich bleiben wird. Das ganze Schauspiel erinnerte ungemein an die Reiterangriffe, welche die marokkanischen Reiter in Algerien wiederholt auf uns machten und deren du dich auch gewiß noch mit vielem Vergnügen erinnern wirst. Diese mexikanischen Guerilleros sind meist hagere, sehnichte Männer mit braunen, schwarzbärtigen Gesichtern, die mehr Muth scheinen lassen, als ihre Inhaber in der Regel zu besitzen pflegen. Ein großer, breitrandiger Hut, Sombrero genannt, eine kurze Jacke und lange Pantalons, über welche die Wohlhabenderen unter ihnen, eine Art unten aufgeschlitzte, mit Knöpfen und bunten Stickereien oft reich verzierte Ueberhosen, „Chiouras" genannt, zu tragen pflegen, bilden ihren Anzug. Als Mantel, warmes Oberkleid und Decke dient ihnen die, gewöhnlich in den buntesten Farben gewirkte Serape, welche die meisten Mexikaner in sehr malerischen Falten um sich zu hüllen verstehen. Als Waffe führen sie eine lange Lanze, einen Säbel und ein Paar Pistolen. Alle diese Waffen sind jedoch häufig nicht in gutem Zustande

und werden von ihren Besitzern auch selten geschickt und muthig gebraucht, daher denn auch die mexikanischen Reiter selten besonders gefährliche Feinde abgeben. Sie reiten sonst sehr muthig und gewandt und verstehen es mit den scharfen Stangen und den langen Sporen, an denen sehr spitze, fast einen Sous große Räder klirren, ihre Pferde ungemein schnell herumzutummeln.

Als sich diese Reiter uns wohl auf 3—400 Schritte genähert haben mochten, befahl ich meinen Soldaten Feuer auf sie zu geben. Leider war der ungemein starke Thau während der Nacht im Walde in die Gewehre gedrungen und da wir keine Zeit gehabt hatten die Ladung nachzusehen, so versagte über die Hälfte der Schüsse. Trotzdem reichte aber die gegebene Salve vollkommen aus, den Reiterhaufen auseinander zu sprengen, so daß die meisten Guerilleros eiligst umdrehten und im schnellsten Lauf davonjagten. Ungefähr 10—12 todte und verwundete Pferde und 8—9 todte oder verwundete Reiter lagen aber am Boden. Ich hoffte nun, meine andere Abtheilung würde jetzt erscheinen, den Feinden in Rücken fallen und ihnen so die Flucht versperren, daß wir sie hätten alle gefangen nehmen können. Der Kapitän war aber aus Nachlässigkeit, oder wie ich eigentlich wohl glaube, aus Verrätherei des mexikanischen Führers irre geführt worden und hatte in der Nacht durch Busch und Thal einen so weiten Umweg machen müssen, daß er erst 4 Stunden nach beendetem Kampfe mit seiner gänzlich ermüdeten Mannschaft am Engpasse von Chicuite anlangte. So gelang uns denn die Gefangennahme des

ganzen Trupps nicht. Inzwischen waren nun auch unsere Chasseurs einzeln aus dem Walde hervorgekommen und setzten den fliehenden mexikanischen Guerilleros nach. Ihre Pferde waren aber theils durch die Strapazen der letzten Tage schon etwas ermüdet, theils auch zu schwer bepackt, als daß es ihnen gelang, die meisten Mexikaner, die auf ihren ungesattelten frischen Hengsten wie die Pfeile über die Ebene dahinflogen, noch einzuholen. Nur einige 20 Mann, die entweder langsamer oder schon auf verwundeten Pferden ritten, holten sie noch ein und nahmen sie gefangen oder hieben sie zusammen, wenn sie sich widersetzen wollten, was aber nur in seltenen Ausnahmsfällen geschah. Auch ich selbst konnte meine Kampflust jetzt nicht mehr zügeln, drückte meinem kleinen Mustang die Sporen ein und setzte den fliehenden Guerilleros nach. Einer ihrer Offiziere, ein junger, sehr schöner Mann mit sehr bunter Serape und reich gestickten, weit flimmernden Chivaras, hielt sein Pferd wiederholt an und bemühte sich, seine fliehenden Reiter zu sammeln und zum ferneren Kampfe zu ermuthigen, was ihm aber nicht gelingen wollte. Er ritt einen runden, schönen, goldbraunen Hengst von edelster Rasse, auf dem er wie angegossen saß. Ich hatte mich ihm inzwischen so weit genähert, daß ich ihm zurufen konnte, er solle Pardon nehmen. Mit einem heftigen spanischen Fluche riß aber der Mexikaner sein Pferd herum und schoß seine Pistole wohl noch 110—12 Schritte entfernt auf mich ab. Die Kugel war gut gezielt gewesen, denn sie schleuderte mir meine Mütze vom Kopfe herab. Ich feuerte nun auch zwei Schüsse aus meiner langen

doppelläufigen Pistole ab, traf aber beidemal nicht, entweder weil ich zu hitzig war, um bedächtig zielen zu können, oder weil mein Pferd etwas scheute. Wüthend sprengte ich nun auf meinen Gegner ein, um ihn mit dem Säbel anzugreifen. Er wartete aber diesen Zweikampf nicht ab, sondern wendete sein Pferd wieder um und sprengte fort und ich in voller Kampflust hinter ihm drein. Eine ziemlich breite Schlucht, in der ein kleiner Gebirgsbach rauschte, lag vor uns und ich hoffte nun, daß die Flucht des Mexikaners dadurch aufgehalten und er zum Zweikampf genöthigt sei. Schon freute ich mich sein edles Roß bei dieser Gelegenheit zu erbeuten, denn daß ich meinem Gegner in der Handhabung des Säbels überlegen sein würde, daran zweifelte ich keinen Augenblick. Ich hatte aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Bei der Schlucht angekommen, stieß der Mexikaner einen hellen pfeifenden Ton aus und hieb dabei seinem Hengst mit aller Gewalt die Sporen in die Flanken. Das edle Thier hob sich hoch in die Höhe und schnellte dann mit gewaltiger Sprungkraft über die breite Schlucht. Es war dies ein Sprung, wie ich solchen früher niemals für möglich gehalten haben würde. Mit meinem schon etwas matten Mustang auch nur den Versuch zu wagen, diesen Satz über die Schlucht zu machen, wäre reiner Wahnsinn gewesen, da ich mir unfehlbar dabei das Genick gebrochen haben würde. So blieb ich denn am Rande halten und machte, wie ich glaube, ein etwas verdutztes Gesicht. Der Mexikaner drehte wieder am jenseitigen Ufer sein edles Thier, welches ich jetzt, nach dem so eben gesehenen Beweis

seiner außerordentlichen Kraft, doppelt so gerne als früher gehabt hätte, wieder um, rief mir einige höhnende Worte zu, feuerte nochmals einen Schuß auf mich ab, daß mir die Kugel um die Ohren pfiff und sprengte davon. Recht mißmuthig ritt ich zu meinen Leuten, die indessen in das verlassene Bivouak der Guerilleros eingedrungen waren, zurück. Auf dem Wege dahin fand ich einen mexikanischen Reiter, dessen Pferd gestürzt war, neben dem liegenden Thiere. Ich hätte kaum auf ihn geachtet, allein schon von Weitem rief er mir mit gefalteten, flehenden Händen und einer ungemein kläglichen Stimme zu: „Quartel por el amor de dios". Lachend gewährte ich ihm seine Bitte und befahl ihm zu folgen.

Auf den Lagerplätzen der Guerilleros machten meine Leute reiche Beute an Sattelzeug, was theilweise zwar nur äußerst schlecht, mitunter aber auch werthvoll war, einigen Waffen, dann einem Dutzend Maulesel und einem Vorrath von Lebensmitteln. Um allen Streitigkeiten und Unordnungen vorzubeugen, hatte ich schon vorher bestimmt, daß sämmtliche Beute zusammengetragen und dann in Orizaba für gemeinsame Rechnung der Soldaten verkauft werden solle. Dies geschah denn auch später, und jeder Soldat, der an dieser Expedition mit Antheil genommen hatte, erhielt für seinen Theil ungefähr 4 Napoleond'ors. Wir Offiziere partizipirten natürlich nicht bei dieser Vertheilung, doch hatte sich Jeder von uns als Andenken einige Waffen oder eine Serape oder einen mexikanischen Sattel ausgesucht. War zwar eigentlich der Hauptzweck dieses ganzen Angriffes, die

Schaar der Guerilleros abzuschneiden und völlig zu vernichten, mißglückt, so konnte ich sonst immerhin mit den gewonnenen Resultaten zufrieden sein. Außer unserer Beute und dem Umstande, daß wir sämmtliche Guerilleros ihres Sattelzeuges beraubt hatten, waren 7 von ihnen getödtet und 34 verwundet oder gefangen genommen worden. Unter den Geflohenen mag auch wohl noch Mancher gewesen sein, der eine Wunde mit fortgenommen hat. Unser Verlust bestand aus drei leicht verwundeten Soldaten und einem getödteten Pferde. Außerdem war ein Chasseur d'Afrique bei der Verfolgung gestürzt und hatte sich eine Rippe gebrochen.

Da wir von dem Nachtmarsche etwas erschöpft waren, außerdem auch die Ankunft des Kapitäns mit seinem Detachement abwarten mußten, so ließ ich auf dem Bivouakplatz der Guerilleros bis gegen Abend Rast machen. An Tortillas, Frijoles, Pulques und Chokolade, dann auch an gedörrten Maiskörnern, erbeuteten wir einen ziemlichen Vorrath und daraus mußten unsere Soldaten versuchen, sich ihre Mahlzeiten zu bereiten. Ihre seltene Geschicklichkeit im Kochen, in welcher edlen Kunst unsere französischen Soldaten eine wirkliche Meisterschaft besitzen, zeigte sich auch bei dieser Gelegenheit wieder glänzend und sie bereiteten einige ganz schmackhafte Gerichte, von denen die gefangenen Mexikaner auch ihr gehöriges Theil bekamen. „Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen" heißt es und nachdem wir die nöthigen Vorsichtsmaßregeln gebraucht hatten, um nicht etwa heimlich überfallen zu werden, obgleich die Mexikaner selbst selten die Franzosen angreifen, sondern sich fast immer nur auf

die Defensive beschränken werden, streckten wir uns behaglich unter dem Schatten hochstämmiger Bäume hin, um während der heißen Mittagsstunden einen langen Schlaf zu thun und uns somit für die verlorne Nachtruhe zu entschädigen. Im Allgemeinen war ich doch über den Ausgang dieses kleinen Scharmützels erfreut, obgleich ich mich freilich darüber ärgerte, daß es uns nicht gelungen war die ganze Bande gefangen zu nehmen. Einige Tage später langte ich, ohne weitere sonderliche Abenteuer noch bestanden zu haben, mit meinem Detachement wieder in Orizaba an, wohin ich die Gefangenen und die Beute schon vorher abgeschickt hatte.

Wir fingen uns schon allmählich zu langweilen an, als neulich die nöthigen Verstärkungen vom Kaiser aus Frankreich uns nachgeschickt waren, um mit dem gehörigen Nachdruck gegen Puebla geriren zu können. „Puebla de los Angelos", wie die blumenreiche, spanische Sprache sie nennt, ist in jeder Hinsicht nächst der Hauptstadt, die schönste, reichste und wichtigste Binnenstadt des ganzen mexikanischen Reiches. Sie ist voll stolzer Paläste, meist von höheren geistlichen Würdenträgern bewohnt, und weitläufiger Klöster, und hohe Kuppeln und Thürme prachtvoller Kirchen ragen aus ihr in den tiefblauen mexikanischen Himmel hinein. Auch die Lage der Stadt ist reizend und dabei sehr zur Vertheidigung geeignet. Die Juarezsche Partei hatte diese Bedeutung von Puebla auch richtig erkannt und mit kluger Berechnung aller Umstände beschlossen, ihre Hauptkraft in die Vertheidigung dieser Stadt zu setzen. Große Anstrengungen waren hiebei gemacht worden und da die Juarezsche Partei nicht genug fähige Offi-

ziere dazu in ihrer eigenen Mitte besaß, hatte man solche aus allen Ecken und Winkeln der Fremde herbeizuschaffen gesucht. Besonders über 100 revolutionäre Italiener, die zu Hause ihr wühlerisches Treiben nicht fortsetzen konnten, da die Regierung des Victor Emanuel dem Garibaldi-Schwindel bei Aspromonte mit leichter Mühe ein schnelles Ende gemacht hatte, waren hierher geeilt, um in Mexiko gegen uns Franzosen zu kämpfen. Es war dies zwar in höchstem Grade undankbar von diesen Italienern, denn wir französischen Soldaten des Kaisers Napoleon hatten die Oesterreicher aus der Lombardei vertrieben, was sämmtliche Freischaaren wahrhaftig mit ihrer eigenen Kraft nicht vermocht hätten, und durch unsere Hülfe war es allein gelungen, ein sogenanntes „Italia unita" zu schaffen. Doch was frugen diese italienischen Demokraten hiernach und wie kann man überhaupt wohl Ehrgefühl und Dankbarkeit von einer solchen Klasse von Menschen erwarten. Unter diesen italienischen Offizieren, welche jetzt nach Puebla geeilt waren, befanden sich übrigens mehrere sehr geschickte Ingenieure, wie denn die Italiener in der Befestigungskunst häufig Bedeutendes leisten. So war denn Puebla sehr stark und gut befestigt und auch im Innern der Stadt waren Schanzen, Minen und Barrikaden auf eine sehr kunstverständige Weise angelegt worden. Außer diesen Italienern fochten auch mehrere Nordamerikaner, dann auch einzelne polnische und deutsche Demokraten, kurz Agenten der revolutionären Partei aus ganz Europa, in den Reihen der Mexikaner und suchten diese zum hartnäckigsten Widerstand zu ermuthigen. Noch mochte dies immerhin geschehen;

hatte unser Kaiser Napoleon in Europa die ganze demokratische Partei geknebelt, so wollten wir hier in der neuen Welt auch schon mit deren Agenten und zersprengten Flüchtlingen fertig werden. Unsere französischen Fahnen sollten und mußten daher auch in Puebla de los Angelos wehen und waren wir mit Sebastopol zuletzt fertig geworden, so konnte uns hier der Sieg schließlich auch nicht fehlen. Zwar mußten einige hundert brave französische Soldaten hiebei ihr Leben opfern, allein der Ruhm unserer Armee ward dadurch doch noch mehr gesteigert, daß es uns gelang die Stadt trotz ihrer hartnäckigen Vertheidigung zu erstürmen, und wenn dies der Fall ist, haben wir stets Soldaten genug, um kein Opfer scheuen zu dürfen.

So begann denn unsere Belagerung und schließliche Erstürmung von Puebla, deren Details aus den Zeitungen genügend bekannt sind. Zuerst mußte unsere brave Artillerie die Hauptarbeit verrichten und sie that dies auf eine Weise, wie man solche von der französischen Artillerie schon gewohnt ist. Unsere Artilleristen hatten eine gute Schule vor Sebastopol gemacht, wie man stark befestigte Städte zusammenschießen müsse und zeigten jetzt, daß sie das dort Gelernte auch jetzt in Mexiko zu benutzen wußten. Es krachte und donnerte ganz gehörig, obgleich freilich dies Bombardement dem, was an einigen Tagen bei Sebastopol herrschte, nicht gleich kam. Solch gewaltiges Gekrache, wie damals ertönte, habe ich niemals wieder gehört und werde es auch wohl schwerlich wieder hören. Bei unserer Artillerie vor Puebla thaten auch zwei preußische Offiziere als Volontaire

Dienst, deren Geschicklichkeit und Tapferkeit ich vielmals rühmen hörte. Ich kann nicht läugnen, daß mir überhaupt von allen Truppen, welche ich bei meinem wiederholten Aufenthalt in Deutschland sah, die preußischen bei Weitem am Besten gefallen haben und ich sie für besonders tüchtig halte, obgleich manches Steife und Gezwungene in ihrer Haltung uns französischen Offizieren befremdend auffällt. Man merkt es den Preußen schon deutlich an, daß sie einer großen ruhmreichen Armee angehören und dies allein schon verleiht ihnen einen erhöhten Werth in meinen Augen.

Als dann unsere Batterien tüchtig vorgearbeitet und die Außenwerke so weit in Trümmer geschossen hatten, daß wir stürmen konnten, kamen auch wir Infanteristen noch recht gehörig daran. Die Soldaten meines Bataillons waren schon ganz ungeduldig geworden, als ob sie am Ende gar nicht am Sturme theilnehmen würden, ich beruhigte sie jedoch, daß sie noch ihr gehöriges Theil Arbeit bekommen würden. Sacre dieu, ich hatte mich auch nicht getäuscht und als wir in eine dieser engen Straßen von Puebla hineinstürmten und plötzlich vor einer hohen, kunstvoll aus Quadern erbauten Barrikade standen, bekamen wir einen sehr unsanften Empfang und manch guter Soldat, der schon auf vielen blutigen Wahlstätten für Frankreichs Ruhm gefochten hatte, mußte hier aus dem Leben scheiden. Auch ich selbst erhielt einen Streifschuß in die Seite und dadurch meine fünfte Kriegswunde. Meine Kampflust war aber so aufgeregt, daß ich anfänglich auf diese leichte Wunde gar nicht achtete, bis mich ein Offizier auf das herunter tröpfelnde

Blut aufmerksam machte. Nun, es hatte nicht viel zu bedeuten. Einem todten mexikanischen Offizier ward seine breite seidene Schärpe abgebunden und ein Zuave band mir solche so fest um den Leib, daß das Bluten aufhörte und ich noch den ganzen Tag im Dienst bleiben konnte. Es war Henri le Capuzin, der mir mit vielgeübter Gewandtheit diesen Liebesdienst leistete. Leider sollte es der letzte sein, den mir der brave Bursche verrichtete. Schon am Morgen vor dem Ausrücken war er an mich herangetreten und hatte mir die Hand reichend gesagt. „Nun, mein Kommandant! ich will Sie zuletzt noch um Verzeihung gebeten haben, wenn ich Ihnen Verdruß gemacht, und danke herzlich für die Mühe, die Sie sich mit mir gegeben. Ohne Sie würde ich schon lange auf der Galeere gestorben sein". Als ich ihn nun frug, weshalb er denn heute Morgen so feierlich sei, antwortete er: „Bah, mein Kommandant, weil es der letzte Sturm ist, den ich mitmachen werde. Sie sollen sehen, ich sterbe heute als braver Soldat."

Ich hatte keine Zeit ihm zu antworten, denn in diesem Augenblick ertönten die Signale, daß wir Kolonne formiren und vormarschiren sollten. Bei dem Sturmangriff war ich zufällig in die Nähe von Henri gekommen und sah, daß er stets mit der Vorderste war und mit dem lauten Ruf „en avant — en avant camerades — vive l'empereur" wüthend vorstürmte. Als die große Barrikade uns ein Hinderniß darbot, und wir einen Augenblick stutzten und gegen das heftige Feuer, welches wir aus allen Fenstern der Häuser erhielten, hinter den Ecken der Straßen Schutz

suchten, blieb Henri ohne die mindeste Deckung frei stehen und obgleich ihn die Kugeln von allen Seiten umpfiffen, schien er förmlich ihrer zu spotten. Einige schwere Schüsse aus unseren Batterien, hatten endlich die mächtige Barrikade so weit zerstört, daß wir versuchen konnten sie zu erstürmen. Wie ein gereizter Tiger sprang Henri unter dem lauten Ruf „vive l'empereur" wieder vor und war der Erste, der auf der Barrikade stand. Da erhielt er einen Schuß durch die Brust, daß er zurücktaumelte. Er schien sich noch einmal wieder aufraffen zu wollen, rief mit letzter Kraft „en avant" und brach dann todt zusammen. Schade um den braven Kerl und doch fand er eigentlich einen schönen beneidenswerthen Soldatentod und ward vielleicht dadurch von einem späteren traurigen Alter gerettet.

Als wir erst einmal die Hauptbarrikade erstürmt hatten, vermochten die Mexikaner nicht lange mehr Widerstand zu leisten. Zwar versuchten einzelne Trupps, größtentheils aus Fremden bestehend, sich uns noch entgegen zu werfen und hie und da kam es in den engen Straßen, ja selbst in den Höfen und Vorhallen und Gängen der großen Klöster noch zu einem erbitterten Handgemenge, allein die Einnahme der Stadt war schon unzweifelhaft. Ich focht persönlich noch mit einem großen, schönen, sehr gewandten Mann, seinem Aussehen und seiner Ausrufung nach einem Italiener, der mich mit äußerster Wuth angriff. Nun, umsonst bin ich kein vorzüglicher Fechter und meine treffliche bei der Alma eroberte Damascenerklinge that, wie schon so häufig der Fall gewesen, auch diesmal ihre Schuldigkeit wieder. So parirte

ich dann einen mächtigen Hieb, den der Italiener gegen mich führte, ziemlich leicht und stieß ihm dann meinen Säbel durch die Brust, daß er sogleich todt zusammenstürzte.

Wir trieben nun die Feinde immer heftiger vor uns her, ihr Widerstand wurde immer schwächer, Tausende von Gefangenen wurden gemacht, andere ungeordnete Haufen stürzten sich in wilder Flucht aus der Stadt um sich zu retten, und wurden dabei häufig von den nachsetzenden Chasseurs d'Afrique niedergehauen oder gefangen genommen und so war denn nach mehrstündigem Kampfe Puebla de los Angelos von uns erobert und die Tricolorfahne konnte auf dem Thurme der schönen und großen Kathedrale der Stadt aufgezogen werden. Hurrah, das war denn wieder ein prächtiger Anblick, der das Herz jedes französischen Soldaten mit Recht erfreuen mußte und um den Preis von einigen hundert Todten und Verwundeten, welche uns diese Eroberung gekostet hatte, fürwahr nicht zu theuer erkauft worden. Wie ich später hörte, hat der Kaiser Napoleon seine hohe Gemahlin Eugenie zu ihrem Namenstage mit der Nachricht von der Eroberung von Puebla überrascht und eine seltene rothe Rosenart, die gerade an diesem Tage in den kaiserlichen Gärten zuerst aufblühte, hat den Namen der „Rose von Puebla" erhalten. So etwas kann uns Soldaten schon erfreuen und wir haben den aufrichtigen Wunsch, daß es uns noch recht oft vergönnt sein möge, die schöne Kaiserin an ihrem Namenstage durch die Nachricht eroberter Städte zu erfreuen.

Wir ruhten uns nun einige Tage in dem eroberten

Puebla aus und das Glück begünstigte mich, daß ich ein sehr angenehmes Quartier in dem Hause eines reichen Minenbesitzers erhielt. Er hatte in seiner Jugend große Reisen in Deutschland gemacht und auch zwei Jahre auf der berühmten Bergschule in Freiberg Bergwissenschaft studirt, wie er denn überhaupt ein sehr gebildeter Mann war. Da ich, wie du weißt, von meinem 12.—16. Jahre ebenfalls in Dresden erzogen bin, so freute sich dieser Mann ungemein, mit mir über Deutschland und gar über Dresden, für welche schöne Stadt er mit Recht eine besondere Vorliebe besaß, sprechen zu können. Wir sprachen auch mitunter deutsch mit einander und als ich zum Spaß einmal recht wie ein Dresdener Chaisentrager redete und ihm sagte: „Erlooben |Sie mein gutes Härrchen unn hären See, das kann Ihne schon sagen, denn sähen See, daß weeß ich selber niche. Ja das ist Sie schon wahre," konnte die kleine niedliche Frau des Bergwerksbesitzers mit Lachen kaum aufhören. Nun, ein Zuaven-Kommandant, der sächsisch spricht, mag auch wohl eine sehr komische Erscheinung gewesen sein, die nicht häufig vorkommt. Diese Frau war eine geborene Andalusierin und obgleich sie schon über die Jahre hinweg war, in denen die schnell verblühenden Spanierinnen noch hübsch zu sein pflegen, so hatte sie doch die lebhaftesten dunklen Augen, die kleinsten Füße und die schwärzesten Haare, welche ich jemals gesehen habe und mußte in ihrer Jugend überhaupt ein wahrer Engel gewesen sein. Es war in diesem Hause alles sehr geschmackvoll, reinlich und bequem eingerichtet und man sah, daß der Besitzer nicht allein ein reicher, sondern auch sehr

gebildeter Mann war. Ich wäre gerne noch längere Zeit in diesem, in jeder Hinsicht so vortrefflichen Quartier geblieben, doch des Soldaten Schicksal im Felde ist ja Kommen und Scheiden und seinen eigenen Willen darf er nie befragen, sondern muß nur fremden Befehlen folgen.

Mit dem Fall von Puebla war die eigentliche Widerstandskraft der Juarezschen Partei gebrochen; sie versuchte nun nicht mehr sich in größeren Massen uns entgegen zu werfen und was nun folgte, war eigentlich nur noch eine Reihe mehr oder minder blutiger Guerilleros-Gefechte. Ebenso wie die Truppen des Königs Victor Emanuel noch auf eine lange Reihe von Jahren hin mit den Brigantinis im Neapolitanischen sich werden umherplagen müssen, werden die Soldaten des neuen Kaisers von Mexiko zu thun haben, das Gesindel der Guerilleros auszurotten.

Wir glaubten, die Banden des Juarez würden wenigstens den Versuch machen, uns den Weg von Puebla nach Mexiko zu erschweren, allein wider alles Erwarten, geschah dies nicht. Unsere Kanonen und Bajonnette hatten ihnen einen zu großen Respekt beigebracht, als daß sie es noch fernerhin gewagt, sich uns im offenen Kampfe zu widersetzen. So hat denn mein Bataillon bis zu unserem Triumpheinzug in der Stadt Mexiko, keinen Schuß mehr gethan und meine Soldaten konnten ihre lebhafte Kampflust nicht mehr befriedigen.

Ich habe in meinem Leben sehr viele schöne Städte gesehen, selten aber wurde mein Auge durch einen prachtvolleren Anblick erfreut, als wie ihn die Stadt Mexiko dar-

bietet, wenn man sie zuerst von der Kuppe eines Hügels erblickt. Es ist ein großes, breites, in der üppigsten Vegetation des Südens prangendes Thal, rings umschlossen von hohen, in den malerischsten Formen ihre vielzackigen Häupter in den blauen Himmel erhebenden Bergen, welches man vor sich sieht, zwar sind die großen Seen, welche Mexiko früher umgaben, jetzt größtentheils abgelassen und in grünende und blühende Felder verwandelt, allein es ist immer noch genug Wasser in klaren mäandrisch geschlängelten Flüssen und großen Weihern vorhanden, als daß man dessen belebenden Anblick entbehren müßte. Nennt man doch mit Recht das Wasser das Auge der Landschaft und kann ich wenigstens für meine Person gar keine Landschaft, und sei sie auch sonst noch so großartig, anziehend finden, wenn solche des Wassers gänzlich entbehren muß. Mitten in diesem grünen üppigen Thale liegt nun die alte großartige Stadt Mexiko. Die hohen Kuppeln und Thürme der vielen großen Kirchen und Klöster, welche die Stadt besitzt und die langen Reihen stolzer Paläste, die noch aus der früheren alten guten Zeit der spanischen Herrschaft, wo Ruhe und Ordnung und daher Fleiß und Wohlstand im Lande herrschte, herstammen, verleihen Mexiko, besonders aus der Ferne, ein großartiges Ansehen. Man glaubt eine jener früher so stolzen und in der Neuzeit so heruntergekommenen spanischen oder italienischen Städte, wie Barcellona, Sevilla oder Padua, vor sich zu sehen. Freilich im Inneren des Orts ist viel Verfall, Schmutz und Armuth, und man sieht überall wie nicht allein der Staat, sondern auch die Stadt Mexiko in all und jeder Hinsicht

heruntergekommen sind, seit sie das Unglück hatten, daß die sogenannte republikanische Staatsform in ihnen ihr Unwesen trieb und dadurch, wie dies in allen Republiken stets der Fall sein wird, ehrgeizige Abenteurer, intrigante Demagogen und ähnliches Gesindel ihr freches Spiel treiben konnte.

Es war ein so stolzer Anblick für uns französische Soldaten, als wir die im goldenen Abendsonnenschein vor uns funkelnden Thürme und Zinnen der Hauptstadt Mexiko zuerst vor uns liegen sahen, daß meine Zuaven wie von selbst, in ein lautes wiederholtes Jubelgeschrei ausbrachen. So hatte unsere Kraft, Ausdauer und Tapferkeit denn abermals ein hohes Ziel erreicht und fern vom schönen Frankreich und durch des Oceans weite Fläche vom Vaterland getrennt, hatten wir auf unseres Kaisers Befehl die Hauptstadt eines Reiches, was an Areal größer als ganz Italien ist, erobert. Und dergleichen Anblick einer besiegten Stadt hatte ich nun schon öfters in Algerien, dann vor Sebastopol, Mailand und Peking in China genossen.

Schon am ersten Abend, als wir in die weite Thalebene von Mexiko hineinmarschirten und noch einige Leguas vor den Thoren der Stadt unser Lager aufschlugen, kamen zahlreiche Einwohner der höheren Stände zu uns und baten, daß wir unseren Einmarsch doch beeilen möchten, weil sie eine Plünderung durch die Leperos, wie die besitzlosen Eckensteher und Bummler, von denen Mexiko viele Tausende enthält, fürchteten. Die Schilderung, welche alle diese Männer von der Anarchie und zugleich Despotie, die in letzter Zeit

unter dem sogenannten Präsidenten Juarez in der Stadt geherrscht hatten, uns machten, war sehr lebendig und trug dabei ganz den Stempel der strengen Wahrheit. Raub und Plünderungen aller Art, willkührliche Besteuerungen aller Besitzenden, unter dem Vorwand, daß sie zur reactionären Partei gehörten, und Einkerkerungen politisch mißliebiger Personen, alles im Namen des Fortschritts und der Freiheit, waren ganz an der Tagesordnung gewesen. Juarez und das Gesindel, aus dem er seine treuesten und eifrigsten Anhänger nahm, hatten ganz nach Lust und Belieben geschaltet und gewaltet und natürlich ihren Privatvortheil dabei am besten gewahrt. Es waren in Mexiko ganz die gleichen Zustände gewesen, wie solche in Frankreich im Jahre 1848 schon zu herrschen anfingen und sicherlich noch weiter um sich gegriffen hätten, wenn nicht unser Kaiser Napoleon im Dezember 1851 der ganzen Schwindelei ein kräftiges Ende gemacht hätte, und wie ihr in Deutschland in den tollen Jahren 1848 und 1849 solche ebenfalls erhalten hättet, wenn nicht glücklicher Weise noch gerade zur rechten Zeit der alte Wrangel in Berlin und Fürst Windischgrätz in Wien Eure Straßendemokraten gehörig auf die Finger klopften. Kein Wunder daher, daß unter solchen Umständen fast die ganze besitzende Klasse in Mexiko den Einzug unserer Truppen mit einem Jubel begrüßte, wie solcher gar nicht größer und aufrichtiger gedacht werden konnte. Was eine dankbare Bevölkerung nur alles ersinnen kann, wenn eine Befreiungsarmee in ihren Mauern einzieht, das geschah von den Mexikanern bei dem feierlichen Triumpheinmarsch unserer

Truppen. Es soll ein förmlicher Freudenrausch gewesen sein, der Alt und Jung, Weib und Mann an diesem schönen, in der Geschichte Mexikos glorreich dastehenden Tage ergriffen hatte. Leider war es mir nicht vergönnt, ein persönlicher Augenzeuge des feierlichen Einmarsches unserer Truppen in Mexiko zu sein. Es hatten sich noch einige Banden, die in der letzten Zeit in der Hauptstadt selbst ihr Unwesen getrieben, in die Umgegend geflüchtet, um dort im Namen der Freiheit zu plündern und zu morden und ich erhielt den Befehl mit einem Streifkommando von einigen hundert Infanteristen und Kavalleristen umherzuziehen, um dies Gesindel auseinanderzujagen. So marschirte ich denn an dem Morgen, als unser Korps aufbrach, um in die befreite Hauptstadt unter dem feierlichen Geläute aller Glocken und dem jubelnden Rufe des Volkes einzumarschiren, zuerst nach dem alten großen Schlosse Chapultepec mit seinem prächtigen Park, was früher von den Vizekönigen als Sommerresidenz benützt wurde. War Alles hier jetzt auch auf das Aeußerste verwahrlost und halb zerfallen, so zeigte sich die Natur doch so großartig und der Park war besonders so reich an hohen Bäumen des prachtvollsten Wuchses, daß man noch deutlich erkennen konnte, wie schön es hier gewesen sein mußte. Besonders fielen die prachtvollen Cypressenbäume auf, welche eine Zierde dieses Parkes von Chapultepec bildeten. Es waren Bäume von solcher Größe des Wuchses, wie ich früher niemals geglaubt hatte, daß die Cypresse erhalten würde.

Unweit dieses früheren Lustschlosses holten wir noch eine Bande von 40—50 Strolchen ein, welche soeben im Begriff

gewesen waren, die Hacienda eines französischen Kaufmannes zu überfallen und auszuplündern. Die Juarezschen Anhänger sollen, wie es hieß, vor ihrer Flucht aus Mexiko alle Gefängnisse geöffnet und deren Insaßen freigelassen haben und man kann sich daher vorstellen, welch Gesindel sich jetzt umhertrieb. Von diesen Kerlen, welche wir hier auftrieben, ergaben sich ungefähr 15—20 sogleich ohne Weiteres und wurden alsbald an Händen und Füßen gefesselt. Ungefähr 20 Männer aber, die zu den verwegensten der Bande gehörten, warfen sich in ein kleines Haus, verrammelten Thüren und Fenster, beantworteten unsere Aufforderung sich zu ergeben, mit Flintenschüssen, durch welche ein Zuave leicht verwundet wurde und schienen sich auf eine hartnäckige Vertheidigung vorbereiten zu wollen. Ich kam ihnen aber bald zuvor und ließ das kleine, mit trockenen Schindeln leicht gedeckte Haus durch einige Brandraketen, welche in die Gewehre geladen wurden, in Flammen schießen. So mußten diese Räuber denn wohl aus dem brennenden Hause herauslaufen und ungefähr ein Dutzend von ihnen wurde jetzt, als sie herausliefen, von meinen Soldaten ohne Weiteres zusammengeschossen, der Rest aber gefangen genommen. Auch den Anführer der Bande, einen Mestizen von wirklich riesengroßem Wuchs, nahmen wir gefangen, da ein Schuß im Fuß ihn zu Boden warf. Obgleich liegend und heftig blutend, wehrte sich dieser Kerl noch wie eine verzweifelte Katze, die man in Sack stecken will, und biß einen Zuaven sehr heftig in den Arm. Freilich bekam er von dem Gebissenen dafür einen Kolbenstoß in das Gesicht, daß gleich ein halbes

Dutzend Zähne herausfielen und seine ohnehin nichts weniger als einnehmenden Züge sich vor Schmerz und Wuth noch mehr verzerrten. Ich habe überhaupt niemals einen Menschen gesehen, in dessen Gesicht Mordlust und Lasterhaftigkeit und jetzt dabei ein glühender Haß gegen uns sich so charakteristisch ausgeprägt zeigten, als wie dies bei diesem Mestizen der Fall war. Als es sich später bei dem Verhör, durch die Aussagen einiger anderer Kerle seiner Bande, herausstellte, daß er allein schon mindestens über 30 Mordthaten begangen hatte, wunderte ich mich nicht im Mindesten hierüber. Er wurde vom Kriegsgericht natürlich zum Tode verurtheilt und einige Stunden darauf schon erschossen. Auch bei der Execution betrug er sich noch wild und unbändig und die Zuaven mußten ihn mit Händen und Füßen an einen dicken Cypressenstamm anbinden, um sicher nach ihm zielen zu können.

Fast an 3 Wochen mußte ich noch unaufhörlich in der nahen und fernen Umgebung von Mexiko umherstreifen, ohne die Stadt auch nur auf eine Stunde mit meinem Fuße betreten zu können. Wir fanden noch häufig kleinere und größere Banden der Juarezschen Partei, größtentheils aus alten Verbrechern und Taugenichtsen der Hauptstadt bestehend, und nahmen solche gefangen oder schoßen sie, wenn sie sich zu widersetzen wagten, zusammen. In meinem ganzen Leben habe ich niemals eine solche Menge von Galgengesichtern und Kerlen, an denen jeder Zoll ihre Bestienhaftigkeit zeigte, zusammengesehen, als dies bei diesem Streifkommando der Fall war. Ich hatte oft einige Dutzend Kerle, Creolen,

Mulatten, Mestizen, Indianer und Europäer, alles bunt durcheinander, in meiner Gewalt, die selbst in jedem europäischen Zuchthause noch durch die Scheußlichkeit ihres Aussehens Erstaunen erregt haben würden. Wahrhaftig, was für Menschen läßt doch der liebe Gott in seiner sonst so schönen Welt umherlaufen.

Meine Kameraden hatten sich schon in der Stadt Mexiko ganz häuslich eingerichtet, als ich endlich von meinem Streifkommando abgelöst wurde und auch in die Residenzstadt einrücken durfte. So sehr ich auch mit Leib und Seel Soldat bin, und das Leben im Felde mit aller seiner Aufregung und Abwechslung liebe, so freute ich mich jetzt doch nicht wenig darauf, einige Wochen im dolce far niente in Mexiko verbringen zu dürfen. Fürwahr die Stadt ist in ihrem Inneren eben so schön und anziehend, als ihre Lage anmuthig und ihr Aeußeres großartig ist. Ich wüßte in der That in Europa wenige Orte, in denen ich einige Jahre lieber wohnen möchte — wenn ein ruhiges Leben überhaupt mein Wunsch wäre, was glücklicher Weise bisher noch nicht der Fall ist, als in Mexiko. Nur eine volle Börse muß man hier haben, denn wenn auch die eigentlichen materiellen Bedürfnisse ziemlich wohlfeil sind, so haben doch alle Vergnügungen und besonders Luxusartikel einen ungemein hohen Preis und in den Läden, Restaurationen und Hotels ist es entschieden theurer als in Paris.

Das Glück wollte mir wohl und ich bekam ein recht angenehmes Quartier in der prachtvollen „Calle de los Plateros“ der Hauptstraße von Mexiko. Zwar war das Zimmer

kühl und besaß einen Ueberfluß von Mangel aller Mobilien. Ich konnte fürwahr singen: „ein Tischchen, ein Stühlchen, ein Bettchen, was braucht man mehr um glücklich zu sein," denn weitere Mobilien besaß mein großes Parterrezimmer, in dem zur Noth eine ganze Kompagnie in der Friedensstärke manches kleinen deutschen Kontingents, sich hätte aufstellen können, nicht. Was kümmerte mich aber dies Alles, entdeckte ich doch bald in dem Hause einen Magnet, der eine ungleich größere Anziehungskraft für mich besaß, als alle noch so prächtig aufgeputzten Boudoirs dies je vermocht hätten. Dies war nämlich eine jüngere Schwester meiner Wirthin, die noch sehr jung an einen alten reichen Minenbesitzer, der es jetzt für gut hielt, sich aus politischen Rücksichten einige Zeit aus der Hauptstadt zu entfernen, verheirathet war. Parbleu, besser hätte ich es gar nicht treffen können, denn ich hielt es natürlich sogleich für meine Pflicht, die reizende kleine Wittwe in ihrer Einsamkeit zu trösten und ihr Herzlein mit Sturm einzunehmen. Eheliche Untreue gehört nun einmal zu den Lebensgewohnheiten der meisten Mexikanerinnen der höheren Stände, die gewöhnlich des Geldes wegen an alle ihnen höchst gleichgültige Ehemänner verheirathet werden und so hatte ich denn auch nicht allzuviele Mühe die Liebe der kleinen Juanita zu gewinnen. Es war ein reizendes Weibchen, mit Perlenzähnen in dem rosigen, ganz wie zum Küssen geschaffenen Munde und dunklen Augen, die schon feurige Liebesstrahlen auszusenden vermochten. Wir verlebten der schönen, süßen Schäferstunden gar viele und Juanita zeigte mir durch die That, daß auch

die Damen in Mexiko ebenso feurig zu lieben wissen, als ich dies bereits in Frankreich, Algier und Italien und allen sonstigen Ländern, in denen ich schon gewesen war, erfahren hatte. Doch wo findet Gott Amor nicht gelehrige Schülerinnen? Zeigt er doch seine Alles überwältigende Macht unter den Weibern der Eskimos, wie unter den Hottentottinnen. Müssen doch oft selbst eure spröden, wohlerzogenen, zimperlichen jungen Mädchen in den norddeutschen Honoratorenfamilien, die es äußerlich für ihre Pflicht halten, auf der Straße schon zehn Schritte vorher die Aeuglein niederzuschlagen, wenn nur ein Mann sich ihnen nähert, und alle Reden nur mit einem verlegenen Ja und Nein zu beantworten, im Geheimen seiner Macht unterliegen.

Ich wandte meine Zeit in Mexiko aber nicht allein an, um mit der kleinen reizenden Juanita zu kosen, obgleich mir manch schöne Stunde dabei wie im Fluge verstrich, sondern war auch sonst viel auf den Straßen und an allen öffentlichen Vergnügungsorten. Wirklich es ist eine schöne glänzende Residenz, würdig eines so alten stolzen, reichen Landes, wie ursprünglich das spanische Vicekönigreich Mexiko gewesen sein soll, zwar ist auch hier Stillstand ja selbst Verfall überall sichtbar, und man bemerkt in Allem und Jedem, wie sehr das Land zurückgegangen ist, seit es das Unglück hatte, eine Republik und somit ein Sitz der Anarchie zu sein, allein selbst die Spuren der früheren Größe sind noch interessant. Hat das Land Mexiko jetzt nur auf einige Decennien Ruhe, Ordnung und Gesetzmäßigkeit unter einer klugen, aufgeklärten, dabei aber, wenn es sein muß, rücksichtslos energischen

Regierung, so muß es entschieden eins der schönsten Reiche der alten wie neuen Welt werden; diese Ueberzeugung gewinne ich immer mehr und mehr.

Wirklich prachtvolle Plätze und große Straßen mit Gebäuden, welche der altspanischen Baukunst die größte Ehre machen, sieht man hier. Ein besonders schönes Gebäude ist die große Kathedrale, die selbst in Frankreich und Italien durch ihre Bauart mit Recht Aufsehen machen würde. Auch unter den sonstigen vielen Kirchen, mit denen die Stadt fast überreichlich versehen ist, gibt es viele schöne und sehenswerthe Gebäude. Sehr groß ist auch der Regierungspalast, wie denn auch der Placa-mayor für jede europäische Stadt zur Zierde gereichen würde. Daß es an zahllosen Klöstern, oft wirklich großartigen Gebäuden, die von den kolossalen Reichthümern der Orden, welche sie gestiftet haben, Zeugniß ablegen, nicht fehlt, bedarf in Mexiko kaum noch der Erwähnung. Auch an schwarzen, braunen, grauen, weißen und violetten Kuttenträgern fehlt es hier nicht und ganze Bataillone von Pfaffen aller Art laufen auf den Straßen umher. Diese vielen überflüssigen Geistlichen zu vermindern wird eine harte Arbeit sein, doch muß eine Regierung sehr vorsichtig in allem, was das Priesterthum anbetrifft, auftreten. Ueber die Hälfte aller unehelichen Kinder, welche in Mexiko in großer Zahl geboren werden, sollen Pfaffen zu Vätern haben.

Da seit der Anwesenheit der französischen Truppen Ruhe, Ordnung und Sicherheit in der Hauptstadt herrschten, was alles deren Bewohner, seit Juarez sein Unwesen dort trieb,

gänzlich hatten entbehren müssen, so kehrten auch allmählich wieder manche wohlhabende Familien, welche nach Havanna, Nordamerika oder auch nach Europa geflüchtet gewesen waren, zurück. So sah man denn, Tag für Tag auf den Straßen, Plätzen und Promenaden eine immer größere Lebhaftigkeit. Man erblickte viele gut gekleidete Herren, oft auf sehr edlen, mit mexikanischem Zaum und Sattelzeug reich aufgeputzten Rossen courbettirend, die Zahl schöner und eleganter Damen, die besonders viel auf der Alameda spazieren fuhren, oder in die Kirchen eilten, dort das fromme Geschäft des Betens mit dem zwar minder heiligen aber oft angenehmeren des Kokettirens und verliebten Intriguirens mit galanten Herren zu verbinden, vermehrte sich und auch das Rasseln der Equipagen auf dem Straßenpflaster ward fast täglich immer häufiger. Dazu sah man häufig die Kolonnen unserer marschirenden Infanterie verschiedener Waffen, und der helle Klang unserer französischen Trommeln mischte sich mit den Tönen der Signalhörner der Chasseurs à pied oder dem Trompetengeschmetter der Chasseurs d'Afrique. Auch das dumpfe Gedröhne, welches eine dahinfahrende Batterie Artillerie verursacht, ward häufig vernehmbar. Wir mußten den Mexikanern ja zu jeder Stunde möglichst vor die Augen führen, daß Mexiko nun eine französische Garnisonsstadt geworden sei und wir vollkommen die Mittel besäßen, um sie zu jeder Zeit in der gehörigen Ordnung zu halten. Unsere Truppenmacht imponirte der revolutionären Partei auch so gewaltig, daß in Mexiko selbst nicht die mindeste Ruhestörung irgend einer Art mehr vorfiel.

Mit Ruhe und Ordnung kehrten auch Handel und Wandel wieder zurück, wie dies stets der Fall sein wird. Man sah täglich fast neue Läden aller Art entstehen, und die schon vorhandenen vergrößerten sich oder man legte neue, besser sortirte Waaren, als früher der Fall gewesen war, vor die Ladenfenster. Lange Züge mit Waarenballen beladener Maulesel, von sonnverbrannten, zerlumpten, aber dabei sehr malerisch aussehenden Arrieros geführt, kamen täglich in die Thore und da auch in der nächsten Umgebung Ruhe und Sicherheit wieder hergestellt waren, so mehrte sich auch die Zufuhr von Lebensmitteln. Manche neue Handwerker und Kaufleute, besonders Franzosen, aber auch Deutsche, etablirten sich jetzt, wo sie auf Ruhe und sicheren Schutz ihrer friedlichen Thätigkeit hoffen durften und man berechnet, daß in den ersten drei Monaten der französischen Occupation sich die Stadt Mexiko allein um 15000 Einwohner vermehrt habe. So verdankt nicht allein Paris und Frankreich, sondern in der neuen Welt auch Mexiko der Energie des Kaisers Napoleon die Wiederherstellung der Ordnung und dadurch das Aufblühen jeglicher friedlichen Thätigkeit. Noch nach vielen Generationen wird man in Mexiko den Namen Napoleon des III. als den größten Wohlthäter des Landes preisen.

Ungefähr vier sehr angenehme Monate durfte ich in der Stadt Mexiko selbst verleben, dann erhielt ich Befehl, mich einem fliegenden Korps anzuschließen, was das Innere des Landes von den Ueberbleibseln der Juarezschen Partei reinigen sollte. Das ungeheure Gebiet mit seinen endlosen

Prairien, zerklüfteten Gebirgen und fast undurchdringlichen Urwäldern erleichtert es einzelnen Guerilleros-Banden ungemein, ihr Unwesen fortzutreiben und bis überall Ruhe und Sicherheit hergestellt sein wird, dürften immerhin noch einige Jahre vergehen. So wird es den Truppen des neuen Kaisers nicht an Gelegenheit zur kriegerischen Thätigkeit fehlen und sie werden noch gar manche Expeditionen unternehmen müssen. Die Hauptsache ist und bleibt aber schon gethan und wir französischen Soldaten haben das Verdienst davon.

Das nächste Mal werde ich hoffentlich meine Tagebücher von den Ufern des stillen Oceans absenden können. Bis dahin lebewohl.

2.

Unterwegs und Daheim.

I. Serie. 5. Band.

Kriegs- und Lagerbilder

von

Julius v. Wickede.

Leipzig & Stuttgart.
Verlag von Otto Purfürst.
1864.

2.

Kriegs- und Lagerbilder

aus dem

jetzigen schleswig-holsteinschen Kriege.

Von

Julius v. Wickede.

Inhalt:

I. Eine Sommerfahrt und ein Wintermarsch in Schleswig-Holstein.
II. Lager- und Gefechtsbilder vor den Düppeler Schanzen.

Leipzig & Stuttgart.

Verlag von Otto Purfürst.

1864.

Druck von Aug. Wörner, vormals J. G. Sprandel, in Stuttgart.

I.

Sommerfahrt und Wintermarsch in Schleswig-Holstein.

Die Ostküste von Schleswig-Holstein ist ein gar schönes, von der gütigen Natur mit den verschiedensten Gaben fast überreich geschmücktes Land, und eine Fahrt in einem bequemen vorne zurückgeschlagenen Wagen, damit der Blick ungehindert umherschweifen kann, an einem klaren, warmen Frühlings- oder Herbsttag durch dessen verschiedene Landschaften vermag selbst einem verwöhnten Touristen mannigfache Genüsse zu bereiten. Eine Reihe zwar nicht großartiger, aber überaus lieblicher Bilder wechselt fast ununterbrochen mit einander ab, wenn man auf dem Wege von Kiel über Eckernförde, Arnis durch Angeln nach der Stadt Flensburg fährt. Schon die Stadt Kiel selbst, dieser geistige Hauptsitz der ganzen schleswig-holsteinischen Bewegung, kann durch ihre Lage an dem Meerbusen den Reisenden

so fesseln, daß er nur mit Bedauern aus ihr wird scheiden. Zwar das Innere bietet wenig Anziehendes und die ziemlich engen, krummen, mit gerade nicht sonderlich architektonisch schönen Häusern besetzten Straßen und häßlichen Marktplätze wird man gerne verlassen, aber desto reizender ist die nahe und theilweise auch ferne Umgebung. Eine Wanderung durch die prachtvolle Allee nach dem bekannten Badeort Düsternbroock gehört in der That zu den anziehendsten Spaziergängen, die man in ganz Norddeutschland nur machen kann. Und wenn nun der von kräftigen Rossen leicht gezogene Wagen aus dem Kieler Thore fort auf der im Sommer vortrefflichen Straße schnell dahin rollt, welche Menge von wohlthuenden Eindrücken vermag der aufmerksame Reisende dann in sich aufzunehmen. Von seltener Fruchtbarkeit ist ohnehin schon der Boden und eine sorgfältige, rationelle Bebauung steigert noch dessen Ertrag. Es sind hier nicht die in fast unübersehbarer Ausdehnung sich hinziehenden Weizen- oder Roggenfelder, welche bei aller ihrer Ueppigkeit doch leicht das Auge ermüden können, wie man sie in manchen fruchtbaren Gegenden Norddeutschlands oft Meilen weit findet, sondern Alles ist mannigfaltiger, buntartiger, der ganzen Landschaft fast wie von selbst mehr ein parkartiges Aussehen verleihend. Jetzt kommt man durch ein sorgfältig gehaltenes Gehölz mit Buchen von einem so prachtvollen Wuchs, wie man sie außer an der dänischen und deutschen Ostseeküste in der Art sonst nirgends in der Welt

mehr finden wird. Wirklich so ein gutbestandener, deutscher Buchenwald, besonders im Frühling, wenn das zarte, goldgrüne, im hellen Sonnenschein mit einem glänzenden Schimmer überzogene frische Laub die breiten Kronen der mächtigen weißen Stämme bedeckt, gewährt einen Anblick, bei dem man die Orangenwälder Siciliens, oder die Palmenhaine der afrikanischen und asiatischen Küsten des Mittelmeeres leicht vergessen kann. Von einer hohen weißblühenden Hecke, in Schleswig-Holstein „Knick" genannt, nach allen Seiten wie ein Gartenbeet eingefaßt, stößt an das Buchengehölz eine große Graskoppel zur Viehweide bestimmt. Welche Ueppigkeit des Wuchses, welche tiefgesättigte grüne Farbe zeigen die Gräser, die hier den Boden wie mit einem dichten Sammtteppich bedecken. Man begreift es, daß eine solche Nahrung für die Kühe der schleswig-holsteinischen Maibutter einen Weltruf weit über Deutschlands Grenzen hinaus verschaffen mußte. Und welche Heerde von Kühen weidet in behaglicher Ruhe in dieser Graskoppel. Oft an 150—200 Häupter jeder Gattung zählt allein die Kuhheerde eines einzigen großen schleswig-holsteinischen Rittergutes. Fast alle Thiere sind Prachtexemplare ihrer Art, die sich mit ihrem regelmäßigen Körperbaue und ihrer Größe auf jeder Thierschau würdig zeigen könnten. In langsamem Schritt, die schweren Trachten mit den großen, gewöhnlich hellgrün angestrichenen, und mit glänzend geputzten, schimmernden breiten Messingbändern beschlagenen Milch-

eimern auf den kräftigen Schultern, schreiten oft 14—16 Meiereimädchen, eine hinter der anderen, auf dem schmalen Fußweg durch die Koppeln, um die schon wartende Heerde ihres Milchreichthumes zu entledigen. Die untere, sowohl männliche wie weibliche ländliche Bevölkerung in Schleswig-Holstein zeichnet sich gewöhnlich durch einen kräftigen Wuchs und frisches blühendes Aussehen sehr vortheilhaft aus und zeigt schon äußerlich wie gesund und reichlich die Nahrungsmittel sind, die sie täglich in Hülle und Fülle verzehren. So sind denn unter diesen Milchmädchen wirklich manche sehr hübsche frische Gestalten mit runden rothen Backen, blauen Augen und reichen blonden Haaren, die sich freilich in elegantem Damenputz und einem modernen Salon nur schlecht ausnehmen würden, hier aber in ihrer reinlichen, ländlichen, recht vortheilhaften Tracht eine befriedigende Erscheinung und eine treffliche Staffage in dem ganzen ländlichen Gemälde, was sie rings umgibt, bilden. So eine schleswig-holsteinische gutgehaltene Kuhheerde in einer schönen Graskoppel, die eben zusammengetrieben wird, um von den Meiereimädchen gemolken zu werden, gewährt in der That ein so idyllisches Bild, daß man gerne den Kutscher seine Rosse einen Augenblick anhalten läßt, um es mit Muße in allen seinen Einzelheiten genauer betrachten zu können. Kaum haben die Pferde in raschem Trab, um die versäumte Zeit wieder einzuholen, eine kleine Strecke zurückgelegt, so wird man plötzlich durch den Anblick hoher

Schiffsmasten, und kommt man näher, auch ganz stattlicher Kauffahrteischiffe überrascht. Seeschiffe mitten in einem Lande, in der Nähe auf beiden Seiten von Kornfeldern, Buchenwäldern und Kuhheerden umgeben, zu sehen, muß in der That auf jeden Fremden einen eigenthümlichen Eindruck machen. Ein breiter, regelmäßiger Kanal ist es, auf dem diese Schiffe in einer langen Reihe hier liegen, um so eben eine weite, kunstvoll gemauerte Schleuse passiren zu können, der unter dem Namen der „Kieler Kanal" die bekannte Verbindung der Nord- und Ostsee und zugleich auch die Grenze zwischen den beiden stammverwandten Herzogthümern Schleswig und Holstein bildet. Es sind in der Regel breitbordige, zwar schwerfällige, aber dafür auch desto sicherere, äußerst reinlich gehaltene und mit allen möglichen Farben verschwenderisch angemalte holländische Kuffs und Gallioten oder auch scharfsegelnde, sehr einfach, ja fast ärmlich aussehende dänische, schwedische und norwegische Schaluppen, Schooner und andere derartige kleinere Fahrzeuge, welche diesen Kanal benützen, da große und tiefgehende Schiffe, wie Barken und Briggs, die Schleusen nicht passiren können. Die breitgesichtigen, plumpen, holländischen Matrosen in ihren rothen Frieshemden und die hohen, schlanken Norweger mit ihren lang herunterhängenden, struppigen, hellblonden Haaren, in dürftiger über und über mit Theer bespritzter Kleidung klettern in den Masten umher oder treiben sich am Kanalufer herum, um die Reihe zu erwarten,

wenn ihr Schiff durch die Schleuse schießt, oft dabei den Milchmädchen wohl etwas derbe Seemannsspäße in glücklicher Weise denselben meist unverständlicher Seemannssprache zurufend.

Hat man den Kanal auf einer zum Auf- und Niederziehen eingerichteten Schleusenbrücke passirt, so wird der Blick durch ein stattliches, in wirklich großartigem Geschmack und mit dem verschwenderischen Luxus früherer Jahrhunderte erbautes Schloß, das von einem herrlichen Park mit prachtvollen Bäumen von uraltem Wuchs umgeben ist, gefesselt. Es ist Knoop, das berühmte Schloß des Grafen Baudissin, eines in Schleswig-Holstein viel angesessenen alten Grafengeschlechtes, dessen Mitglieder sich stets durch ihr patriotisches Benehmen sehr rühmlich ausgezeichnet haben. Ein Graf Baudissin erwarb sich als Generalmajor in der schleswig-holsteinischen Armee von 1848—1850 einen sehr ehrenvollen Namen und vergoß auf zwei Schlachtfeldern sein Blut, um das geliebte Vaterland von der dänischen Tyrannei zu befreien. Auch andere schöne Rittergüter mit stattlichen Herrschaftshäusern und großen, weitläuftigen Wirthschaftsgebäuden, welche von der Bedeutung des Gutes schon durch ihre Ausdehnung ein unzweifelhaftes Zeugniß abgeben, sieht der Reisende wiederholt rechts und links seitwärts des Weges in näherer oder weiterer Entfernung liegen. So ein großes schleswig-holsteinisches Landgut ist von einem Umfange und besitzt einen Werth, daß man in den stärker bevölkerten

Gegenden des mittleren und südlichen Deutschlands schon ein halbes Dutzend Rittergüter daraus zuschneiden könnte. Eine zwar etwas steife, aber doch der Abwechslung wegen in der ganzen grünenden und blühenden Landschaft nicht ganz ungefällig aussehende Allee von hohen italienischen Pappeln führt häufig auf den Gutshof. Aeußerst reinlich und sorgfältig gehaltene Kornscheuern und Viehställe, an deren Wänden und Dächern gewiß nicht die mindeste Spur einer Vernachlässigung zu entdecken ist, umschließen gewöhnlich den Hof auf beiden Seiten und bilden ein längliches Oblongum, dessen letzte schmale Seite, dem Hofthor gegenüber, dann von dem Wohnhause, hinter welchem sich der herrschaftliche Garten erstreckt, geschlossen wird. Es gibt manche Landgüter hier, auf denen an 200—300 Kühe, 30—50 Pferde jeden Alters und Hunderte von Schweinen gehalten werden, und man kann sich daher denken, daß der Gutshof sehr räumlich ist und die verschiedenen Ställe weit ausgedehnt sein müssen. Aber nicht allein die Wirthschaftsgebäude des Hofes, sondern auch die kleinen Wohnungen der Tagelöhner oder „Insten" in dem zum Gute gehörenden Dorfe sehen reinlich und ordentlich gehalten aus. Zwar sind die Dächer gewöhnlich nur mit Rohr oder Stroh gedeckt und die Fenster der niederen Häuser nur klein, aber Armuth und Verfall wird man fast nirgends erblicken, wie denn auch fast jegliches Häuslein von einigen Obstbäumen und einem kleinen Gemüse- und Kartoffelgarten umgeben

daliegt. Auf einem irgendwie guten schleswig-holsteinischen Rittergute an der Ostküste, dessen Bewohner auf Ehre hält und nicht von seinen Standesgenossen verachtet werden will, wird auch der geringste Tagelöhner, sobald er fleißig und ordentlich ist, sein gehöriges Auskommen und eine Milchkuh im Gutsstall wie ein Mastschwein im Koben haben. Zerlumpt oder gar verhungert aussehende Gestalten wird man in ganz Schleswig-Holstein wohl niemals finden, und nur in einigen Dörfern auf dem unfruchtbaren Heiderücken, welcher die Mitte des Landes der Länge nach von Süden bis Norden durchzieht, herrscht ein nur mäßiger Wohlstand, obgleich eine eigentlich bittere Armuth auch hier nicht sichtbar wird.

Mit diesen großen Rittergütern, deren Werth oft zu 3—400,000 Thalern geschätzt wird, wechseln häufig behäbige Bauerndörfer ab, die fast stets von einem dichten Kranz grüner Obstbäume umgeben sind. Besonders in der reichen, fruchtbaren Landschaft Angeln, von der Schlei bis nach Flensburg, sind diese Bauerndörfer vorherrschend. So ein Angler Bauer, wenn er auch vielleicht nicht ganz so reich ist, als sein Standesgenosse in der fruchtbaren Wilster Eider und Dithmarsischen Marsch an der Westküste des Landes, ist in materieller Hinsicht gewöhnlich ein beneidenswerther Mensch. Er besitzt ein zwar nicht glänzendes, aber doch sehr behäbiges Wohnhaus, gute Scheunen und Ställe und ein geschlossenes, wohlarrondirtes Bauerngut, auf dem er an 20—40

ihrer trefflichen Race wegen weit berühmte Milchkühe und an 4—6 gute Ackerpferde hält. Hier in Angeln machte sich bisher die dänische Gewaltherrschaft mit am Fühlbarsten und besonders müssen die Bauern am Meisten durch die gewaltsame Danisirung in Kirche und Schule leiden.

Was dieser im Frühling und Sommer so üppig grünenden und blühenden Ostküste von Schleswig-Holstein einen besonderen Hauptreiz mit verleiht, sind die vielen klaren Landseeen und die noch ungleich schöneren, oft tief in das Land einschneidenden Meerbusen, welche man hier findet. Man nannte das Wasser wohl schon das Auge der Landschaft, und hat in dieser Bezeichnung gewissermaßen Recht, denn selbst die schönste, von der Natur noch so reich sonst ausgestattete Gegend kann auf die Länge leicht etwas Monotones und Einförmiges erhalten, sobald ihr gänzlich der Schmuck des Wassers fehlt. Hier auf einer Fahrt längs der schleswig-holsteinischen Ostküste hat der Reisende dies nicht zu befürchten. Wie eine blitzende Perle auf grünem Sammtgrunde sieht man sehr häufig den Spiegel eines größeren oder kleineren Landseees, oft von grünen Buchenwäldern beschattet, hervorblitzen. Und wie prächtig funkeln und glänzen diese Meeresbusen mit ihrem klaren Wasser, wenn die Strahlen der Sonne sie hell vergolden. Wirklich man glaubt bei besonders günstiger Morgenbeleuchtung oft einen breiten Strom geschmolzenes Silber zu sehen, so blitzt das reine, durchsichtige Wasser.

Ungemein reizend liegt das Städtchen Eckernförde an einem besonders schönen Meeresbusen und bietet auch sonst dem Reisenden, der am Morgen von Kiel fortgefahren ist, eine sehr angenehme Mittagsstation, zumal man hier auch erträglich gute Wirthshäuser findet, was in den kleineren Städten und gar in den größeren Dörfern, wenn sie sonst noch so wohlhabend sind, selten der Fall ist. So materiell gut man auch in den meisten Privatfamilien aller Stände hier lebt und so viel der Schleswig-Holsteiner in der Regel auf kräftiges und reichliches Essen und Trinken gibt, so lassen, außer in den größeren Städten, die Wirthshäuser noch ziemlich viel zu wünschen übrig und gewähren bei sehr theuren Preisen nur mäßige Bequemlichkeiten und besonders schlechte Getränke, und halten in keiner Weise den Vergleich mit den besseren Dorfwirthshäusern am Rhein, in Baden, Württemberg, Oberbayern und gar der Schweiz aus. Eine gleiche Erscheinung wird man übrigens auch in Ostpreußen, Pommern, Mecklenburg und der hannoverischen und oldenburgischen Nordseeküste finden. In den Privathäusern aller dieser Gegenden lebt man in der Regel sehr gut und reichlich, während die meisten Wirthshäuser der kleineren Städte und nun gar der Dörfer nur sehr bescheidenen Ansprüchen genügen können. Die verhältnißmäßig überaus geringe Zahl von Vergnügungsreisenden, welche diese Länder besuchen, die dort ziemlich verbreitete Sitte, lieber in den Privathäusern und Familienkreisen oder sonst in geschlossenen

Gesellschaften als in den Wirthshäusern Erholung zu suchen und die große, allgemein herrschende Gastfreundschaft, die man hier findet, bewirken, daß alle Gasthöfe nur spärlich besucht zu sein pflegen und daher häufig entweder nur sehr schlecht oder auch sehr theuer sein können. Dieser Mangel guter Gasthäuser ist auch für den Fremden, der keine Privatbekanntschaften hat, eine Unannehmlichkeit bei einer Reise in Schleswig-Holstein. Wer Bekannte und besonders gar in den Gutsbesitzersfamilien hier besitzt oder nur einige Empfehlungsbriefe mitbringt, wird diesen Uebelstand freilich kaum empfinden, denn die Gastfreundschaft ist sehr groß und durch alle Stände weit verbreitet. Die Bekanntschaft einer einzigen angesehenen Familie genügt oft, um eine lange Kette angenehmer Einladungen, die mitunter durch beide Herzogthümer reicht, zu empfangen und überall mit der größten Herzlichkeit aufgenommen zu werden.

Außer seiner wirklich reizenden Lage an dem breiten, auf beiden Seiten mit üppig fruchtbaren oder schön bewaldeten Küsten umsäumten Meeresbusen gewährt das hübsche Städtchen Eckernförde auch wegen der Erinnerung an den glänzenden Sieg der deutschen Waffen über die dänischen Kriegsschiffe im April 1849 wohlbegründetes Interesse, und so leicht wird kein Deutscher es versäumen, die Stelle auf der die eine oder andere der beiden damals thätigen Strandbatterien angelegt war, zu besuchen. Acht, theilweise gar nicht besonders gut schießende Kanonen der beiden Strandbatterien, und

vier leichte Feldgeschütze einer nassauischen Batterie unterhielten am 5. April von Morgens um sieben bis Abends um sechs Uhr, mit Unterbrechung eines zweistündigen Waffenstillstandes, ein ununterbrochenes heftiges Feuer gegen das dänische Linienschiff Christian VIII. mit 84 Kanonen, die Fregatte Gefion mit 48, und die Dampfschiffe Geyser und Hekla mit zusammen 16, insgesammt also mit 148 Geschützen schwersten Kalibers armirt. Schon allein diese heldenmüthige Ausdauer der schleswig-holsteinischen Kanoniere in den nord- und südwärts auf beiden Seiten des Meerbusens liegenden Strandbatterien, denen die Hauptlast dieses Kampfes zufiel, hätte gerechten Anspruch auf die höchste Anerkennung, wenn auch weiter dadurch gar keine Erfolge erzielt worden wären. Aber welch glänzender Sieg krönte dies Gefecht! Die beiden Dampfschiffe wurden so zerschossen, daß sie die Flucht ergreifen mußten, Christian VIII. gerieth in Feuer und flog zuletzt mit noch 120 Mann an Bord in die Luft, wobei auch leider der heldenmüthige Kommandant der Südbatterie, der schleswig-holsteinische Oberfeuerwerker Preußer, den Heldentod fand, und die Fregatte Gefion strich ihre stolze Flagge, ward später die Zierde der weiland deutschen Reichsflotte und leistet noch jetzt in der jungen preußischen Marine gute Dienste. Ein so glänzender Sieg wird in der Kriegsgeschichte aller Völker und Zeiten nur äußerst selten gefunden werden. Zwar wurden die schleswig-holsteinischen und später auch die nassauischen Kanoniere in diesem Gefecht

von einem ganz außerordentlichen Glück begünstigt, allein ihre hiebei vollbrachten Thaten sind doch so ruhmvoll, daß sie verdienen in der Erinnerung jedes Deutschen, der ein warmes Gefühl für die Ehre seines Vaterlandes besitzt, für immer fortzuleben. Die schleswig-holsteinischen Officiere, welche die zwei Batterien befehligten, waren Hauptmann Jungmann und Oberfeuerwerker Preußer. Beide nun schon todt, die nassauischen Officiere hießen Hauptmann Müller und Oberlieutenant Werren.

Wir erinnern uns noch jetzt recht lebhaft des gewaltigen Eindruckes, den der ganze Schauplatz des Gefechtes auf uns machte, als wir am anderen Morgen nach dessen Beendigung in Eckernförde eintrafen. Die Südbatterie, welche wir zuerst besuchten, sah furchtbar zerschossen aus und überall konnte man die entsetzlichen Verheerungen sehen, welche die schweren dänischen Geschoße aller Art in ihr angerichtet hatten. Besonders auch die Rasenböschung der Batterie und das Feld rings um sie her sahen aus, als hätte eine unsichere Hand hier einen Pflug geführt, so lange und tiefe Furchen hatten die dänischen Kugeln darein gerissen. In der Batterie selbst, deren Boden von den Bomben so tief aufgewühlt war, daß man leicht fallen konnte, war der Ofen, in dem die glühenden Kugeln, welche man häufig schoß, erhitzt wurden, zusammengeschossen, die Lafetten der Geschütze zersplittert und Alles mit Bombensplittern und Granatstücken bedeckt. Von dem gewaltigen Pulver-

rauch des gestrigen Gefechtes sahen die Gesichter der schleswig-holsteinischen Artilleristen, welche hier thätig gewesen waren, noch geschwärzt aus, ihre Stimmen klangen von dem vielen eingeathmeten Dampf rauh und heiser, Vielen waren die Augen von der Hitze roth unterlaufen oder entzündet, die Uniformen zerrissen, beschmutzt und von dem Blut kleiner Wunden geröthet. Kurz man sah es den wackeren Männern an, wie heiß die gefährliche Feuerarbeit gewesen sein mußte, welche sie am gestrigen Tage mit so unübertrefflicher Ausdauer, Kraft und Tapferkeit verrichtet hatten. Und wie ruhig und gelassen waren jetzt diese großen, kräftigen Soldaten, wie glaubten sie kaum etwas Außerordentliches gethan zu haben, lehnten die vielen ihnen von allen Seiten ertheilten Lobsprüche sehr bescheiden ab, und beantworteten nur kurz, ja manchmal ersichtlich ungern, die vielen neugierigen Fragen, welche die aus Kiel und der näheren Umgegend von Eckernförde schnell in Masse herbeigeströmten Besucher jedes Standes, Alters und Geschlechtes an sie richteten. Sehr vieles unnützes Sprechen gehört nun einmal nicht zu den Lieblingsgewohnheiten der Schleswig-Holsteiner unterer Stände, von Phrasen zu machen wie anzuhören, sind sie nicht sonderliche Freunde, leere Schmeicheleien haben bei ihnen gar keinen Werth und sie huldigen mitunter ziemlich stark der Ansicht, daß der Schöpfer den Mund mehr zum Essen als um viele Worte damit zu machen, geschaffen habe. Es war wirklich mitunter höchst komisch anzu-

hören, wie einsylbig manche Kanoniere die an sie gerichteten Fragen, in denen besonders das schöne Geschlecht sich sehr auszeichnete, beantworteten.

Wahrhaft aufrichtig und rührend war übrigens die Trauer, mit welcher die Kanoniere der Süderschanze den Tod ihres wackeren Kommandanten, des kaum 22jährigen jungen Oberfeuerwerkers Preußer, der am gestrigen Abend mit dem Christian VIII. in die Luft geflogen war, als er die Rettung der gefangenen Dänen aus dem brennenden Schiffe beeilen wollte, betrauerten. Meine ganze Hand wollte ich gerne darum missen, wenn unser Oberfeuerwerker nur am Leben geblieben wäre, so sagte ein Kanonier, dem ein Holzsplitter von einer zerschossenen Lafette einen Finger der linken Hand abgerissen hatte. Aehnliche Aeußerungen, die so recht aus vollem Herzen kamen, konnte man noch häufig von anderen Soldaten vernehmen.

Zeigte die hart mitgenommene Süderschanze noch den Anblick des blutigen Kampfes und der verheerenden Verwüstung, so konnte man sich unfern davon am Strande an dem Anblick der stolzen Siegestrophäen erfreuen. Zahllose Gegenstände aller Art, vom zerborstenen großen Mahagonitische aus der Kapitänskajüte bis zum zerrissenen, pulvergeschwärzten, rothen Matrosenhemde, vom kostbaren Marinefernrohr oder dem argbeschädigten Chronometer bis zum Holzlöffel des Schiffsjungen, hatte das Meer hier an das Land gespült. Zu ganzen Haufen lagen alle diese Gegenstände, groß und

klein, werthvoll wie gering, größtentheils jedoch sämmtlich verdorben und arg vom Feuer mitgenommen, in der buntesten Unordnung hier aufgeschichtet. Habgierde, häufiger auch wohl Neugierde, hatte schon manche werthvollere Stücke mitgenommen und um derartigem Unfug vorzubeugen, war ein Wachtposten von dem Bataillon Reußen, welches jetzt in Eckernförde die Besatzung bildete, hier aufgestellt. Eine seltsame Ironie des Zufalls, daß gerade ein Soldat der Fürstenthümer Reuß, des kleinsten Kontingentes, welches unsere so buntscheckige Bundesarmee nur besitzt, hier die Trümmer des großen dänischen Linienschiffes, des Stolzes der Kopenhagener, bewachen mußte. Ungefähr 300 Schritte vom Ufer entfernt, ragte aus den Wellen das Wrack des Schiffes hervor, aus dessen Innerem noch eine dunkle Rauchwolke in den klaren, blauen Frühlingshimmel, der sich über dem Meeresbusen wölbte, hinaufkräuselte. Von der dämonischen Kraft des Pulvers auseinandergerissen, vom Rauch geschwärzt, und fast bis zum Wasserspiegel niedergebrannt, zeigte dies Wrack in seiner bedeutenden Länge und Breite trotz dem noch recht sichtbar, welch gewaltiges Gebäude Christian VIII., der Stolz der Kopenhagener Schiffswerfte, einst gewesen sein mußte. Das mächtige Bugspriet des Schiffes, mit dem über acht Fuß hohen stark vergoldeten Brustbild des Königs Christian VIII. verziert, ist noch jetzt zur bleibenden Erinnerung dieses denkwürdigen Sieges, in einem besonderen Gemach der reichen Waffensammlung der schönen

alten Veste Coburg aufgestellt. Eben daselbst wird auch die über 20 Ellen lange Hauptflagge des Schiffes mit dem Danebrogskreuz, welche durch Zufall bei der Explosion an das Land geschleudert und dort ganz unbeschädigt gefunden wurde, aufbewahrt. Der Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha, der 1849 die Division der zur Küstenbewachung von Kiel bis Flensburg aufgestellten deutschen Bundestruppen befehligte, war auch ein Augenzeuge dieses Eckernförder Gefechtes und nahm die Degen der sich gefangen gebenden dänischen Seeofficiere entgegen. Ein eigenthümliches Schicksal hatten die 84 sehr schweren Geschütze des Linienschiffes. Sie wurden nach der Explosion mit vieler Mühe wieder aus dem Meeresbusen heraufgewunden und zur Armirung der Festung Rendsburg und einiger schleswig-holsteinischen Strandbatterien verwandt. Als im Frühling 1851 die unnennbar klägliche damalige Politik Preußens und Oesterreichs den gesammten trefflichen Waffen- und Munitionsvorrath der gewaltsam aufgelösten schleswig-holsteinischen Armee gänzlich an Dänemark wieder überlieferte, hatten auch diese Kanonen ein gleiches Schicksal und wurden nun großentheils zur Armirung der Werke des Dannewirks, dieser angeblichen Zwingburg Schleswig-Holsteins, benutzt. Hier eroberten sich im Februar 1864 die Preußen und Oesterreicher diese selben Kanonen wieder und haben nun manche von ihnen nach Wien und Berlin gesandt, um als Siegestrophäen in den dortigen Zeughäusern aufgestellt zu werden.

Ziemlich weit von dem Wrack des Christian VIII. entfernt, und mehr in der Nähe der Stadt, lag die schöne, schlanke Fregatte Gefion, welche die Flagge gestrichen hatte, vor Anker, und es war nach der Besichtigung der Süderschanze an jenem Morgen mit unser erstes Geschäft, uns an deren Bord zu begeben. Auch hier konnte man die Spuren des heftigen Gefechtes am gestrigen Tage noch sehr deutlich erkennen. Das Takelwerk und die Maste und Raen der Fregatte, die sich sonst auf jedem Kriegsschiff in der musterhaftesten Ordnung befinden, sahen zerrissen, zerfetzt und hart mitgenommen aus. Auch von der Schanzverkleidung hingen fußlange Splitter herab, während man am Schiffsspiegel oft die Eindrücke der kleineren Kugeln der nassauischen Feldgeschütze bemerkte, hatten diese Kugeln gerade zufällig eine dritte Balkenlage getroffen, so war ihre Macht nicht hinreichend gewesen, um durchzuschlagen, sondern sie hatten nur einen einige Zoll tiefen Eindruck gemacht und waren dann wieder abgeprallt und in das Meer zurückgefallen. Am Bord der Fregatte selbst war es noch grausig. Geronnenes Blut und verspritztes Gehirn klebte vielfach an den Fußböden, Decken und Balken, und zerfetzte Gliedmaßen von Menschen lagen überall umher. Besonders in den engen Zwischendecken, in denen die mächtigen Geschütze in zwei Reihen standen, war es noch so voll Blut und verspritztes Gehirn, daß man sich selbst bei der größten Sorgfalt die Kleider damit beschmutzte und der dicke Pulverqualm, der den niederen

Raum dort erfüllte, erschwerte fast das Athmen. Furchtbar hatte der Kampf gerade hier gewüthet und an 80 Seeleute waren allein in diesen Zwischendecken getödtet oder verwundet worden. Eine einzige nassauische Kugel, welche durch ein Fenster des Spiegels schlug und nun mit ungehemmter Gewalt durch die ganze Länge der Fregatte sauste, soll allein an zwanzig dänische Matrosen zu Boden geschlagen haben. Wen nicht die Pflicht dazu zwang, der hielt sich auch jetzt nicht lange in diesen Zwischendecken auf, sondern begab sich baldigst wieder auf das obere Verdeck zurück, wo ihn wenigstens ein heller Sonnenschein erfreute. Ein Trupp von Matrosen der neu gegründeten schleswig-holsteinischen kleinen Marine war so eben unter des Kapitän Donner Befehl von Kiel herübergekommen um die Gefion vorläufig zu besetzen. Hübsche, kräftige Burschen, die in ihren kurzen blauen Jacken ein echt seemännisches Aussehen hatten, waren es, und sie zeigten so recht, welche treffliche Seeleute die lang ausgedehnten deutschen Ost- und Nordseeküsten zur Bemannung einer stattlichen deutschen Kriegsflotte besitzen, wenn wir mit deren Gründung nur erst einen kräftigen Anfang gemacht haben würden. Jetzt waren diese schleswig-holsteinischen Seeleute voll der ausgelassensten Freude über diese Niederlage, welche ihre Landsleute den ihnen so tief verhaßten Dänen beigebracht hatten. In lautem Jubel rannten sie auf dem noch blutigen Verdeck der eroberten Fregatte umher und der frohe Gesang, mit dem sie eine schnell herbeigeholte

schleswig-holsteinische Flagge statt des herabgenommenen überstolzen Danebrogs aufhißten, klang weit in die klare Morgenluft hinein. Nachdem die Fregatte erst einigermaßen von den Spuren des gestrigen Gefechtes gereinigt ward, mußte es mit das erste Geschäft sein, sie möglichst dicht an Eckernförde heranzuziehen und dort fest vor Anker zu legen. Man konnte nämlich mit Recht befürchten, daß die Dänen wüthend über die erlittene Niederlage, die nächste günstige Gelegenheit benutzen würden, um mit verstärkter Macht auf's Neue in den Eckernförder Meerbusen einzudringen um die Gefion wieder zu erobern und fortzuführen, oder wenn ihnen dies nicht gelingen sollte, wenigstens zu verbrennen. Die Dänen mochten jedoch wahrscheinlich die erste starke Lection zu hart empfunden haben, denn obgleich später noch wiederholt mehrere Kriegsschiffe vor dem Meeresbusen kreuzten, so wagten sie sich doch nicht wieder hinein zum großen Verdruß der Kanoniere der Strandbatterien, welche gar zu gerne noch ein zweites derartiges Gefecht geliefert hätten.

In dem Städtchen selbst, in dem einige Häuser und Dächer noch die verderblichen Spuren einzelner dänischer Vollkugeln zeigten, die mehr zufällig als gerade absichtlich hinein geflogen waren, herrschte an dem Morgen nach dem Gefecht ein ungemein bewegtes Leben und Treiben. Ueberall standen die Bewohner Alt und Jung, Mann und Weib vor ihren Hausthüren und auf den Straßen und Plätzen umher und erzählten in

so lebendiger Weise, wie solche den Schleswig-Holsteinern sonst nicht eigen zu sein pflegt, die verschiedenen Vorfälle des gestrigen Tages, von denen sie Augenzeuge gewesen waren. In ganzen Schaaren strömten die Landleute der benachbarten Dörfer herbei und viele Wägen brachten schon neugierige Kieler und Schleswiger, welche alle sich den Schauplatz dieses außerordentlichen Kampfes ansehen wollten. In allen Wirthshäusern und Schenkstuben war eine solche Ueberfüllung von Gästen, daß man nur mit Mühe Speise und Trank oder gar ein Unterkommen finden konnte, und es war ein so lebendiges und lautes Durcheinandersprechen und Rufen, vermischt mit dem Klingen der Gläser, bei den zahllosen Toasten, die auf den ruhmvollen Sieg ausgebracht waren, daß man fast hätte glauben können, in dem lärmenden Neapel und nicht in einem sonst so ruhigen schleswig-holsteinischen Landstädtchen sich zu befinden. Es war in der That als hätte diese außerordentliche Begebenheit den ganzen Charakter der Schleswig-Holsteiner total verändert, eine so große und sich äußerlich auch sehr lebendig zeigende Freude besaßen in den ersten Tagen nach dem Siege alle Bewohner der Herzogthümer.

In der Kirche lagerten noch die 6—700 gefangenen Matrosen der Gefion und Christian VIII., um nach Rendsburg transportirt zu werden. Der größte Theil von ihnen bestand aus tüchtigen, befahrenen Seeleuten, doch befanden sich auch manche Schuster, Schneider und

Bauernknechte darunter, die man aus Mangel an anderer geeigneter Mannschaft zwangsweise zum Flottendienst genommen hatte. Viele dieser Gefangenen sahen vom gestrigen Gefecht, bei dem sie, wie nicht zu läugnen, mit standhaftem Muthe gekämpft und die Flaggen nicht früher gestrichen hatten, als bis die äußerste Noth sie dazu zwang, noch hart mitgenommen aus. Ihre Gesichter waren vom Pulverdampf fast wie die Mohren geschwärzt, die Augen stark geröthet, Köpfe und Arme der empfangenen Wunden wegen mit schmutzigen Tüchern verbunden, aus denen oft das Blut in dicken, dunklen Tropfen hervorsickerte, so purpurrothe Arabesken auf dem schwarzen Grund ihrer Backen zeichnend. Ein finsterer Trotz, ja bei vielen sogar ein wüthender, nur mühsam verbissener Grimm, leuchtete aus den Gesichtern dieser Gefangenen. Besonders die Officiere, wohl 20 an der Zahl, schienen sich in ihr Schicksal jetzt durch die so bitter von ihnen gehaßten und so oft verächtlich behandelten Schleswig-Holsteiner gefangen genommen zu sein, noch gar nicht finden zu können. Einen härteren Schlag, als an diesem Tage bei Eckernförde, hat der dänische, so übergroße Hochmuth wohl niemals erlitten. Diese gefangenen Dänen, sowohl Officiere wie Matrosen und Seesoldaten, wurden übrigens durch die Gutmüthigkeit der Schleswig-Holsteiner auf das Beste verpflegt und gewiß in keiner Hinsicht beleidigt.

Solches waren die uns stets unvergeßlich bleibenden Eindrücke, welche wir am 6. April 1849 am Mor-

gen nach diesem erfochtenen glänzenden Siege in Eckernförde empfingen. Wird nun zwar so leicht kein Reisender, der diesen freundlichen Ort, welcher sich auch stets durch die beste deutsche Gesinnung seiner wackeren Bewohner, die deshalb viel von der dänischen Tyrannei zu leiden hatten, auszeichnete, besucht, auf solche Weise begünstigt als wir es damals waren, so kann er doch immerhin bei schönem Wetter einige angenehme Stunden daselbst zubringen.

Auch die Fahrt nordwärts von Eckernförde über Arnis durch Angeln bietet, gleich der von Kiel, eine reiche Abwechslung sehr hübscher landschaftlicher Bilder dar. Die Schlei, ein langer, flußartiger Meerbusen, welcher tief bis zur Stadt Schleswig in das Land einschneidet, hat ungemein anmuthige Ufer und wenn sich solche auch freilich nicht mit den Felsen des Rhein's an romantischer Schönheit vergleichen lassen, so wird das Auge des Reisenden, der überhaupt Sinn für die Schönheiten der Natur besitzt, doch mit großem Wohlgefallen auf ihnen weilen. Ebenso auch ist der weitere Weg von Arnis nach Flensburg im Sommer bei gutem Wetter sehr angenehm zu fahren und man hat dabei so recht Gelegenheit, die Wohlhabenheit und eigenthümliche Wirthschaft in den schon vorhin von uns erwähnten Angel'schen Bauerdörfern näher kennen zu lernen.

Auch die Lage von Flensburg, der commerciell wichtigsten Stadt des Herzogthum Schleswigs, an dem brei-

ten Meerbusen, ist reizend, wie auch sonst der Ort schon ein mehr großstädtisches Ansehen zeigt.

Weiter wie nach Flensburg hinauf möchten wir dem bloß zum Vergnügen Reisenden, der keine speziellen Zwecke verfolgen will, nicht rathen, seine Fahrt an der Ostküste von Schleswig-Holstein auszudehnen. Zwar gehört das in der neuesten Zeit so viel genannte Sundewitt, eine breite Halbinsel nordöstlich von Flensburg, entschieden zu den von der Natur am meisten begünstigten Gegenden beider Herzogthümer, und sowohl Schloß Gravenstein, wie auch die Düppler Höhen mit dem Blick auf die reiche Insel Alsen, die wie ein riesiger grüner Smaragd auf blauem Sammtgrunde aus den Fluthen der Ostsee hervorscheint, sind außerordentlich schön, allein eine Fahrt dahin hat doch manche Unannehmlichkeiten. Die gesammte Landbevölkerung nördlich von Flensburg spricht nur dänisch, hegt nur dänische Gesinnungen und steht in ihrer ganzen Kultur auf einer ungleich niederern Stufe als die Deutschen in Südschleswig. Nur das Städtchen Apenrade, was ebenfalls sehr hübsch an einem Meerbusen liegt, und ebenso auch Hadersleben und die Herrnhuter Kolonie Christiansfelde, zwei Meilen von der jütländischen Grenze, besitzen eine theilweise deutsche Bevölkerung, sonst ist das ganze Land von Flensburg bis nach Jütland hinauf von Dänen bewohnt, die in ihrer finsteren Verdrossenheit, schwerfälligen Unbehülflichkeit und eckelhaften Unreinlichkeit von dem Besuch ihrer Gegenden leicht abschrecken können.

Auch die Gasthäuser, mit Ausnahme der in den erwähnten Städten, werden nordwärts immer schlechter und erhöhen wahrlich die Annehmlichkeiten einer Reise in Nordschleswig nicht im Mindesten.

Die Rückfahrt von Flensburg, durch die Mitte des Landes, möchten wir jedenfalls rathen mit der Eisenbahn zu machen. Mit Ausnahme der Stadt Schleswig selbst, welche sehr hübsch an der Schlei liegt, bietet der ganze an achtzehn Meilen betragende Weg von Flensburg über Rendsburg und Neumünster nach Altona auch nicht den allermindesten landschaftlichen Reiz, oder sonst irgendwie Stoff zu interessanten Beobachtungen. Nur die Schlachtfelder von Oeversee, wo im Februar d. J. die Oesterreicher mit so vielem Muthe kämpften, unfern davon Idstedt, wo im Juli 1850 die schleswig-holsteinische Armee viele hunderte ihrer besten Soldaten nutzlos verbluten ließ, die jetzt abgetragenen, einst sehr starken und nur für die dänische Streitmacht zu großen Wälle des Dannewirke, dann der schmale Damm auf dem im April 1848 die preußischen Truppen mit so vielem Muthe vorwärts stürmten, und die alte Festung Rendsburg, die jetzt hoffentlich zur deutschen Bundesfestung erhoben wird, können auf dieser ganzen Fahrt einiges militärische Interesse gewähren, sonst ist Alles auf ihr äußerst langweilig. Wer außer an der Ostküste in Schleswig-Holstein noch belohnende Reisen zu machen wünscht, dem möchten wir das reizend an einem großen See gelegene Städtchen Plön, oder auch die Ufer

längs der Elbe, die reichen eiderstedtisch und dithmarsischen Marschen an der Westküste und die friesischen Inseln an der Nordsee besonders hiezu empfehlen.

Wir haben bisher hier eine Fahrt in der schönen Jahreszeit durch die grünenden und blühenden, reizenden Gestade der Ostsee in Schleswig-Holstein mit ihren vielen Annehmlichkeiten geschildert, und wollen nun die Kehrseite dieses Bildes, einen Wintermarsch durch eben diese Gegenden unseren geneigten Lesern zu zeigen versuchen. Schleswig-Holstein besitzt in der That viele sonstige Vorzüge, daß es aber auch ein angenehmes Klima hat, wird kaum der für sein Vaterland am Partheiischsten eingenommene Sohn des Landes zu behaupten wagen. Die Lage der Herzogthümer an der nordöstlichen Spitze Deutschlands, zwischen zwei Meeren, und ihre schmale Breite machen sie so recht zum Spielball aller Winde, und wenn irgendwo in Deutschland, scheint Gott Boreas hier seinen luftigen Thron aufgeschlagen zu haben. Und welche rauhe, naßkalte, durch Mark und Bein fröstelnde Luft herrscht dabei hier oft in der winterlichen Jahreszeit. Dazu sind die Wege in dem fetten Lehmboden der Ostküste zur Herbst-, Winters- und Frühlingszeit oft grundlos und nur die hochbeinigen, starken Pferde des Landes, die ebenso wie ihre Leiter von Jugend auf daran gewöhnt sind, vermögen es im langsamsten Tempo ihre Füße durch diesen tiefen „Schlampamp", den man hier fälschlicher Weise mit dem Namen Weg beehrt, herauszuziehen. Wahrlich ein

Wintermarsch in diesen Gegenden muthet den Truppen, die ihn zu machen befehligt sind, Anstrengungen und Beschwerden zu, wie sie solche kaum in irgend einem anderen deutschen Lande größer finden würden. Gar dieser letzte Winter mit seiner oft ungewöhnlich rauhen und dabei wieder zwischen Schneefall, starkem Frost und matschigem Tauwetter jäh abwechselnden Witterung, verstärkte solche noch ungleich mehr. Und doch mußte alles dies von den braven österreichischen und preußischen Truppen, welche am 1. Februar den langersehnten Uebergang über die Eider unternahmen, um die dänische Gewaltherrschaft in Schleswig — hoffentlich für immer, — zu zerbrechen, ertragen werden.

An den Ufern der breiten Schlei stand der ritterliche Prinz Friedrich Carl, dieser würdige Sprößling des alten Heldengeschlechts der Hohenzollern, mit ungefähr 30,000 Mann seiner Preußen aufmarschirt. Ein starker Frost härtete den Boden, der stellenweis noch von einem dichten Schneelager bedeckt war, während wieder der schneidend kalte Nordostwind, der mit ungebrochener Gewalt von der Ostsee daherbrauste, die Felder kahl gefegt hatte. Dabei hing der Himmel dicht voll grauer Schneewolken, die nur von dem Sturme, der sie mitunter auseinandertrieb, an ihrer Entleerung verhindert wurden; kurz es war ein so kaltes, abscheuliches Winterwetter, wie man solches sich nur wünschen kann, um es im warmen Schlafrock und bequemen Lehnstuhl, die Cigarre im Munde, die dampfende Kaffeetasse vor

sich, aus wohlgeheizter Stube hinter Doppelfenster zu betrachten, in dem man aber, wie es im gewöhnlichen Leben heißt, kaum einen Hund aus der Thüre jagen mag. Und doch mußten die Truppen Tag und Nacht, ohne den mindesten Schutz fast, jetzt im Freien aushalten. Vor Missunde hatten die ersten preußischen Regimenter in diesem Feldzuge die Feuertaufe erhalten. Mit rühmlichem Eifer hatten die Soldaten aller Waffengattungen, die an diesem Gefechte theilnahmen, gekämpft, und wenn sie auch keine sonderlich bedeutungsvollen Resultate darin erreichten, so zeigte ihre ganze Haltung doch, daß man bei allen kommenden Ereignissen und sollten diese auch noch so schwer sein, mit Sicherheit auf ihre Haltung vertrauen dürfe. Für einen Feldherrn, der Ernstes erstrebt, ist es aber ein ungemein wohlthuendes Gefühl, wenn er die Ueberzeugung gewonnen hat, daß er seinen Truppen unbedingt vertrauen darf, denn dadurch allein kann er den Muth gewinnen, auch vor dem Schwersten nicht zurückzuschrecken. Bei Missunde gewann der Prinz Friedrich Carl solch Gefühl und darum bleibt dies Gefecht von entscheidender Wichtigkeit für den ganzen ferneren Verlauf dieses schleswig-holsteinischen Feldzuges.

Daß die von den Dänen mit vielem Geschick angelegten Schanzen und der wohlbefestigte Brückenkopf von Missunde nicht ohne die größten Verluste zu erstürmen sein würden, sah der Prinz Friedrich Carl bei dieser ersten Rekognoscirung sogleich ein, und er beschloß daher sich

einen anderen Uebergangspunkt über die Schlei zu suchen. Er wählte Arnis als den geeignetsten Punkt dazu und marschirte in möglichster Eile und Schnelligkeit dahin. Im nächtlichen Dunkel war das Schlagen der Pontonbrücke über die breite Schlei nicht möglich und man mußte daher nothgedrungen das erste Frühlicht des Tages abwarten, um diese unter allen Umständen sehr schwierige Arbeit beginnen zu können. Ohne ein erwärmendes Bivouakfeuer, welches ihre Anwesenheit verrathen haben würde, ja ohne nur laut singen oder nur sprechen zu dürfen, mußten die zum ersten Uebersetzen bestimmten Truppen die lange, kalte Februarsnacht am Schlei-Ufer verbringen. Fürwahr eine gar harte Probe für junge Soldaten, welche schon gut abgehärtete Naturen verlangt, um sie ganz ohne Schaden bestehen zu können. Wie kurz erscheint eine Winternacht oft dem jugendlichen Bürger im glänzend geschmückten Ballsaal, zumal wenn das Glück ihm vergönnte, den stundenlangen Kotillon mit der Dame seines Herzens tanzen zu dürfen, oder dem Trinker im Kreise trauter Freunde bei vollen Flaschen, oder dem eifrigen Spieler hinter dem Kartentisch, oder dem müden Schläfer im ungestörten Schlafe im weichen, behaglichen Bette, wie lang, oh so lang als wolle sie gar kein Ende nehmen, wird sie aber denen sein, welche alle ihre Stunden schutzlos auf freiem Felde bei so und so viel Grad Kälte, dem eisigen Nordoststurme preisgegeben, verbringen müssen. Wie bleiern scheinen der Zeit sonst so rasche

Schwingungen dann zu sein und wie sehnsüchtig richtet der Blick sich gen Osten, um nach dem ersten schwachen Schimmer des Morgenrothes zu spähen. Wer in solcher thatenlosen Winternacht im Freien noch für sich zu singen vermag: „O welche Lust Soldat zu sein“ und von der völligen Wahrheit dieses Verses durchdrungen ist, der paßt durch und durch für den Kriegerstand und es wäre Schade, wenn er den Waffenrock mit dem Kleide des ruhigen Bürgers vertauschen wollte. Solche Nacht mußten gar manche preußische Truppentheile vor dem Schlei-Uebergang zubringen und die daran Theilnehmenden werden sie nicht so leicht wieder aus ihrem Gedächtniß verlieren.

Durch die dicke, dunkle Schneeluft brachen endlich die ersten matten Strahlen der bleichen Wintersonne und erleuchteten die Gegend so weit, daß mit dem Schlagen der Pontonbrücke angefangen werden konnte. Muthige, gewandte Schiffer aus Eckernförde und Kiel, deren Böte mit vieler Anstrengung auf Wägen herbeigeschafft waren, hatten inzwischen einzelne preußische Truppentheile schon über die Schlei hinübergesetzt, damit diese nöthigenfalls den Brückenbau schützen konnten. Man hatte erwartet, daß dänische Kanonen und Scharfschützen am jenseitigen Ufer hinter Häusern und Hecken versteckt ständen, und die Landenden mit scharfen Schüssen gar unsanft begrüßen würden, daher es schon ein patriotisches Opfer war, was diese Schiffer brachten, als sie sich freiwillig zur Arbeit des Uebersetzens erboten. Die

Dänen hatten aber auch das linke Schlei-Ufer bereits geräumt und die Ueberfahrt geschah ohne weiteres Blutvergießen. Eine harte Arbeit stand aber den Pionieren nun bevor bis die Brücke über den ziemlich breiten Meerbusen fertig war. Mit zunehmender Stärke blies der Wind von Osten her und die Wellen der Schlei schlugen so hoch, daß es der äußersten Anstrengung bedurfte, die breiten, niederen, unbehülflichen Pontons zu steuern. Und auch die Verankerung und Befestigung der einzelnen Brückenglieder war bei den wogenden Wellen eine so schwere Arbeit, daß trotz der scharfen Kälte den Pontonniers der Schweiß oft von den Gesichtern lief. Manche der braven Burschen müssen sich aber noch mehr aufopfern und in das Wasser springen, um so bis über den Leib darin stehend die Arbeit besser zu fördern. Fürwahr so ein Winterbad bei so und so viel Grad Kälte, in den einzelne Eisschollen treibenden Fluthen der Schlei, ist alles Andere vorher mehr als ein Vergnügen. Doch das Bewußtsein, durch ihre Aufopferung der preußischen Armee viel zu nützen, mußte diese Pontonniere belohnen, und die vollen Gläser mit heißem starkem Grog, die ihnen beim Heraussteigen aus dem Wasser von ihren Officieren gereicht wurden, verbunden mit sofortiger, eifriger Arbeit, die Kälte wieder aus dem Körper heraustreiben und die Glieder vor Erstarrung bewahren.

Trotz der vielen sich entgegenstellenden Schwierigkeiten hatten die tüchtigen brandenburgischen und west-

phälischen Pontonniere in überraschend kurzer Zeit die Brücke in so musterhaft ordentlicher Weise, als solle sie bei einem Friedensmanöver von dem Könige benützt werden, geschlagen und der Uebergang der Truppen konnte beginnen. Fast steif und starr waren diese inzwischen gefroren und das Trampeln mit den Füßen, um sich nur einigermaßen zu erwärmen, hatte gar nicht aufhören wollen. Mit einem lauten, so recht aus freudiger Kriegerbrust kommenden Hurrah, denn es brauchte jetzt keine Stille und Vorsicht mehr bewahrt zu werden, wurde die schwankende Brücke betreten. Fast unwillkührlich fühlten Alle, daß damit ein neuer und wichtiger Abschnitt dieses Feldzuges beginnen würde. Der Erste, der die Brücke betrat, war der Oberbefehlshaber des Korps, der Prinz Friedrich Carl von Preußen, der, wie es einem echten General geziemt, diese ganze Nacht mitten unter seinen Soldaten zugebracht hatte. Ihm zunächst ging sein Vetter, der muthige Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin, der sich in diesem Feldzuge an der Seite der preußischen Truppen die Ritterſporen verdiente.

Ununterbrochen wälzten sich nun die Züge der Artillerie mit ihren so schweren Geschützen, daß die einzelnen Pontons sich fast unter deren Last bogen, der Reiterei, die Pferde am Zügel führend, der behenden Infanterie und dann das unvermeidliche Uebel jedes Heeres im Felde, die endlose Reihe der Munitions-, Proviants-, Kranken- und Gott weiß was sonst noch weiter für

Wägen über die Brücke, deren Festigkeit sogleich auf die stärkste Weise erprobend. Aber nicht Ruhe und Rast und warme, behagliche Quartiere durften die Truppen nach der durchwachten und durchfrorenen Nacht am anderen Schlei-Ufer finden, sondern die Strapazen dieses Winterfeldzuges begannen jetzt erst so recht. Sollte der Hauptzweck dieses gewagten Ueberganges erreicht werden, so galt es, in möglichster Eile das noch sieben Meilen weit entfernte Flensburg zu erreichen, um somit das am Danewirke gestandene Hauptkorps der Dänen von dem Rückzug nach den Düppler Schanzen und der Insel Alsen abzuschneiden. Durch ihre überall verbreitete, gut organisirte Kette schneller und gewandter Spione hatten die Dänen den beabsichtigten Uebergang der Preußen über die Schlei, den zu verhindern sie zu schwach waren, sogleich erfahren und dies war mit der Hauptgrund ihrer schnellen und unerwarteten Räumung des Danewirke.

Das den Marsch erschwerende Gepäck der Soldaten wurde nun sogleich am anderen Ufer abgelegt, und ohne Ruh und Rast ging es alsbald gegen Flensburg zu. Dieser Eilmarsch durch Angeln war in der That eine Strapaze für die Truppen, wie solche in der neueren Kriegsgeschichte aller Heere selten viel angestrengter vorgekommen ist.

Die engen, auf beiden Seiten häufig von dichten Hecken eingefaßten Wege waren stellenweise mit Eis

überzogen und so spiegelglatt, daß Menschen wie Pferde nur mit größter Vorsicht darauf sich fortbewegen konnten und trotzdem nur zu häufig stürzten, ja dabei sich sogar mitunter gefährlich verletzten. An anderen niedrig liegenden Stellen hatte der starke Wind den Schnee von den Feldern hoch zusammengeweht und förmliche Wälle gebildet, durch welche man sich nur mühsam hindurcharbeiten konnte. Die Hecken verhinderten dabei, daß die Marschirenden die Felder seitwärts benutzen konnten, während hingegen die Enge der Wege es nicht gestattete, daß die Wagen an einander vorbei zu fahren vermochten. Ein einziges festgefahrenes Geschütz, oder ein umgeworfener oder zerbrochener Munitionswagen, ja nur ein gestürzt am Boden liegendes Pferd, was so schnell nicht wieder sich aufraffen konnte, hielt hier oft den Marsch ganzer Kolonnen halbe Stunden lang auf. Hatten die frierenden, ungeduldig harrenden Soldaten dann wieder den Weg geöffnet gefunden und beeilten nun die Vordersten ihre Schritte um die entstandenen Versäumnisse nachzuholen und keine zu große Lücken zu lassen, so mußten die Hintersten eiligst zu laufen anfangen um nur nachzukommen. Denke man sich nun an 12—15,000 Menschen mit einigen tausend Pferden und so und so viel hundert Wägen und Geschützen auf einem einzigen, schmalen Wege in dieser Weise sich fortbewegend und man wird einen Begriff davon erhalten, welche Stockungen in diesem endlosen Zuge eintraten und wie viele Beschwerden der Marsch hatte. Dabei

ward der schneidende Nordostwind, der den Soldaten gerade in das Gesicht blies, immer heftiger und das Wetter kälter und unfreundlicher. Ein eisiger, feiner Schneestaub ward den Marschirenden oft so in die Augen gepeitscht, daß diese sich vor Schmerz kaum öffnen wollten und die Pferde nur mit den scharfen Sporen gewaltsam dagegen angetrieben werden konnten. Dazu war die Verpflegung auch nur mangelhaft und die erschöpften Soldaten fanden in den Dörfern, durch welche ihr Marsch sie führte, selten so viel Speise und Trank als sie dies dringend wünschten. Zwar ist die Landschaft Angeln sehr fruchtbar und hat viele Lebensmittel und die Bewohner gaben gerne her was sie nur besaßen, allein auf einen so massenhaften und unerwarteten Durchzug war man doch nicht eingerichtet und so war es selbst beim besten Willen nicht möglich, warme Speisen für Alle zu bereiten. Bei dem plötzlichen Marsche, der vorher sorgfältig geheim gehalten werden mußte, konnten natürlich die Proviantwagen den Truppen nicht folgen und so waren denn die Soldaten auf das, was sie in ihrem Brodbeutel bei sich führten, fast allein angewiesen. Da konnte denn mancher Füselier oder Musketier innerhalb 48 Stunden bei unausgesetztem Aufenthalt im Freien und fast beständigen Marschirens nichts genießen, wie sein trockenes Kommißbrod, vielleicht mit einem Stücklein Speck gewürzt und mit einem Schluck schlechten Kartoffelbranntweins hinunter gespült. Trotzdem blieben die Soldaten vergnügt und

von regem Eifer und versuchten sogar wiederholt, frohe Soldatengesänge in lautem Chor anzustimmen, wenn ihnen auch der Wind die meisten Töne wieder in die Kehle hinunterjagte.

Bis zur einbrechenden Dunkelheit marschirten die Truppen unermüdet fort und manche Bataillone hatten trotz Wind, Wetter, Glätte des Weges, Schneehaufen und aller sonstigen Hindernisse an dem Tage schon an fünf Meilen zurückgelegt, so gewaltig waren ihre Anstrengungen. Bei eintretender Nacht aber steigerten sich die vielen Schwierigkeiten auf eine fast unüberwindliche Weise. In der tiefen Finsterniß stürzten die schon erschöpften, sich oft nur mühsam und mit Aufbietung ihrer letzten Kräfte fortschleppenden Soldaten zu Dutzenden zusammen und die Truppenkörper blieben nicht mehr geschlossen. Es half nichts hiegegen, die Natur forderte gebieterisch ihr Recht.

So mußte man denn nothgedrungen von dem Weitermarsch abstehen, und die Truppen in die Dörfer, welche sie noch zu erreichen vermochten, für die Nacht einquartieren. Angenehme Quartiere, in denen viel Behaglichkeit zu finden war, gab es freilich nicht. Zu Hunderten krochen die ermüdeten, verfrorenen Soldaten oft in die Scheuern, leeren Heuböden und wo sie sonst Platz finden konnten, zusammen, und wer einen auch noch so spärlichen Raum in einem Kuh- oder Pferdestall gefunden hatte, wo die animalische Wärme der Thiere die Kälte milderte und nun gar noch ein Strohbund

zum Lager erhielt, der ward von seinen übrigen Kameraden wegen dieses sybaritischen Luxus oft nicht wenig beneidet. Ganze Kompagnien lagen häufig auf einem einzigen Bauernhofe, die Wohnstube des Bauern nahm vornehme Stabsofficiere auf, die sehr erfreut waren, wenn ihnen die Bauersfrau ihr warmes Bett abtrat, Hauptleute zahlten gerne dem Ochsenknecht ein reichliches Trinkgeld, um in sein eben verlassenes Lager schlüpfen zu können, und 4—5 junge Officiere drängten sich zusammen in das breite Bett, welches sonst zum Gebrauch zweier stämmiger Viehmägde diente. Nur Schutz gegen den schneidenden Nordostwind, Wärme für den durch und durch erfrorenen Körper, Ruhe für die ermüdeten Glieder und auch wo möglich einige warme Nahrungsmittel wollte man haben; alles Uebrige war vollständig gleichgültig.

Fast die ganze Nacht hindurch flammten in den Küchen aller Bauerhäuser in Angeln mächtige Herdfeuer, an denen die Hausfrauen und Mägde Speisen für ihre Einquartierung kochten. In den großen Kesseln, die sonst bei der Wäsche oder wenn kalbende Kühe warmen Trank erhalten sollen, benützt werden, wurde Milch- oder auch Biersuppe für Hunderte von Soldaten gekocht, worin diese dann ihr trockenes Kommißbrod brockten. Die Kartoffeln wurden gleich in ganzen Scheffeln, in allen möglichen Grapen und Töpfen, auf das Feuer gesetzt, und die Reihen der Würste und Schinken, welche jede wohlhabende Angel'sche Bauersfrau im Rauchfang

hängen hat, schwanden mit erschreckender Schnelligkeit zusammen. Hunger ist der beste Koch, das sah man auch hier wieder so recht, und manchem vornehmen, verwöhnten Officier, dem in Berlin der beste Restaurant kaum genügte, mundete jetzt sein Gericht Kartoffeln in der Schaale und dazu ein Stück Speck in der Faust, von dem er mit dem Taschenmesser kleine Bissen abschnitt, und Alles dann mit einem tüchtigen Schluck scharfen Kornbranntweins aus der Feldflasche hinunterspülte, viel besser als sonst oft das beste Diner an einer fürstlichen Tafel mit Rheinwein, Austern und Champagner.

Wenn nun auch die Infanterie und Artillerie, trotz des besten Willens und der größten Aufopferung nicht im Stande waren, den Marsch die ganze Nacht hindurch fortzusetzen, so vermochten einige Kavallerieschwadronen dies doch zu leisten. Das brandenburgische Husarenregiment, das früher so berühmte Ziethen'sche Regiment, bildete die Spitze des preußischen Korps, und der brennendste Ehrgeiz, die erste Truppe des alliirten Heeres zu sein, welche in Flensburg einziehen konnte, beseelte diese wackeren Reiter. Es waren größtentheils stämmige, kerngesunde Bauernsöhne aus der Mark Brandenburg und die kleinen, feurigen Rosse, welche sie ritten, stammten aus dem seiner Pferdezucht wegen mit Recht berühmten Ostpreußen. So konnte man Pferden wie Menschen schon die außerordentlichsten Anstrengungen zumuthen, wenn es ein wirklich ruhmwürdiges Ziel

zu erreichen galt. So trabten denn trotz Sturmbrausen, Schneegestöber, Winterkälte und glatter Eiswege die Husaren unausgesetzt gen Flensburg zu, und nichts vermochte ihren nächtlichen Eilmarsch aufzuhalten. Zwar stürzte manches Pferd und beschädigte dabei nicht allein sich, sondern auch mitunter den Reiter, und häufiger noch mußten einzelne Husaren zurückbleiben, weil ihre gänzlich ermüdeten oder lahm gewordenen Thiere trotz der heftigsten Spornstiche nicht mehr vorwärts zu treiben waren, allein die große Masse ging dennoch unaufhaltsam vorwärts. Wie der alte Blücher nach der Schlacht bei Belle-Alliance seinen Preußen befahl, den letzten Hauch von Roß und Mann daran zu setzen, um die fliehenden Franzosen mit möglichstem Nachdruck zu verfolgen, so hieß es auch hier: „bleibe immerhin zurück was nicht mehr fort kann, die Anderen vorwärts, immer nur vorwärts.“ Und der Erfolg belohnte diese Beharrlichkeit wie dies gewöhnlich der Fall sein wird. In der Nacht gegen vier Uhr schmetterten die ersten Töne der preußischen Husaren in Flensburg, und drei zwar sehr geschwächte Schwadronen konnten ihren Einzug dort halten, und nach kurzem Kämpfen noch eine Menge dänische Nachzügler gefangen nehmen und reiche Beute machen. So waren diese Ziethen'schen Husaren die ersten alliirten Truppen, welche in Flensburg einrückten, und auf ehrenvolle Weise hatte dies Regiment gezeigt, daß der rastlos kühne Husarengeist seines Stifters auch jetzt noch, nach über 100 Jahren in ihm fort-

lebe. Freilich waren manche Husaren in 36 Stunden kaum aus dem Sattel gekommen und hatten trotz allen Hindernissen wieder über sieben deutsche Meilen in einem Zuge fortgeritten.

So war der Gewaltmarsch, den die Preußen im Winter dieses Jahres bis nach Flensburg zurücklegten. Man sieht, er war für alle Truppen von den größten Beschwerden, und hatte ganz andere Strapazen als eine Vergnügungsfahrt während der schönen Jahreszeit, im bequemen Wagen, durch diese gesegneten Gegenden. Und trotzdem werden sämmtliche Krieger, vom General bis zum jüngsten Trommelschläger, die an diesem Feldzuge theilnehmen durften, für ihr ganzes ferneres Leben mit dem größten Vergnügen daran zurückdenken, und die Strapazen, die ihnen damals fast unerträglich erschienen, werden in der Erinnerung ihnen noch manche sehr angenehme Augenblicke bereiten, wie dies stets bei jedem Menschen der Fall ist, der einst mit höchster Anstrengung aller geistigen wie körperlichen Kräfte einem edlen Ziele zustrebte und dies zu erreichen auch so glücklich war.

II.

Lager- und Gefechtsbilder vor den Düppeler Schanzen.

Klar lacht der heitere Frühlingshimmel über die reizende Halbinsel Sundewitt. Zwar ist die Luft noch rauh und der scharfe Ostwind vom Meere wehet kalt durch die Kleider und macht den Schutz eines warmen Mantels doppelt erwünscht. Wie leicht vergißt man aber dies bei den hellen warmen Sommerstrahlen, die seit Wochen zum ersten Mal wieder daniederscheinen. Gar lange hatten die armen, hier weilenden preußischen Soldaten Sonnenschein und Sonnenwärme entbehren müssen. Mit düsteren, wirklich oft bleigrauen Wolken, die nur zu oft in Schnee, Regen oder Hagelschauern sich entluden, war der Himmel oft ganze Wochen hindurch überzogen gewesen; ein dichter Nebel verhinderte selbst mitunter die nächste Aussicht, und der rheinländische Grenadier, der an seine Eltern geschrieben hatte, „Schleswig-Holstein wäre soweit im Uebrigen ein ganz gutes Land, aber die Sonne müsse es völlig vergessen haben, daß sie auch hier scheinen solle," schien wirklich nicht ganz Unrecht gehabt zu haben.

Es ist wirklich wunderbar, was Sonnenschein und Sonnenwärme im Frühling auf jeden Menschen und nun gar auf den im Felde stehenden Soldaten sogleich

für eine außerordentliche Wirkung ausüben. Mürrische Gesichter verwandeln sich sogleich in freundliche, statt des sonst nur zu häufigen Brummens hört man lachen und scherzen, die oft nur zu kräftigen Soldatenflüche verschwinden und lustige Lieder erschallen in die klare, heitere Frühlingsluft hinein. Mag auch deren Inhalt streng ästhetischen Ansprüchen nicht immer genügen, ja mitunter sogar etwas trivialer Natur sein, und der Sängerchor den Vergleich mit einer streng geschulten Liedertafel nicht aushalten können, so muß ich doch gestehen, daß der Gesang der dem Feinde gegenüber stehenden Soldaten, mochte ich solchen nun in Schleswig-Holstein, Algerien, der Türkei oder Italien hören, stets auf mich den angenehmsten Eindruck machte, und ich dessen Tönen lieber lauschte, als oft den Trillern der berühmtesten Bravourſängerinnen im glänzendsten Concertsaal. Musikenthusiasten und reine Salonsmenschen werden zwar über diesen meinen Ausspruch verächtlich die Nase rümpfen, wer aber ein wahres Soldatenherz in seiner Brust trägt und Soldatenlust und Soldatenleid mitzuempfinden vermag, wird solchen verstehen.

Für ein Bivouak bei klarem, warmem Sonnenschein kann nicht eine malerischere Gegend als das Sundewitt gefunden werden. Sanfte Thäler wechseln anmuthig mit niederen Hügeln ab und überall blinkt das Meer, das in Buchten und mehr oder minder breiten Einschnitten in das Land eindringt, in silberglänzenden Streifen. Im Uebrigen freilich sah trotz Sonnenschein und blauem

Himmel die ganze Gegend in dem Aprilmonat dieses Jahres noch öde, unfreundlich und nur zu sehr die Spuren der Kriegsverwüstungen zeigend, aus. Die schönen hochstämmigen Buchenwälder und die reichen Obstgärten — der Gravensteiner Apfel, der von hier stammt, ist mit Recht in ganz Norddeutschland berühmt, — waren noch kahl und laublos und auch die vielen Hecken oder „Knicks", mit Recht die Verzweiflung der Soldaten, welche alle Felder umgeben und im Verein mit den Wäldern und Gärten der ganzen Gegend im Sommer fast ein parkähnliches Aussehen verleihen, hatten noch eine braungraue Färbung. Zwar auf den Wiesen sproßten schon die ersten jungen Gräser und die reichen Waizensaaten glichen einem dicken, grünen Sammtteppich, aber Alles war vielfach verwüstet, von Rosseshufen und Menschenfüßen zertreten und von vielen Kolonnenwegen, die zum Transport der Geschütze und zahllosen Wägen aller Art schonungslos durch die Felder angelegt waren, zerschnitten. Ungefähr an 40,000 preußische Soldaten lagen nun schon seit Wochen hier auf dem engen Raum weniger Quadratmeilen zusammengedrängt, Hunderte von Geschützen standen in Batterien sich gegenüber aufgefahren, um mit gewaltiger Kraft viele tausend mörderische Geschoße gegen einander zu schleudern, da mußte freilich die ganze Gegend auf das Furchtbarste darunter leiden. Das Sundewitt, sonst im Frieden wirklich ein kleines Paradies, überall mit reichen Dörfern, die von wohlhabenden, zufriedenen Menschen bewohnt wurden,

besäet, ist auf Jahrzehnde hin ruinirt und der Wohlstand vieler Familien für Generationen vernichtet. Wer mit eigenen Augen sehen, mit seinen Ohren hören wollte, welch Verderben ein Krieg über ein Land zu bringen vermag und wie er in wenigen Wochen oft zerstört, was der Menschen angestrengtester Fleiß kaum in langen Jahren mühsam zu schaffen vermag, der mußte jetzt den Sundewitt besuchen. Hieher hätte man den fanatisirten Kopenhagener Pöbel und seine ruchlosen Aufhetzer führen müssen, damit sie sich selbst davon überzeugen konnten, welchen Fluch und Verderben ihr wahnwitziger Uebermuth und die maßlose Tyrannei, mit der sie das Deutschthum in Schleswig-Holstein zu unterdrücken versuchten, über schuldlose Menschen bisher schon brachte und wahrscheinlich in noch vermehrterer Weise bringen wird. Doch Kopenhagen, auf seine unangreifbare Lage auf einer Insel pochend, in dem bisher alle Bedürfnisse des Heeres angefertigt wurden, hat freilich noch weiter keinen direkten Nachtheil, sogar noch manchen pekuniären Vortheil von diesem Kriege gehabt, kümmert sich um die Leiden der Jütländer und Nordschleswiger nicht im Mindesten und scheint in seiner bisherigen Hartnäckigkeit noch immer unverändert fortfahren zu wollen.

Schon vom Dorfe Nübel an sieht man jetzt im Sundewitt die vielen verderblichen Spuren des Krieges, und in den anderen Dörfern, die näher an den Düppeler Schanzen und am Alsener Sunde liegen, steigert sich dies noch weit mehr. Alle Gehöfte, die größtentheils

von ihren Bewohnern gänzlich verlassen wurden, sind ohne Dächer, die Thüren und Fensterrahmen eingeschlagen, die Zäune und Hecken niedergerissen, ja selbst einzelne Obstbäume, obgleich dies doch glücklicher Weise zu den Seltenheiten gehören wird, umgehauen. Die dringende Noth, um sich Schutz vor der grimmigen Kälte zu schaffen, zwang die preußischen Soldaten, alles Holzwerk, dessen sie nur immer habhaft werden konnten, für ihre Bivouaksfeuer zu benützen, obgleich sonst eine muthwillige Zerstörung gar nicht in den Charakter der preußischen Armee, in welcher so viele Tausende von jungen Soldaten aus den gebildeten Ständen dienen, gehört. Man denke sich aber, daß einige 40,000 Soldaten fast an 2 Wintermonate eng zusammengedrängt auf einer kaum einige Quadratmeilen großen Halbinsel, welche dazu von allen Seiten schutzlos dem Ungestüm der Winde preisgegeben daliegt, entweder bivouakiren oder doch in Scheunen und Ställen lagern mußten, und man wird es erklärlich finden, daß man alles Holzwerk, dessen man irgendwie nur habhaft werden konnte, schonungslos den Feuern, um sich an diesen zu erwärmen oder die Nahrungsmittel zu kochen, opferte.

Statt der größtentheils geflüchteten Bewohner sind alle diese halb zerstörten Dörfer und Gehöfte jetzt mit Soldaten der verschiedensten Regimenter und Waffengattungen angefüllt. Wohin das Auge sich nur wendet, sieht es bärtige wie unbärtige Söhne des Kriegsgottes Mars, der hier im Sundewitt jetzt ausschließlich seinen

Herrschersitz aufschlug, und die sanfte Göttin Pallas, die früher mit so gesegneter Hand hier regierte, zeitweilig gänzlich verdrängte. Besonders an diesem klaren Tage, wo der lang entbehrte Sonnenschein die Krieger aus ihren dumpfen, überfüllten Stuben, Kammern, Kellern, Ställen und Erdhütten in das Freie lockte, wimmelt es überall von ihnen. Welche Mannigfaltigkeit unaufhörlich abwechselnder Bilder sieht man überall; kaum der belebteste Jahrmarkt wird ein so buntes Treiben zeigen, wie man solches in Nübel, Ost- und West-Düppel, Gravenstein, dem Hauptquartier des kommandirenden Generals der tapferen Preußen, und den anderen Orten des Sundewitt jetzt findet. Hier wo eine von den Kugeln des Rolph-Krake, dieses eisernen Panzerschiffes der Dänen, halbzerschossene Lehmwand eines Hauses einigen Schutz gegen den Wind gewährt, während zugleich die Mittagssonne recht warm und behaglich dahin scheinen kann, hat sich ein Trupp von Füselieren eines westphälischen Infanterieregiments auf dem Boden gelagert. Gar verschiedene friedliche Beschäftigungen trieben jetzt die wackeren Leute mit regem Eifer, und wenn man ihnen dabei zusieht, sollte man wahrlich nicht glauben, daß es dieselben Menschen sind, welche noch vor wenigen Stunden gegen die feindlichen Batterien mit todesverachtendem Muthe anstürmten. Mehrere Soldaten haben sich der edlen Schneiderkunst gewidmet und nähen nun mit einem Eifer darauf los, als hätten sie ihr ganzes Leben hindurch nur die Nadel statt der Muskete gehandhabt. Nun es gibt

genug Flecken auf schadhafte Stellen in Hosen, Röcken und Mänteln zu setzen, denn so ein beständiges zweimonatliches Feldleben greift auch die dauerhaftesten Uniformen gewaltig an, und ganz abgesehen davon, daß Löcher im Anzuge doch jedem Soldaten ein gar zu unordentliches Aussehen verleihen würden, möchte auch der kalte Wind zu empfindlich hindurchblasen. Während ihre Kameraden schneidern, haben Andere ihre Gewehre auseinander genommen und putzen aus deren inneren Theilen den Pulverschleim und Schmutz von dem letzten Gefechte sorgfältig wieder aus. Das preußische Zündnadelgewehr ist von der höchsten Vortrefflichkeit für den Kriegsgebrauch, wie sich solches in diesem Feldzuge wieder so recht glänzend bewährte, aber es muß auch sorgfältig behandelt und nach jedem angestrengten Gebrauch reinlich ausgeputzt werden, wenn es brauchbar bleiben soll. Was aber dem Kavalleristen sein Pferd, das ist im Felde dem Infanteristen sein Gewehr; er weiß, daß von dessen Brauchbarkeit ihm gar oft Leben und Ehre abhängen und wendet daher von selbst stets die äußerste Sorgfalt an, um es immer in gutem Stande zu erhalten. Andere Füseliere, die mehr Geschick und Neigung zur Schusterei als zum Gewehrputzen zu haben scheinen, sind von einem großen Haufen schadhafter Stiefel umgeben, deren Löcher im Oberleder und abgerissene Sohlen sehnsüchtig der geschickten Hand zu ihrer Ausbesserung harren. Die oft fast grundlos tiefen Wege, durch welche die Truppen marschiren mußten, und der beständige Schmutz auf den

Feldern und in den Laufgräben haben den Ruin fast sämmtlichen Schuhzeuges in den Kompagnien herbeigeführt und wer ein Paar derbe heile Wasserstiefel besitzt, der patscht damit mit wohlgefälligem Selbstgefühl durch den tiefen Dreck und wird von seinen übrigen Kameraden ob dieses seltenen Schatzes oft nicht wenig beneidet. Kein Wunder, daß das Gewerbe der edlen Schusterei jetzt bei den Truppen im Sundewitt hoch in Ehren steht und Hans Sachs, „der Schuhmacher und Poet dazu," von seinen Mitbürgern in der weiland freien Reichsstadt Nürnberg nicht höher geschätzt werden konnte, als ein gewandter Schustergeselle in der Kompagnie jetzt von seinen übrigen Kameraden. Aber auch zahlreiche Dilettanten in dieser Kunst versuchen jetzt mit mehr oder weniger Glück und Geschick sich im Annageln der Sohlen oder Aufsetzen eines derben Riesters, und gar mancher frühere Student oder Kaufmann, oder ein anderes Gewerbe Treibender, den die allgemeine Dienstpflicht, mit Recht der Stolz des preußischen Heeres, jetzt in die Uniform brachte, handhabt Hammer und Ahle und Pechdraht mit einem Eifer, als gelte es sein Meisterstück zu vollenden.

Doch der Soldat im Felde will nicht allein auf derben Sohlen und mit heilen Mänteln marschiren, sondern sein stets hungriger Magen verlangt auch nach kräftiger Nahrung. Die gelieferten Lebensmittel sind sowohl in Quantität wie Qualität vollkommen genügend, und es bedarf nur geschickter Hände zu ihrer Zubereitung. So

sind denn jetzt auch wieder eine Menge Soldaten mit den verschiedenen Verrichtungen der Küche beschäftigt. Hier sitzen welche in einem Kreise zusammen und schälen mit mehr Eifer als gerade Geschick einen großen Haufen von Kartoffeln, die sie sich für Geld und gute Worte von einem Bauern im Sundewitt zu verschaffen wußten. Die feinen Hände, oft mit schweren goldenen Siegelringen geziert, und die zierlichen Taschenmesser mit Perlmutterschaalen verrathen, daß manche der hier jetzt so eifrig Kartoffel schälenden Soldaten den höheren Ständen angehören müssen. Doch gleichviel ob der jetzige Musketier der Sohn eines reichen Grafen oder eines armen Tagelöhners ist, ob er früher im Hörsaal Pandecten studirte oder hinter dem Pfluge gehen mußte; er ist jetzt des Königs Soldat, trägt mit Ehren des Königs Rock und hat hier im Felde mit allen seinen übrigen Kameraden die gleichen Rechte, aber auch die gleichen Pflichten.

Da das Wetter heute schön ist, so hat man das Kochfeuer im Freien hinter einer vor dem Winde schützenden Wand angezündet. Um die hohe Flamme, die leider mit manchen Ueberresten zerschlagener Thüren, abgerissener Zäune und anderer Dinge, die ursprünglich wohl nicht zum Verbrennen bestimmt waren, genährt werden mußte, sind mannigfache Gruppen von Soldaten in der verschiedenartigsten Thätigkeit.

Die eigentlichen Kompagnie-Köche, stämmige Bursche mit vom Feuer hochgerötheten Gesichtern und weit auf-

geschlagenen Hemdärmeln, sind eifrig an den großen Kesseln thätig, in denen oft für 100 Mann zugleich die kräftige Fleischsuppe brodelt oder die dicken gelben Erbsen, im Felde ein nur zu häufiges Gericht, langsam weich kochen. An einem Winkelchen des Feuers haben sich andere Soldaten gekauert, die sich als Leckermäuler ein besonderes Leibgericht, zu welchem sie sich die Zuthaten für ihr eigenes Geld verschafften, bereiten wollen. Ein gar laut prasselndes und zischendes Beefsteak, von dem die in Hülle und Fülle darauf geschnittenen Zwiebeln gar aromatisch duften, bratet hier auf einem Rost, während dicht daneben ein schön braun gebrannter, dicker Speckpfannkuchen überaus verführerisch winkt. Mit kunstverständigem Handgriff will der glückliche Besitzer des letzteren ihn in der Pfanne herumschleudern, daß auch die andere Seite sich noch besser bräune. Sei es aber eigenes Ungeschick, oder hat gar ein neidischer Kamerad ihm im entscheidenden Augenblick unvermerkt einen leisen Stoß am Arm gegeben, der Pfannkuchen fliegt zwar im Bogen hoch in die Luft, verfehlt aber beim Herunterfallen sein Ziel und fällt statt in die Pfanne, — vorbei in die Asche. Mit nicht geringem Aerger kratzt sich der Werfer hinter den Ohren; sein besonderes Leibgericht ist verdorben und wird kaum von dem Kompagniehund gefressen und mit lautem Gelächter verhöhnen ihn dazu noch die Kameraden. Der alte, leider oft nur zu wahre Spruch: „Wer den Schaden hat, braucht für den Spott

nicht zu sorgen," macht sich auch bei der besten Kameradschaft im Felde nur zu geltend.

Fern von dem bunten, lustigen Treiben der Köche, Schuster, Schneider, Putzer und der anderen sich mit derartigen Dingen beschäftigenden Soldaten, bei denen das Lachen, Singen, Scherzen, mitunter freilich auch wohl etwas Fluchen und Zanken, gar nicht aufhören will, haben sich andere Krieger an einem besonders sonnigen Plätzchen, was so recht vor dem Winde geschützt ist, ein großes Schreibbureau etablirt. Eine alte, vor dem Verbrennen noch mühsam gerettete Viehstallthüre, die man auf zwei Futtertröge legte, dient als Schreibtisch, umgestürzte Eimer, leere Tonnen, ein Haufe zusammengetragener Tornister, ja mitunter auch lose aufgeschichtete Feldsteine, die bei der geringsten Bewegung des darauf Sitzenden auseinanderzufallen drohen, müssen die Stelle der Stühle und Bänke vertreten. Das gemeinsame Dintenfaß ist ein halbzerbrochener Küchentopf, die Dinte, ein dunkles Gemisch von Schuhwichse, Kienruß und Gott weiß was für anderweitigen Ingredienzien, aus denen ein in der Kompagnie dienender Apotheker eine derartige Flüssigkeit, die zur Noth ihre Dienste leistet, zusammenbraute. Wie unendlich verschieden ist der Kreis der hier eifrig schreibenden Soldaten, obgleich Alle jetzt die gleiche Uniform tragen, wie mannigfach der Inhalt ihrer Briefe, wie von einander abweichend die Adressen an die sie gerichtet sind. Hier dieser breitschultrige Musketier schreibt mit schwerer Hand, der man es an-

merkt, daß sie gar manches Jahr nur die gröbsten ländlichen Arbeiten verrichtet hat, auf grauem Papier langsam in steifen unausgeschriebenen Buchstaben einen Brief an seine Braut, die als Viehmagd auf einem westphälischen oder brandenburgischen Bauerngehöft dient. Sind auch die Schriftzüge plump, spotten die Orthographie und Grammatik jeglicher Regel, so kommt doch der Inhalt des Briefes aus einem treuen, warmen Herzen und zeugt von einer wirklich rührenden Liebe. Sein Nebenmann, der die schlechte Dinte verschmähend, mit einem eleganten Silberstift auf glattem, englischem Postpapier mit gewandter Hand die Worte hinfliegen läßt, ist ein junger, vornehmer, einjähriger Freiwilliger. Mit der koketten Frau eines alten, reichen Graukopfes knüpfte er ein flüchtiges, frivoles Liebesverhältniß an, wie solche unter den Damen unserer höheren Stände nun einmal zum guten Ton gehören und benützt jetzt einige müßige Augenblicke dazu, ihr über sein bisheriges Feldleben einige scherzhafte Mittheilungen zu machen. Für die Hände eines Dritten ist dieser Brief nicht geeignet und der betrogene Ehemann würde gar sehr erstaunen mit welch gewaltigem Hörnerschmuck ihn seine schöne Gattin ziert, wenn er ihn zufällig lesen sollte. Der dritte Schreiber ist schon ein Mann in reiferem Lebensalter, der bereits Haus und Hof und ein eigen Geschäft besitzt und als Gatte und Vater im glücklichen Familienkreis lebte, als ihn die Militärpflicht auf's Neue wieder zur Fahne rief. Willig folgte er dem Gebote der Ehre

und erfüllte musterhaft seine Pflicht, wenn auch sein Herz stets mehr daheim bei Weib und Kind als hier im Feldlager bei seinen lustigen Kameraden verweilte. Ein Brief an seine Frau, der nicht allein Worte der Liebe, sondern eine Menge Anordnungen für den möglichst ungestörten Fortbetrieb seiner Wirthschaft und wie es mit der Frühjahrsbestellung seiner Felder gehalten werden solle, enthält, schreibt jetzt dieser Soldat und sinnend stützt sich sein Kopf dabei oft auf die Rechte, wenn er seine Gedanken zusammennehmen muß um die besten Rathschlage zu ersinnen. Es ist in der That kein geringes Opfer, welches die verheiratheten Familienväter, die jetzt auf's Neue auf Gott weiß welch' lange unbestimmte Zeit hier im Felde dienen müssen, zu bringen haben. Der Schaden, der Manchem durch diese lange Abwesenheit an seinem Haus und Hof, Handwerk oder Handel erwächst, kann vielleicht seinen Wohlstand auf Jahre hin zurückbringen. Nur wenn der Zweck dieses Krieges vollständig erreicht und Schleswig-Holstein für immer dadurch von der dänischen Tyrannei erlöst wird, werden auch diese braven preußischen Reservisten sich mit dem Gedanken für das hohe Ziel, dem sie alle diese Opfer brachten, trösten, sollte aber ein schmachvoller Frieden, wie Preußen solchen leider 1850 mit Dänemark schloß, auf's Neue das Ende sein und die stumpfen Federn der Diplomaten wieder verderben, was die scharfen Schwerter der Soldaten erwarben, so würden sich dessen Urheber mit ihrem gerechten Fluche beladen. Auch

der Nebenmann dieses schreibenden Familienvaters scheint an einem verdrießlichen Geschäftsbriefe zu schreiben. Er ist ein junger, leichtsinniger Student, der in seiner Garnison außer seinen verschiedenen Geliebten auch noch eine nur zu große Zahl ungeduldig — aber wohl vergeblich harrender Gläubiger zurückließ. Die Feldpost, diese vortreffliche Einrichtung, bringt aber nicht bloß angenehme, sondern mitunter auch recht unangenehme Sendungen und zu diesen gehören vor Allen die Mahnbriefe grober Manichäer an ihre saumseligen Schuldner. Solchen recht groben Mahnbrief eines alten Wucherers mit möglichst höflichen Entschuldigungen wieder zu beantworten, und die gewandtesten Scheingründe zu ersinnen, um den Alten zur Verlängerung des Wechsels zu bewegen, ist so eben die mühsame Arbeit dieses jungen Soldaten; kein Wunder daher, daß sein sonst so fröhlich-leichtsinniges Gesicht, für den Augenblick wenigstens, eine recht verdrießliche Miene zeigt.

Doch plötzlich hört er seinen Namen laut rufen und von einem fernen Tisch winken ihm dort sitzende Kameraden gar verlockend mit den vollen Flaschen zu. Sogleich verschwindet sein mürrisches Aussehen, er vergißt seine Gläubiger, verspart sein Entschuldigungsschreiben auf eine gelegenere Zeit, packt eiligst sein Schreibgeräth zusammen und verläßt in hastigen Schritten den improvisirten Schreibtisch, um sich zu den frohen Zechern zu begeben. Lustige Rheinländer von einem Garderegiment sind es, die sich hier zusammengesetzt haben, lauter

frische, fröhliche Söhne des gebildeten Mittelstandes, wie solcher an den prächtigen Ufern des Rheins, dieses Fürsten der deutschen Flüsse, so zahlreich vorhanden ist. Der Eine, dessen Vater ein wohlhabender Weinbergbesitzer bei St. Goar ist, erhielt von diesem einige Dutzend Flaschen aus dem Mutterfäßchen in der hintersten Ecke des Kellers abgezogen. Fürwahr eine vortreffliche Sendung für einen vor den Düppeler Schanzen im Felde stehenden Soldaten, die nicht allein ihm, sondern auch dem Kreise seiner besten Kameraden, welche Alle — des Kriegers stetes Loos, sowohl in der Garnison wie im Feldlager — an ewig durstigen Kehlen leiden, vortrefflich zu statten kommt. Aus umherliegenden Backsteinen werden zwar etwas harte, dafür aber auch desto kühlere Sitze aufgebaut. Die Kiste, in der die Flaschen verpackt waren, bildet den Tisch und da es an Gläsern fehlt, so erhält Jeder der Zecher vorher eine dieser langhalsigen, grünen Rheinweinflaschen, deren Anblick allein schon jedes Menschen Auge wie Herz erfreuen muß, um sich das edle Naß, dies flüssige Gold wie so recht bezeichnend der Rheinwein genannt wird, nach Lust und Belieben in seinen Feldbecher von Leder, oder in einen halbzerbrochenen, mit Bindfaden nur mühsam wieder zusammengebundenen, thönernen Milchtopf, oder was für ein Trinkgefäß er nun auch sonst immerhin aufgetrieben hat, einzuschenken. Manche, die gar kein derartiges Geschirr bekommen konnten oder wollten, trinken auch in vollen Zügen ohne Weiteres aus der Flasche und

thun vielleicht auch am Besten hieran. Wie fröhlich geht es jedoch in diesem Kreise zu, wie würde Keiner der hier zechenden Soldaten seinen Steinsitz mit dem reichsten Sammtfauteuil im elegantesten Salon vertauschen. Ein anderer Grenadier des Regiments, ein stämmiger Sohn der rothen Erde Westphalens, hat von seinem Vater, einem Freihofsbesitzer unweit Dortmund, einen mächtigen geräucherten Schinken geschickt erhalten und diesen jetzt auch zum allgemeinen Gebrauch der Kameraden auf die Kiste gelegt. Mit dem Taschenmesser schnitt Jeder sich ein gehöriges Stück davon herunter, Schwarzbrod, so schwarz und grob wie der beste westphälische Pumpernikel, kann man in Schleswig-Holstein genug bekommen und aus freier Faust wird nun von den Soldaten hier im Felde ein Mahl verzehrt, was ihnen besser als das üppigste Diner im Bundestagspalast in Frankfurt mundet. Blauer Himmel, warmer Sonnenschein, lustige Gesellschaft braver Kameraden und dazu ein Stück Schinken und Schwarzbrod in der linken, eine blinkende Rheinweinflasche in der rechten Hand kann sich ein Soldat im Felde wohl etwas Besseres wünschen, werden solche Stunden nicht Allen, die sie genießen durften, für ihr ganzes ferneres Leben unvergeßlich bleiben? Wie froh klingt auch der volle Gesang

„Am Rhein, am Rhein da wachsen unsere Reben,
Gesegnet sei der Rhein, gesegnet sei der Rhein"

der Trinker in die klare Frühlingsluft hinein. Wahrlich Claudius, der edle Dichter dieses schönen Liedes, ebenfalls ein Sohn Schleswig-Holsteins, ein Land was überhaupt ja Deutschland schon so viele überaus tüchtige Männer in allen Fächern des Wissens wie Schaffens schenkte, hat sich wohl nicht gedacht, daß noch nach mehr als 50 Jahren nach seinem Tode sein Rheinweinlied von rheinländischen Grenadieren, welche auszogen, um sein Vaterland für immer von der dänischen Tyrannei zu befreien, hier oben im Sundewitt gesungen würde.

In ein lautes aus voller Brust kommendes „Hoch" brachen so eben die singenden und trinkenden Soldaten aus, und Einer von ihnen steht auf und ladet mit sehr höflichem aber ungezwungenem Anstand einen Officier, der so eben zufällig nicht weit von ihrem Kreise vorüberging, ein, eine Flasche Rheinwein mit ihnen zu leeren. Freundlich dankend nimmt dieser die gut gemeinte Einladung an und verweilt ein halbes Stündchen bei der lustigen Gesellschaft, die ihm den bequemsten Sitz einräumt und das einzige Weinglas, was hier vorhanden ist, darbietet. Es ist der Hauptmann der Kompagnie nicht bloß dem Namen, sondern auch der That nach, ihr wahres Haupt, und die herzliche Freude, mit der ihn jetzt seine Soldaten empfangen, zeigt am Besten wie hoch sie ihn ehren und achten.

Sang unser unsterblicher Schiller in seinem für alle Zeiten unübertroffenen Meisterwerk echt soldatischen Lebens und Treibens „Wallensteins Lager"

„Im Felde da ist der Mann noch was werth,
Da wird ihm das Herz noch gewogen,
Da tritt kein Anderer für ihn ein,
Auf sich selber steht er da ganz allein,"

so kann es fast mit noch größerem Rechte heißen:

„Im Felde da ist der Officier noch was werth" u. s. w.

Was helfen im Kriege wohl alle Subordination und Disciplin, so strenge auch sonst mit Recht auf diese nebst dem Muthe wichtigsten Eigenschaften einer feldtüchtigen Truppe gehalten wird, wenn die Soldaten einer Kompagnie ihren Hauptmann nicht auch aus freiem Antriebe ehren und lieben und ihn nicht als ihr wirkliches Haupt ansehen. In der gewöhnlichen Friedensgarnison kann man mit bloßer Strenge und pedantischer Kamaschenfuchserei wohl stramme Paradesoldaten erziehen und die einmal eingerichtete Maschinerie des täglichen Dienstes damit allein in dem gewohnten Gang erhalten, im Kriege jedoch wird man lediglich damit verzweifelt wenig ausrichten. Noch gar viele andere ungleich höhere Eigenschaften verlangt der Soldat dann von seinem Officier, wenn er ihm mit Vertrauen folgen soll, und wehe der Kompagnie, Batterie oder Schwadron, welche Führer besitzt, bei denen dies nicht der Fall ist, sie wird in ernsthaften Fällen außerordentlich wenig leisten. Die preußischen jungen Soldaten hätten am 18. April wahrlich nicht die Tod und Verderben sprühenden Batterien der Düppeler Schanzen mit

so begeistertem Muthe erstiegen und willig zu Tausenden ihr Blut bei der Einnahme dieser steilen Höhen verspritzt, wenn ihnen nicht die Mehrzahl ihrer Officiere mit so begeisterndem Beispiele dabei vorangegangen wären und überhaupt mit vollem Rechte das unbedingte Vertrauen ihrer Untergebenen besaßen. Ehre und Preis daher allen den preußischen Officieren und Soldaten, welche diesen glänzenden Sieg zu Ehren Deutschlands erfochten, und überhaupt in diesem ganzen Feldzuge schon so außerordentlich viel geleistet haben.

Eine Ablösung der Vorposten, die so eben von dem Dienst auf der Feldwacht wieder in die Kantonirungsquartiere einrückt, zeigt schon durch ihr äußeres Aussehen wie beschwerlich der Dienst sein muß, den die Soldaten daselbst zu verrichten haben. Wahrlich man erkennt fast die sonst ihres reinlichen und ordentlichen Anzuges wegen allgemein bekannten preußischen Krieger jetzt in ihnen kaum wieder. Die schon arg mitgenommenen Hosen sind in die Stiefeln gesteckt, die bis fast hoch über die Schäfte mit einer dicken Dreckkruste wie überzogen aussehen. Um den Hals hat sich fast jeder Soldat ein dickes Tuch oder einen gestrickten rothen Schawl gebunden, der Waffenrock, dessen Knöpfe wohl lange nicht mehr geputzt wurden, steht vorne halb offen, da die darunter gezogene dicke graue Wollenjacke das Zuknöpfen nicht erlaubte, dem Mantel, mit langer Kaputze hinten daran, sieht man es nur zu deutlich an wie viele Nächte er nun bereits zum Lager in dem Vieh-

stall oder am Bivouakfeuer oder in den schmutzigen halb mit Wasser gefüllten Transcheengräben dienen mußte, der sonst so hell schimmernde Adler auf dem Messingschilde der Pickelhaube ist so mit Grünspan überzogen, daß er fast graugrün aussieht; kurz für eine Parade passen diese von den Vorposten zurückkehrenden Soldaten nicht im Mindesten. Ihr Aussehen jedoch ist sonst frisch und munter, und aus den Augen blitzt ein gewisses kühnes Selbstvertrauen, welches schon gefallen muß. Es ist überhaupt erstaunlich, wie schon ein Feldzug von nur wenigen Wochen selbst dem jüngsten Rekruten, der noch vor einigen Monaten ein tölpelhafter Bauernbursche war, Gewandtheit und Selbstvertrauen zu verleihen vermag.

Da tritt kein anderer für ihn ein,
Auf sich selber steht er da ganz allein.

Wie zeigt sich auch die überaus gute Laune, welche die preußischen Soldaten hier vor den Düppeler Schanzen trotz der großen Anstrengungen und den vielfachen Entbehrungen, denen sie ausgesetzt sind, sich stets bewahrten in all ihren tausendfachen Scherzen und Späßen. Gar die vielen Berliner, die im 24., 35., 60. und 64. Infanterieregiment, welche sich bei jeder Gelegenheit bisher so vortrefflich schlugen, vertheilt sind, bewahren auch hier im Felde ihre witzige Laune und ihre stets schlagfertigen Zungen, wodurch sie so sehr bekannt sind. Es ist mitunter vorgekommen, daß die Dänen ausge-

stopfte Strohpuppen in einen alten Mantel gesteckt und mit einer ausrangirten Feldmütze auf dem Strohkopf heimlich hinter einer Hecke aufstellten, um dadurch die Preußen zu veranlassen, diese Puppe für einen feindlichen Vorposten zu halten und ihre Munition nutzlos darnach zu verschießen. Solche ausgestopfte „Hahnemanns" (Spottname der Dänen) von den Berlinern „Pietsch" genannt, spielen nun eine große Rolle bei den Belustigungen der Soldaten. Sie putzen solche auf alle Weise heraus, kleiden sie in erbeutete dänische Uniformen, und bewaffnen sie mit einem ganzen Arsenal von feindlichen Waffen. Ein Künstler in der Kompagnie — und wo findet man wohl eine Berliner Kompagnie, in welcher nicht alle möglichen Künste vertreten wären — hat der Puppe aus Leinwand oder Pappe inzwischen eine Maske verfertigt. Mit Ziegelmehl gefärbte, knallrothe Backen, schwarze, von einer geschickten Hand kühn mit der Kohle gezeichnete Augenbrauen, und ein riesiger aus Kuh- oder Pferdehaaren verfertigter und mit Schuhwichse steif aufgedrehter Schnurr- und Knebelbart geben dem „Pietsch" in der That ein äußerst martialisches Ansehen. So ausstaffirt wird er mit präsentirendem Gewehr als beständige Schildwache vor dem Quartier des Hauptmanns aufgestellt, oder man gibt ihm mit drohend angeschlagener Flinte einen Platz hinter einer Hecke oder einer Hausecke, um etwaige neugierige Besucher der Kantonirungen oder Bauern, die Kriegsvorspann leisten müssen, kurz alle derartigen

Personen, welche diese Strohpuppen noch nicht kennen, dadurch zu erschrecken. Andere „Pietsche", die dann gewöhnlich als dänische Generale kostümirt sind, werden geschickt mit beweglichen Gliedern angefertigt und dienen an einem Baume oder einer Hauswand aufgehängt als „Hampelmanns" in vergrößertem Maßstabe zur Belustigung der wie große Kinder mit ihnen spielenden und über ihre Tänze und Gliederverrenkungen oft in das lauteste Gelächter ausbrechenden Soldaten. Auch ein großes Marionettentheater ward von einigen Füselieren schon etablirt, während Andere wieder in den abenteuerlichsten Kostümen von der Welt, und oft als Bäuerinnen in alten Weiberkleidern angezogen, die wildesten Ballette und Pantomimen aufführen, bei denen die Sprünge und Tänze dieser als Frauen verkleideten Grenadiere oder Artilleristen freilich wohl nicht immer die decentesten sind, und sich für Damenaugen gerade selten eignen mögen. Eine beliebte Belustigung der Soldaten besteht auch darin, daß ein besonders starker und gewandter Kamerad mit Hülfe eines alten schwarzen Pelzes und einiger Schaffelle als ein Tanzbär, dem eine aus rothem Tuch geschnittene Zunge fußlang aus dem Maule hängt, verkleidet wird, während ein Anderer sich als polnischer Bärenführer kostümirt, drei bis vier Soldaten hingegen, ebenfalls möglichst bunt angezogen, mit Trommeln, Pfeifen, alten Kochkesseln als Pauken und Feuerzangen als Triangeln versehen, eine wirklich infernalische Musik dazu aufführen. Selbst bis zu Kameelen, die

dann von zwei besonders stämmigen Soldaten mit Hülfe alter Packleinwand ganz besonders geschickt dargestellt werden, während ein kleiner Tambour, als Affe verkleidet, darauf hockt und Gesichter schneidet, versteigt sich mitunter die Kunstfertigkeit der Leute. Unter lauter Musik, von einem Haufen lachender und jubelnder Soldaten gefolgt, ziehen dann diese Bärenführer vor die Quartiere der besonders beliebten Officiere. Ein helltönender Tusch wird hier geblasen, getrommelt und gepfiffen, worauf dann der Tanzbär unter lautem Gebrumme und obligaten Peitschenhieben und komischen Drohungen des Bärenführers seine Tänze und Purzelbäume macht. Eine oft sehr witzige von einem Poeten der Kompagnie gewandt in Knittelversen gebrachte Rede des Bärenführers schließt gewöhnlich den Aufzug. Die Officiere spenden dem zuletzt mit einem Teller herumgehenden Bärenführer nun einige Cigarren oder eine Flasche Wein oder Branntwein, oder Lebensmittel und ähnliche kleine Geschenke zur Belohnung, was dann später von den Soldaten, welche die Verkleidung aufführten, gemeinsam verbraucht wird, daß es nicht an großen wie kleinen Sängerchören, die oft wirklich ganz vortrefflich singen, fehlt, bedarf kaum der Erwähnung. So herrschte, so wie nur die Witterung sich einmal etwas günstig zeigte, sogleich das regste Leben und Treiben und die sorgloseste Fröhlichkeit in allen näher oder ferner an den Düppeler Schanzen im Sundewitt liegenden Quartieren der preußischen Soldaten. Wahr-

lich wer ein heiteres Lagerleben, eine tolle, jedoch stets die nun einmal für jedes kriegstüchtige Heer unumgänglich nothwendigen strengen Gesetze der Disciplin niemals überschreitende Fröhlichkeit der Soldaten kennen lernen wollte, der brauchte nicht die sonst in dieser Hinsicht bekannten französischen Kriegslager zu besuchen, denn er konnte bei den in Schleswig-Holstein stehenden preußischen Truppen ein Gleiches finden. Wir haben in Deutschland alle Elemente zu nicht allein muthigen und kriegstüchtigen, sondern auch lustigen Soldaten und wollte man im preußischen Heere eine Truppe gleich den französischen Zuaven bilden, so würden die Berliner Jungen die gleiche Rolle dabei spielen, wie die Pariser Gamins dies bei den Zuaven thun. Die frohe Stimmung und der Witz der preußischen Soldaten im Sundewitt zeigen sich auch in den verschiedenen komischen Benennungen, welche sie manchen Gebäuden und Ortschaften oder auch nur den ambulanten Marketenderwirthschaften beigelegt haben. An einem von den Kugeln des „Rolph-Krake" halb zerstörten Bauernhause prangt ein großes Schild auf dem mit riesigen Buchstaben geschrieben steht: „Hier können Familien mit Kindern sich ihren Kaffee gegen ein Billiges selbst kochen," eine gewöhnliche Inschrift der Berliner Kaffeehausgärten unteren Ranges, eine andere augenblicklich von einem Marketender errichtete Bretterbude, in der Schnaps, Knackwürste und derartige Lebensmittel verkauft werden, welche in der Nähe einer Möserbatterie angelegt ist,

wird von den Soldaten „Zum stillen Vergnügen" genannt, eine sehr schmutzige, kaum mit dem Nothdürftigsten versehene, auch schon halb zerstörte Dorfschenke hat den stolzen Titel „Der große Jagos" (bekannte vornehme Berliner Restauration) erhalten, eine andere Schnapswirthschaft heißt zum „Vater Rhein", dann sind Orte „Zum Paradiese" und „Was das Herz nur wünscht und der Magen begehrt" und wie diese und ähnliche Inschriften noch weiter heißen mögen, jetzt im Sundewitt zu finden. Man sieht, die Spuren des Soldatenwitzes und Soldatenhumors zeigen sich jetzt überall. Auch lustige und ernste Kriegslieder entstehen bei den Truppen in Menge und fast jedes Regiment hat seinen besonderen Feldpoeten, dessen Lieder, wenn sie dem Geschmack seiner Kameraden zusagen, gar bald von zahlreichen Sängerchören gesungen werden. So hat besonders auch ein im 60. Linienregiment augenblicklich dienender Volksschullehrer aus Berlin mehrere selbst höhere Ansprüche befriedigende Lieder gedichtet, die von allen Truppen vielfach gesungen werden und gewiß noch nach Jahrzehnten in den Regimentern, welche jetzt diesen Feldzug in Schleswig-Holstein mitmachen, verbleiben. Eine reiche Sammlung von komischen Anecdoten, humoristischen Einfällen und witzigen Bemerkungen läuft dabei in allen Regimentern von Mund zu Munde, und besonders gute derartige Erzählungen gehen mitunter durch das ganze Korps und werden von Officieren wie Soldaten gleichmäßig belacht.

So fehlt es den Truppen nicht an den verschiedensten Mitteln, sich die Langeweile der schlechten, überfüllten Quartiere zu verscheuchen, und was die Soldaten zu diesem Zwecke nur irgendwie ersinnen können, wird gewiß von ihnen auf das Aeußerste benützt. Fast jede Kompagnie, Batterie oder Schwadron hat außerdem ein Paar privilegirte Spaßmacher und Haupterzähler, deren lustigen Späße oder launig vorgetragenen Geschichten oft sogar auch lange, rührsame Ritter- und Räubergeschichten, oder grausige Spukerzählungen, oder anmuthige Volksmährchen, auf den Märschen oder bei den Bivouaksfeuern, bei schlechtem Wetter auch in den Ställen und Scheuern, die als Quartiere dienen, mit lauter Stimme vorgetragen und von einem zahlreichen Kreis uniformirter Zuhörer andächtig vernommen werden. Der Lohn dieser privilegirten Spaßmacher und Erzähler besteht in mancher Extrapfeife Tabak oder Cigarre und manchem langen Schluck aus der dargereichten Feldflasche der Kameraden. Von den Officieren werden natürlich alle dergleichen Späße und Belustigungen auf jegliche Weise zu begünstigen gesucht, da sie viel dazu beitragen, die Soldaten bei froher Laune und dadurch wieder bei guter Gesundheit zu erhalten.

Plötzlich jedoch kommt eine Nachricht, welche alle die verschiedenen friedlichen Beschäftigungen und Belustigungen der Soldaten, welche wir hier zu schildern versuchten, wie mit einem Zauberschlag unterbricht. Die Köche werfen ihr Kochgeschirr, die Schreiber ihre Federn und

Papierbogen eiligst bei Seite, die Schuster und Schneider springen in möglichster Schnelligkeit auf, der Tanzbär entpuppt sich mit einer Geschwindigkeit, wie solche auf dem besten Theater nicht größer sein kann, in einen stämmigen Musketier, der wie ein Pfeil so schnell in sein Quartier schießt um Wehr und Waffen zu ergreifen, und der Erzähler bricht mitten in der spannendsten Schilderung oder bei dem drolligsten Witze plötzlich ab. Auf schaumbedecktem Rosse ist ein Adjutant angesprengt um dem Bataillonskommandeur die Nachricht zu bringen, das Bataillon möge augenblicklich antreten und dann in schleunigster Eile nach dem und dem Punkte hinmarschiren um dort die weiteren Befehle zu erwarten. Schon die Erscheinung des Adjutanten, sein schäumendes Roß, die Hast, mit welcher er nach dem Major fragt, verkünden den Soldaten den Zweck seiner Ankunft. Ohne nur auf die Allarmtrommel zu warten, eilen sie sich zu rüsten, und kaum haben die Tambour auf ihren Trommeln das Allarmsignal gewirbelt, so stehen die Kompagnien schon aufmarschirt da. Die größtmöglichste Schnelligkeit in Allem ist im Kriege mit ein Haupterforderniß eines guten Soldaten, dies haben die preußischen Truppen in diesem Feldzuge schon gelernt, und der Ehrgeiz der einzelnen Leute ist so groß, daß fast ein Jeder sich bestrebt, der Kompagnie, der er angehört, einen besonders guten Ruf hinsichtlich ihrer Kriegstüchtigkeit zu verschaffen. So muß es auch in jeder ehrliebenden Truppe, wie zum Heile von ganz

Deutschland die preußische Armee dies in so ausgezeichneter Weise ist, sein, denn die Befehle und Anordnungen der Officiere, so wichtig sie auch immerhin sind, können es allein nicht schaffen, der eigene Eifer der Soldaten selbst muß das Beste hiebei thun.

Im Frieden wird in jeder gut disciplinirten Armee mit vollem Rechte sehr strenge auf Reinlichkeit und Ordnung in der Kleidung und Haltung der Soldaten gesehen, denn eine Truppe, die in der Friedensgarnison schon verlottert aussieht, würde im Felde gar bald eine ungeordnete, zu Nichts zu gebrauchende Schwefelbande werden. Bei einer plötzlichen Allarmirung, dem Feinde gegenüber, fällt natürlich jede strenge Musterung wie vor einer Friedensparade fort, gänzlich fort, denn abgesehen von allem Anderen hat man schon keine Zeit dazu um eine solche anzustellen. Ob der Waffenrock offen oder zugeknöpft, die Hose hoch in die Stiefelschäfte gesteckt, der Hals durch ein buntes Tuch besser geschützt ist, auf alle solche Kleinigkeiten kommt es jetzt weiter nicht viel an, wenn nur das Gewehr gut in Ordnung und die Munition vorräthig ist. In der größten Schnelligkeit sehen die Unterofficiere ihre Korporalschaften nach, und kaum einige Minuten sind vergangen, da steht das Bataillon schon vollständig zum Abmarsch bereit aufmarschirt da. Der Major und sein Adjutant, hoch zu Roß, setzen sich an die Spitze, die Kommandoworte ertönen, in gut geübter Schnelligkeit, gleich einer riesigen Maschine, geschehen die befohlenen Bewegungen, die

Trommler schlagen an, und im Geschwindschritt geht es vorwärts.

Schon tönen dumpf einzelne Kanonenschüsse aus der Ferne durch die klare Frühlingsluft. Wie aufmerksam lauschen die Soldaten diesen Klängen, wie stockt sogleich jedes laute Gespräch, oder der Gesang, den einzelne Rotten anstimmten, um besser darauf lauschen zu können. Immer lauter werden die Schüsse, immer kürzer die Zwischenräume, in denen sie aufeinander folgen. Unwillkührlich fast, und ohne daß die Befehle dazu nöthig sind, beschleunigen die Soldaten von selbst ihre Schritte, so gewaltig treibt sie die Ungeduld dazu, ja nicht zu spät zu kommen, um noch rechtzeitig in das Gefecht mit eingreifen und ihren Kameraden schleunigst zur Hülfe kommen zu können. Jetzt knattern auch schon einzelne Flintenschüsse, und man kann die scharfen Klänge der preußischen Zündnadelgewehre von den dumpferen der dänischen Musketen deutlich unterscheiden. Das Gefecht da vornen gegen die Schanzen zu scheint sich jetzt schon vollständig entwickelt zu haben, und wie von selbst brechen die Soldaten in ein lautes freudiges Hurrahgerufe aus. — Mit stolzem Lächeln wendet sich der Major auf seinem Rosse nach der muthigen Schaar um und seine sonst männlich-ernsten Züge erhalten dabei einen frohen Ausdruck. Er kann auch schon mit Recht sich stolz fühlen, der Führer einer so tapferen Schaar zu sein, denn ein Bataillon, das bei der gewissen Aussicht, bald in ein blutiges Gefecht zu kommen, aus freiem Antrieb

in ein freudiges Hurrah ausbricht, wird sicherlich Tüchtiges leisten, und sich sowohl selbst wie auch seinem Führer Ruhm und Ehre erwerben. Jetzt ist eine kleine Anhöhe im Geschwindschritt erstiegen. Eine weite Aussicht auf den Alsener Sund, und hinter ihm auf die Insel Alsen, und auf der anderen Seite auf die mächtigen Höhen der Düppeler Schanzen eröffnet sich von hier aus den Soldaten. Es ist im Frieden und im Frühling eine reiche, schöne Aussicht, die man hier genießt; jetzt aber geht deren Reiz den Soldaten freilich gänzlich verloren, denn gar andere Gegenstände fesseln im höchsten Grade ihre Aufmerksamkeit. Auf dem Alsener Sunde fährt mit voller Maschinenkraft das dänische Panzerschiff der „Rolph-Krake" umher und tauscht eifrig gut gemeinte Schüsse mit einer preußischen Strandbatterie aus. Wie eine breite, lange dunkle Schildkröte schwimmt dieser Rolph-Krake, von den Soldaten „Rudolph Arrak" genannt, auf dem Wasser umher. Kaum zwei Fuß hoch ragen seine Eisenwände aus den blauen Fluthen hervor, so tief hat er sich während des Gefechtes durch in seinen Raum eingelassenes Wasser sinken lassen, um den Geschützen der Batterie ein möglichst geringes Zielobject darzubieten. Aus seinem kurzen dicken Rauchfangrohr steigt eine mächtige schwarze Rauchwolke in die Luft, während aus dem niederen mit Eisenschienen dickgepanzerten Thurme auf seiner Mitte bisweilen die feurigen Blitze der Kanonenschüsse hervorsprühen. Die meisten Kugeln aus seinen Geschützen treffen die Batterie

nicht, sondern gehen in hohem Bogen weit über sie hinweg, tiefe Löcher in die grauen Saatfelder, in welche sie hineinfahren, aufwühlend. Mit schnellem Feuer antwortet die preußische Batterie, und ist mitunter ganz in eine graue Rauchwolke gehüllt, bis ein Windstoß den über ihr schwebenden Pulverdampf wieder mehr zertheilte. Viele preußische Kugeln schlagen nutzlos in das Meer. Es sieht hübsch aus, wenn eine Kugel aus einem gezogenen Geschütz auf das Wasser aufschlägt, und dann förmlich eine kleine Fontaine aufspritzend, wieder ricochettirt und noch eine ganze Reihe immer kürzer und kürzer werdende Sprünge macht, bis sie endlich, gänzlich matt geworden, in die unergründliche Tiefe hinabsinkt. Obgleich ein so niederes, unaufhörlich bewegliches Ziel, wie der Rolph-Krake ist, sehr schwer getroffen werden kann, so finden die Kugeln aus dem, von sehr geschickten Artilleristen bedienten, unübertrefflichen gezogenen Geschützen der preußischen Batterie, doch häufig ihr Ziel. Es dröhnt zwar weit durch die Luft, wenn so eine Kugel aus dem gezogenen Geschütz mit gewaltigem Schlag die Eisenplatten des Panzerschiffes trifft und dann zurückprallend wieder in das Meer fällt. Zu dick sind die schweren Eisenmassen des Rolph-Krake, als daß die Kugeln der meisten Geschütze hindurchzudringen vermögen, und erst bei dem Sturm auf die Düppeler Schanzen am 18. April, gelingt es einigen Granatschüssen aus den vierundzwanzig-Pfündern, einzelne Platten zu zersprengen und an zwanzig

Mann im Innern dieses eisernen Ungethüms zu tödten oder zu verwunden.

Während eine preußische Strandbatterie sich sehr lebhaft mit diesem Rolph-Krake herumschießt, ohne daß beide Gegner sich eigentlich besonders vielen Schaden zuzufügen vermögen, hat sich vor den Schanzen schon ein lebhaftes Infanteriegefecht entsponnen. Die preußischen Vorposten geriethen zuerst mit ihren Feinden in ein kleines Scharmützel und da die Dänen schnell mehrere Bataillone aus den Schanzen führten, um die Preußen wo möglich immer weiter zurückzudrängen, so gewann allmählig dies Gefecht immer mehr an Ausdehnung und Stärke, obgleich es sich im Wesentlichen bisher noch auf ein gegenseitiges Geplänkel der Tirailleurketten beschränkte. Hinter den Hecken, Gräbenrändern, einzelnen Baumstämmen, kleinen Steinhaufen, Erdhügeln, kurz überall, wo sie nur die mindeste Deckung zu finden hoffen können, haben sich die tiraillirenden Soldaten versteckt und ihre Schüsse blitzen dahinter hervor, ohne daß man die Schützen selbst oft nur sehen kann. Der hier commandirende preußische Brigadegeneral hatte bisher nur so viel Mannschaft, daß er das Gefecht nur hinzuhalten, nicht aber die Dänen wieder hinter ihre Wälle zurückzutreiben vermochte; jetzt aber, da er Verstärkung erhalten hat, faßt er den Entschluß, sogleich zur Offensive überzugehen. Ein im vollen Laufe seines Rosses quer durch die Felder und über Gräben und Hecken hinwegsprengender Brigadeadjutant bringt dem so

eben auf der Kuppe des Hügels angelangten frischen Bataillon den Befehl, sogleich mit in das Gefecht einzugreifen. Zwei Kompagnien sollen sich ebenfalls in Tirailleursketten auflösen und eiligst vorangehen, die beiden andern aber geschlossen bleiben und als Reserve langsamer nachrücken. Die beiden Flügelkompagnien werden von dem Bataillonscommandeur nun zur Tirailleurskette bestimmt. Mit freudigem Hurrah empfangen die Soldaten dieser beiden Kompagnien solch' willkommenen Befehl, und werden von ihren Kameraden in den zurückbleibenden Kompagnien nicht wenig deshalb beneidet. Im Laufschritt geht es nun noch einige hundert Schritte vorwärts, dann beginnen sich die Tirailleursketten zu formiren. In unübertrefflicher Ordnung und Regelmäßigkeit, ganz wie auf dem Exercierplatz der Friedensgarnison, geschieht dies Tirailliren, und man sieht es den einzelnen Soldaten an der Sicherheit und Schnelligkeit aller ihrer Bewegungen an, wie gut sich die strenge Schule des Dienstes, in welcher sie erzogen wurden, bei ihnen bewährt. Das viele Exercieren und die stete sorgfältige Ausbildung der Soldaten, wodurch sich die preußische Armee so rühmlichst auszeichnet, hat in diesem ganzen bisherigen Schleswig-Holsteinischen Feldzuge bei jeder Gelegenheit schon die besten Früchte getragen und mit den verhältnißmäßig geringsten Opfern sind die größten Erfolge erzielt worden.

Das preußische Zündnadelgewehr hat sehr viele überaus vortreffliche Eigenschaften. Doch verleitet das schnelle

Schießen damit die Soldaten leicht zu einem zu hastigen Feuern aus weiter Entfernung, und es muß daher die stete Sorge der die Tirailleursketten commandirenden Officiere sein, ihre Mannschaft hieran zu verhindern. So haben denn auch jetzt die Officiere aufmerksam darauf zu machen, daß die einzelnen Soldaten nicht schon zu schnell zu schießen anfangen, und häufig hört man die lauten Rufe: „Noch nicht schießen, Ihr Leute!“ oder „Wartet mit dem Schießen, bis wir den Dänen näher gerückt sind und ihnen dann unsere blauen Bohnen desto besser zwischen die Rippen schicken können,“ und was derartige Ausrufungen mehr sind.

Jetzt fangen aber schon einzelne dänische Spitzkugeln an, den vorrückenden preußischen Tirailleurs über die Köpfe zu pfeifen. Es ist ein ganz eigenthümliches, die Nerven unangenehm berührendes Geräusch, was eine Kugel und gar eine Spitzkugel macht, die einem dicht über dem Kopfe oder nahe dem Ohre vorbeifährt. In der Sekunde, wo man dies zischende Gepfeife hört, ist die Kugel auch schon vorbei und kann einen selbst nicht mehr verletzen und doch fühlt man die Neigung, unwillkührlich sich mit dem Kopfe zu bücken oder wegzudrehen und nur eine längere Gewöhnung läßt den Soldaten zuletzt ganz gleichgültig bei solchem Gepfeife bleiben.

Jetzt erschallt das Signal, die Tirailleurskette solle vorläufig nicht weiter vorgehen, sondern Deckung nehmen und auch ihrerseits das Gefecht beginnen.

„Na nu geht der Tanz an, wahre Dich, Hahnemann,

daß er nicht zu heiß für Dich wird," spottet ein Musketier, sein Zündnadelgewehr abfeuernd. Plötzlich trifft eine dänische Kugel den Pfeifenstummel, aus dem er, mitten im Gefecht, gemüthlich fortraucht, und reißt solchen mit derbem Ruck ihm aus dem Munde. „Na nu, wat soll denn dat, kostet mich der Pfeifenkopf mit dem schönen bunten Frauenzimmer, was darauf gemalt ist, meine baaren fünf Silbergroschen, und ist nu ganz kaput; warte, verfluchter Hahnemann, dat sollst Du mir bezahlen," ruft der ergrimmte Soldat, seine ganz zersplitterte Pfeife betrachtend, ladet dann schnell sein Gewehr wieder, zielt langsam und bedächtig und streckt durch seinen Schuß den ihm gegenüberstehenden dänischen Tirailleur — wahrscheinlich derselbe, der ihm seine Pfeife zerschoß — zu Boden. „Siehst Du, Hahnemann, dat Brüüden (Necken) geiht um, und wer zuletzt lacht, lacht am Besten; Du schoßst mir nur durch den Pfeifenkopf, ich aber schoß Dir durch deinen eigenen Kopf," schmunzelt jetzt, über diesen guten Treffer sich freuend, der Soldat, ein recht stämmiger Altmärker. In dem Augenblick traf eine dänische Kugel einen anderen Soldaten in die Backe und riß ihm ein Stück Fleisch daraus fort, so daß sein Gesicht sogleich dick anschwoll. „Gehen Sie aus der Tirailleurskette fort und zum Verbandplatz und lassen sich dort verbinden," rief der zunächst stehende Officier dem Verwundeten zu, dem inzwischen ein Kamerad sein Schnupftuch als Compresse auf die Wunde gelegt und ein dickes Halstuch darüber gebunden hat. „Deshalb

noch lange nicht, Herr Lieutenant, zwar sprechen kann ich schlecht, aber das thut auch hier nicht nöthig, wenn ich man schießen kann, und das geht noch," antwortet der Verwundete mit undeutlicher Stimme aus dem dicken Tuch hervor, und fängt inzwischen ruhig an, sein Gewehr wieder zu laden und seinen früheren Platz in der Tirailleurskette wieder einzunehmen. Eine dänische Kugel traf inzwischen einen anderen Soldaten mitten in seine Patrontasche, die er vor sich auf den Bauch geschoben hatte. „Danke, Hahnemann, ich brauche Deine Kugeln nicht, unser König gibt uns schon so Munition genug. Ich werde Dir wieder eine davon zurückschicken," lachte dieser.

In dem Augenblick stürzte ein anderer Musketier, gerade durch den Kopf getroffen, sogleich todt zu Boden. „Warte Du verfluchter Däne, mir meinen guten Kameraden so mir nichts, dir nichts zu erschießen. Wenn Du aber glaubst, daß seine Patronen jetzt ungenützt umkommen sollen, so bist Du verdammt auf dem Holzwege," ruft ergrimmt ein danebenstehender Signalhornist, springt vor, ergreift das Gewehr und die Patrontasche des Getödteten und fängt nun ruhig statt seiner zu feuern an. Das Glück begünstigt ihn, und seine Kugeln treffen wirklich einige Dänen, ohne daß er selbst nur im Mindesten verwundet wird.

So geht das Tirailleurgefecht hier noch längere Zeit fort. Die preußischen Soldaten, von denen zwar manche schon mehr oder minder gefährliche Wunden erhalten haben, einige auch todt zusammengestürzt sind, fahren

trotzdem ruhig fort, ihre Witze in so heiterer Gemüthlichkeit, als wäre das Ganze nur ein bloßes Exercier-manöver mit Platzpatronen, zu machen.

Jetzt fängt eine vorgeschobene dänische Feldbatterie an, die Tirailleurskette mit Granaten zu beschießen, in der vergeblichen Hoffnung, sie dadurch zum Weichen zu bringen. Krachend und prasselnd, und viele Aeste und Zweige fortreißend, fahren die Kugeln in die Hecken und Büsche und die Bäume des dahinter befindlichen Dorfgartens.

„Na nu, dat wird doch schon zu toll und zu arg, schüttelt der Hahnemann schon jetzt die Bäume so stark, daß alle Aeste abbrechen, und wachsen doch noch gar keine Pflaumen daran, mich soll mal wundern, wie er das später zur Herbstzeit machen wird," ruft ein Soldat, als so eben ein voller Granatschuß dicht hinter ihm in einen Obstbaum prasselt, daß die Aeste und Zweige davon weit umherfliegen.

„O Hahnemann, o Hahnemann,
So sieh' doch Deine Schanzen an,
Denn vier Kanonen sind entzwee,
Die andern bringen wir an die Spree"

deklamirt plötzlich mit lauter Stimme Einer der bekannten Spaßmacher der Kompagnie, und macht dabei so komische Capriolen, daß alle Kameraden mitten im heftigsten Gefecht laut darüber zu lachen anfangen.

„Zur Gesundheit, Herr Hahnemann," ruft er wieder,

indem er in tollkühner Verwegenheit sich oben auf dem Grabenbord, hinter dem die Tirailleure liegen, hinstellt und aus seiner Feldflasche einen Schluck nehmend, den Dänen ein tiefes Compliment macht.

Einer der dänischen Scharfschützen, über diesen Spott entrüstet, muß aber den Preußen besonders genau auf's Ziel genommen haben, denn plötzlich kracht ein Schuß, und von einer Kugel getroffen fliegt seine Mütze ihm weit vom Kopfe. Einen Augenblick scheint der Schreck den Uebermüthigen doch ergriffen zu haben, denn er macht einen gar jähen Sprung, um so bald als möglich wieder hinter den sicheren Grabenbord zu kommen. Das schallende Gelächter seiner Kameraden gibt ihm jedoch alsbald seine Fassung wieder; er fühlt, daß es für immer mit seinem Rufe vorbei sein würde, wenn er jetzt Schrecken und Bestürzung verrathe, und seine Mütze wieder ergreifend, springt er auf's Neue auf den Grabenbord und diese hoch in der Rechten schwenkend ruft er laut: „Fehlgeschossen, Hahnemann, war ja nur die Mütze und nicht der Kopf — was so ein ächter Berliner ist, läßt sich nicht verblüffen.“ Ein Beifallsgelächter seiner Kameraden belohnt ihn abermals für dies neue Bravourstückchen, und hievon befriedigt, springt er schnell wieder zurück und setzt sein Schießen fort. Eine dänische Granate trifft jetzt ein Strohdach des Dorfes Oster-Düppel, dessen erste Gebäude unweit von dieser Tirailleurskette liegen, und setzt es schnell in Brand. „Der Hahnemann muß auch das Manöverreglement nicht

kennen, daß in der Nähe von Strohdächern gar nicht geschossen werden darf. Mindestens vier Wochen Arrest bei Wasser und Brod gehören solch' dummen Kerls," ruft wieder ein Soldat. So geht unter beständigem Lachen und Witzeleien der preußischen Soldaten das Gefecht noch eine kleine Weile fort, bis endlich der hier commandirende Brigadegeneral es an der Zeit hält, die ganze Sache durch einen energischen Sturmangriff zu beendigen.

Hell durch all' das Geknatter der Flinten und das dumpfe Gedröhne der Kanonenschüsse erschallen die wohlbekannten Töne des Signals zum avanciren. Auch die geschlossene Reserve rückt unter Trommel- und Pfeifenklang jetzt im Sturmschritt vor. „Vorwärts — Kinder folgt mir!" ruft der die eine in der Tiralleurskette aufgelöste Kompagnie befehligende Hauptmann seinen Soldaten zu, und mit dem Degen winkend, springt er auf den Rand des Grabenbordes. Ein allgemeines Hurrah der muthigen Soldaten ertönt, und so schnell als möglich folgen diese mit gefällten Bajonetten ihren Officieren. Zwar treffen die Schüsse der Dänen noch Manche der jetzt ungedeckt vorstürmenden Preußen, und verwundet oder selbst auch todt stürzen Einzelne der Stürmenden zu Boden, allein die Anderen lassen sich dadurch in ihrem Siegeslauf nicht aufhalten. „Fall was fallen mag, zum Beklagen und Betrauern der Gefallenen ist später noch Zeit genug; jetzt gilt es vor Allem, das Siegesziel zu erreichen."

Solch' Sturmgerufe der Preußen hat einen gar unsanften Klang in den Ohren der Dänen. Sie feuern noch eilig und ohne sich zum sicheren Zielen Zeit zu lassen, ihre Gewehre ab, und ergreifen dann mit möglichster Schnelligkeit die Flucht, um ja recht bald hinter ihren Schanzen vor jeder weiteren Verfolgung gesichert zu sein. Ein junger, schöner dänischer Officier, so recht eine nordische Heldengestalt, von riesenhaftem Gliederbau, wie solche besonders unter den höheren Ständen der dänischen Inseln gar nicht so selten vorkommen, ist über diese eilige Flucht seiner Soldaten entrüstet. Vergebens ist sein Rufen, daß sie Stand halten sollen, vergebens stellt er sich Mehreren der Laufenden selbst in den Weg, um sie aufzuhalten. Ein kleiner behender Freiwilliger, ein ächter Sohn der Stadt Berlin, ist der erste preußische Soldat, der in die Nähe dieses muthigen dänischen Officiers ankommt.

„Nehmen Sie Pardon und ergeben sich als Gefangenen, Herr Lieutenant," ruft er ihm mit vorgestrecktem Bajonnette zu. Ein wüthender Säbelhieb des Dänen, der das Bajonnett ganz krumm haut, ist die einzige Antwort auf diese Aufforderung. „Na, warte Danske, dat sollst Du bezahlen," ruft ein anderer, inzwischen angekommener Preuße, und ist im Begriff, sein Zündnadelgewehr aus größter Nähe auf den dänischen Officier abzufeuern. — „Laß es sein, Kamerad, so einen braven Officier dürfen wir nicht erschießen, sondern müssen ihn lebendig fangen," ruft der Freiwillige aus,

schnell das Gewehr seines Nebenmannes zur Seite schiebend. „Ich bin nicht umsonst Vorturner auf der Hasenhaide in Berlin gewesen. Paß auf, wie ich das mache," und mit katzenähnlicher Schnelligkeit und Gewandtheit springt er nach weggeworfener Flinte auf den Dänen zu, bückt sich in dem Augenblick, als dieser mit dem Säbel nach ihm haut, tief auf die Erde, so daß der Streich wirkungslos durch die Luft fährt, umklammert nun mit beiden Armen den Leib seines Gegners, stellt ihm mit vielgeübter Geschicklichkeit ein Bein und mit weitdröhnendem Fall stürzt der riesige Officier, ohne sich jedoch weiter dabei zu verletzen, zur Erde, und ist nun wehr- und waffenlos der Gewalt seines kleinen Gegners preisgegeben. „Ha, ha, ha, so machen es wir Berliner Turner; es geht doch nichts über die Turnerei," ruft in wohlberechtigter Siegesfreude der kleine Freiwillige stolz neben seinem besiegten Gegner stehend und dessen, bei dem Fall an die Erde gefallenen Säbel aufnehmend. Gutmüthig hilft er dann dem Gefangenen, der vom Fall noch etwas im Kopfe erschüttert zu sein scheint, so blaß und verwirrt sieht er aus, wieder auf die Füße und spricht gleichsam zur Entschuldigung: „Na nicht für ungut, Herr Lieutenant, daß ich Sie so hinplantzte. Sie sahen ja aber selbst, daß es nicht anders gehen wollte." Ohne ein Wort zu erwiedern, folgte der gefangene dänische Officier nun seinem Bezwinger.

Andere Dänen, die auf der Flucht noch von den Preußen eingeholt werden, lassen sich größtentheils leich-

ter gefangen nehmen. Manche werfen schon ihre Gewehre fort, so wie ihre Verfolger nur in die Nähe kommen, ja ein jütischer Soldat, ein Mensch mit einem unbeschreiblich stumpfen und dumpfen Gesichtsausdruck, wirft sich auf die Kniee, hebt jammernd und schreiend die Hände gegen die ihn umringenden preußischen Soldaten auf und scheint sie, in einer ihnen unverständlichen Sprache, dringend um etwas anzuflehen. Lachend schütteln die Sieger die Köpfe, denn sie verstehen die dänischen Worte des Jüten nicht, und können daher auf seine Bitten auch keine Antwort geben, bis ein gefangener Nordschleswiger ihnen verdolmetscht, der Jüte bitte flehentlich um sein Leben, da man ihm gesagt habe, daß die Preußen die üble Angewohnheit hätten, alle ihre Gefangenen zu schlachten und dann am Wachtfeuer gebraten als besonders gute Speise zu verzehren. Der ängstliche Jüte wird durch Hülfe des Nordschleswigers über sein ferneres Schicksal gänzlich beruhigt und ihm mitgetheilt, daß er von jetzt an in bequemer Gefangenschaft vor Hunger und Strapazen gesichert, und was ihm das Liebste zu sein scheint, auch vor allen preußischen Kugeln gesichert, seine nächste Zeit verdämmern kann, da nimmt sein bis dahin so ängstliches Gesicht einen sehr freudigen Ausdruck an. Und als nun gar ein Preuße ihm aus der vollen Feldflasche zutrinkt und ihm diese dann hinreicht, daß er mit einem guten Zug starken Branntweins sich von der überstandenen Angst wieder erholen möge, wie schmunzelt und feixt der kleine Kerl

da mit seinen dicken Plusterbacken, die vorhin vor Angst kreideweiß, jetzt schon wieder ihre volle Röthe bekommen haben, und wie lauft er vergnüglich neben dem ihn eskortirenden Soldaten her. Wie ein Pudel, der so eben seine tüchtigen Hiebe bekommen hat, und nun desto vergnüglicher um seinen Herrn herumspringt, sieht dieser gefangene Jüte aus.

Mehrere Südschleswiger, welche bisher gezwungen und ganz gegen ihren Willen im dänischen Heere dienen mußten, haben die günstige Gelegenheit dieses Gefechts auch dazu benutzt, um zu den preußischen Truppen überzugehen. Ihre Gewehre umdrehend und mit weißen Tüchern winkend, liefen sie den vorstürmenden preußischen Kolonnen entgegen und wurden von diesen sogleich als deutsche Brüder auf das Freundlichste aufgenommen und mit herzlichen Worten begrüßt.

Ungemein gutmüthig ist auch die Behandlung, welche die preußischen Krieger den gefangenen Dänen zu Theil werden lassen und man erkennt daraus so recht, wie sehr der Geist der Humanität in unserer jetzigen Zeit schon vorgeschritten ist, und dann wie viele gebildete Elemente die preußische Armee unter ihren Soldaten aller Grade und Waffengattungen besitzt. Nicht allein daß Mißhandlungen der Gefangenen, oder nur Plünderungen ihrer Torniſter, Taschen und sonstigen Habseligkeiten gar nicht mehr vorkommen, so werden sie außerdem auch sehr freundlich von den Siegern behandelt. Gar manchen Schluck Branntwein, oder Bissen Brod,

oder Taback für ihre Pfeife erhalten sie sogleich von den sie gefangen nehmenden oder eskortirenden Soldaten, und wenn auch die Unterhaltung zwischen den Inseldänen und Jüten und ihren Besiegern, den Preußen, wegen gegenseitiger Unkenntniß der Sprache nicht groß sein kann, so müssen freundliche Pantomimen das Beste thun. Einzelne dänische Worte haben übrigens auch die meisten preußischen Soldaten schon im Sundewitt gelernt, wie umgekehrt wieder viele Inselbewohner etwas Deutsch radebrechen oder wenigstens verstehen können.

Der Zweck des Gefechtes, die dänischen Vorposten wieder hinter ihre Schanzen zurückzuwerfen und weiteres Terrain vor diesen, um darauf neue Batterien anzulegen, zu erobern, scheint dem preußischen General, der das Ganze mit eben so viel Umsicht wie Geschick leitete, jetzt erreicht zu sein. Ein weiteres Vordringen würde die Truppen nur in das Bereich des Geschützfeuers aus den Batterien auf den Düppeler Schanzen bringen und nutzlos Opfer erfordern, ohne daß dadurch viel erreicht werden könnte. Die preußische Kriegsführung charakterisirt sich aber in diesem Feldzuge dadurch auf das Vortheilhafteste, daß sie so lange, als es möglich ist, sehr vorsichtig und behutsam zu Werke geht und alle nutzlose Aufopferung von Soldaten, bloß um Bravourstücke dadurch zu machen, zu vermeiden sucht, dann aber, in wahrhaft entscheidenden Augenblicken, wenn es wirklich darauf ankommt, und jede weitere Schonung eine strafbare Schwäche sein würde, auch desto rücksichtsloser

darauf geht, hiezu aber stets den richtigen Augenblick auszusuchen versteht. So ward besonders auch die Belagerung der Düppeler Schanzen mit ebenso viel Umsicht wie Vorsicht betrieben, bis dann, als Alles hinlänglich dazu vorbereitet schien, der Sturm am 18. April mit rücksichtslosem Muthe unternommen, und wie bekannt, auch glorreich beendet wurde.

Die Signale zum Haltmachen ertönen und werden sogleich von den verschiedenen Signalisten der einzelnen im Gefecht begriffenen Truppentheile nachgeblasen. Gar manche Soldaten, die in überaus eifriger Verfolgung begriffen sind, und deren Kampflust es am Liebsten wünschte, wenn wenigstens der Versuch gemacht würde, ohne Weiteres die fliehenden Dänen rücksichtslos zu verfolgen und wo möglich mit ihnen zugleich in die Schanzen einzudringen, werden ersichtlich unangenehm von diesen Signalen zum Haltmachen berührt. Selbst mancher derbe Soldatenfluch, manche unwillige Aeußerung, „daß weiß auch der Kukuk immer, wenn man im besten Verfolgen ist, und die Hahnemanns so recht in Trab gebracht hat, daß sie auskratzen, tutet dies verdammte Signal zum Haltmachen einem die Ohren voll," und „die Geschichte hat ein Ende" und andere derartige werden ziemlich laut von den allzu kampfeslustigen Soldaten ausgestoßen. Doch ob gern oder ungern vernommen, es bleibt sich am Ende ziemlich gleich, dem Signale muß sofort die schleunigste Folge geleistet werden, so verlangt es glücklicher Weise die streng gehandhabte Disciplin des preußi-

schen Heeres. Kaum wagt noch ein oder der andere Soldat sein eben angelegtes Gewehr abzufeuern, nachdem er diese Signale gehört, fast sogleich stockt die ganze Verfolgung und alle Soldaten machen auf den Plätzen, die sie eben einnahmen, halt, und suchen nur so schnell als möglich gegen die feindlichen Kugeln sich dort Deckung zu verschaffen.

Die Vorposten werden nun auf dem gewonnenen Terrain ausgestellt, während die Haupttruppe, die am Kampfe theilgenommen, wieder in ihr Quartier zurückkehrt. Es ist ein ungemein frohes Gefühl, welches stets alle Soldaten beseelt, wenn sie aus einem so eben siegreich beendeten Gefecht wieder zurückmarschiren. Fast unwillkührlich wird ihre Haltung stolzer, ihr Gang rascher, ihr Tritt fester, der Kopf erhebt sich zuversichtlicher, und ein kühnerer Ausdruck blitzt aus dem Auge eines Jeden. Hunger und Kälte, Ermüdung und alle sonstigen vielen Beschwerden, an denen das Leben eines Soldaten im Felde nur zu reich ist, werden in solchen Augenblicken gänzlich vergessen. Selbst ganz rohe oder dem Anschein nach ziemlich stumpfsinnige Menschen, von denen man eine solche Erhebung kaum erwarten sollte, werden davon ergriffen, und haben für eine kurze Dauer wenigstens, ihre Natur ganz ungemein verändert. Und wie hell und jubelnd dringen die Töne der frohen Lieder, welche die zurückmarschirenden Truppen singen, in den klaren Frühlingshimmel hinein, welche Scherze und

Späße laufen in ihren Reihen von Mund zu Mund und werden oft von lautem Gelächter belohnt.

Und doch mischt sich auch in diese allgemeine Siegesfreude wieder der Schmerz über den Verlust manches braven Kameraden, der verwundet oder gar getödtet sein Blut auf dem Felde der Ehre, für Preußens Waffenruhm und die Rettung des bedrängten Schleswig-Holsteins vom dänischen Joche, vergoß. Die Lazarethein-richtungen bei den in diesem Feldzuge kämpfenden preußischen Truppen sind in jeder Hinsicht so vortrefflich, wie wir solche bei keinem anderen Heere der Welt, so viele verschiedene wir auch bisher in früheren Kriegen zu beobachten Gelegenheit hatten, gefunden haben. Während noch die Truppen im Feuer standen, folgten ihnen die Abtheilungen der sehr zweckmäßig organisirten Krankenwärterkompagnien um die Verwundeten theils am Arme zurückzugeleiten, oder wenn sie schon zu schwach hiezu sind, auf bequem eingerichteten Bahren zurückzutragen. Bis mitten in den feindlichen Kugelregen hinein wagen sich die Soldaten dieser Abtheilungen, und Mancher von ihnen empfing bei der Ausübung seines menschenfreundlichen Berufes schon selbst schmerzliche Wunden oder gar den Tod. Ebenso wurden in diesem Feldzuge auch bereits schon mehrere preußische Militärärzte verwundet, da sie ihr Eifer, den Verwundeten sogleich die rettende Hülfe zu bringen, oft bis auf die gefährlichsten Stellen des Kampfplatzes führte. Es wird überhaupt wohl nur wenige Lebensstellungen für einen

Menschen geben, welche eine so stete Selbstverläugnung, eine so unausgesetzte Aufopferung und eine so gänzliche Nichtachtung von Gefahren aller Art erfordert, als die eines Militärarztes im Felde, wenn er seinen edlen Beruf mit voller Pflichttreue ausfüllen will. Bei Tag und Nacht fast hat er keinen Augenblick Ruhe noch Rast, im Gefechte selbst muß er, gleich dem Officier, sich schutzlos den feindlichen Geschoßen preisgeben, und wenn nach beendetem Kampfe alle Uebrigen mit verdoppeltem Behagen sich der wohlverdienten Ruhe hingeben, beginnt für ihn erst so recht eine lange Reihe von neuen Arbeiten und Beschwerden. Und welche Scenen des Grausens und Schreckens muß er oft erleben, welch' erschütternden Auftritten, die schon feste Nerven erfordern, mit ruhiger Kaltblütigkeit beiwohnen, welche die Lungen vergiftende und das Lebensmark aufzehrende Luft in den oft nur zu überfüllten Lazarethen Tage hindurch einathmen. Ruhm und Ehre sei daher allen den wackeren Aerzten, welche in diesem Feldzuge auch wieder auf's Neue ihre Trefflichkeit bethätigten und ihrem Stande so großes Ansehen verschafften. Der Dank von Hunderten braver Soldaten, welche ihren aufopfernden Bemühungen, nächst Gott, fast allein Leben und Wiedergenesung von ihren schweren Wunden verdankten, ist der schönste Lohn für diese braven Männer.

Auf dem Verbandplatz, auf welchem mehrere Aerzte bereits in voller Thätigkeit sind, sieht es schaurig aus

und wie von selbst stockt der Gesang wie die frohe Unterhaltung bei den Truppen, als sie in dessen Nähe vorübermarschiren. Auf langen Tischen, die man durch einige auf Holzblöcke aufgelegte, ausgehobene Scheunenthore schnell bildete, werden manche Verwundete, bei denen eine augenblickliche Amputation dringend geboten ist, sofort amputirt. Schmierige Wachstuchärmel über den Uniformsrock gezogen, eine schwarze Schürze, nur zu sehr schon von Menschenblut geröthet, bis hoch über die Brust gebunden, stehen mehrere Militärärzte höheren und niederen Grades umher. Die bluttriefenden Messer, Sägen, Lanzetten und andere in neuerer Zeit sehr vervollkommte Werkzeuge der Chirurgie, welche sie theils in den Händen halten, theils in der Nähe liegen haben, verrathen ihre Beschäftigungen. Schon viele Verwundete sind bereits von ihnen besorgt und dann in kleinen, sehr bequem eingerichteten Federwagen in die weiter zurückliegenden eigentlichen Feldlazarethe gefahren worden, aber immer neue Leidende werden herbeigebracht, denn das heutige Gefecht war sehr blutig und es kostete manche Opfer bis der hartnäckige Widerstand der Dänen endlich besiegt werden konnte.

Eben so verschieden wie die Wunden selbst sind auch die verwundeten Soldaten. Hier kommt ein junger Lieutenant am Arm seines treuen Burschen angehinkt, dem eine dänische Flintenkugel ein Loch in die Hüfte riß. Die Wunde ist zwar für den Augenblick sehr schmerzlich aber sonst weiter nicht gefährlich, und es

scheint den Verwundeten fast zu freuen, daß ihm dadurch Gelegenheit ward, sein Blut für die Ehre seines Regiments und den Waffenruhm des preußischen Heeres zu vergießen. Standhaft preßt er die Lippen zusammen damit ihm nicht etwa ein Schmerzenslaut entschlüpfe, und selbst als der Arzt mit der Sonde hineinfährt um die noch darin steckende feindliche Kugel herauszuziehen, zuckt er zwar mehrfach sehr schmerzlich zusammen, gibt aber trotzdem keinen Laut von sich. Sorgsam verbunden wird er in den Wagen gelegt und nächst dem herzlichsten Danke, den er dem Arzt für seine Bemühungen ausspricht, sind fast seine ersten Worte: „Aber nicht wahr, Herr Doctor, das versprechen Sie mir doch gewiß, daß mein Fuß bis zum Winter wieder ganz so gesund und stark wird, daß ich auf allen Bällen damit flott tanzen kann?“ Lachend verspricht es ihm der Arzt und sichtlich beruhigter scheidet der Officier von dannen. Der auf ihn Folgende hat eine weit schlimmere Wunde, denn ein Kartätschenschuß zerschmetterte ihm den rechten Arm, so daß eine Amputation bis zur Schulter für nothwendig befunden wird. Es ist ein eingezogener Reservist von einem brandenburgischen Regiment, der bisher mit Frau und Kind sich ärmlich aber redlich als Gärtner ernährte. Mehr als die Schmerzen seiner Wunde quälen den Armen die Sorgen um seine Zukunft und er jammert unaufhörlich, daß er später als ein einarmiger Krüppel seine Familie nicht mehr ernähren könne und an den Bettelstab kommen würde. Die tröstenden Worte

des Arztes, daß durch eine hinreichende Pension jedenfalls für ihn gesorgt werde, scheinen ihn endlich wenigstens wieder einigermaßen zu beruhigen; er wird chloroformirt und in diesem Zustande mit großer Schnelligkeit und Geschicklichkeit amputirt. Ein junger, munterer, einjähriger Freiwilliger, der erst kürzlich den Studentenrock mit dem Waffenrock vertauschte, hat von einem dänischen Officier, den er nach tapferer Gegenwehr gefangen nahm, einen tüchtigen Säbelhieb über die Stirn erhalten. Es ist nicht die erste Narbe, die sein frisches, munteres Gesicht aufzuweisen hat, denn auf dem Fechtboden und der Mensur holte er sich früher bereits einige gehörige Schmarren. Der ihn behandelnde Militärarzt scheint ein früherer Universitätsfreund von dem Freiwilligen gewesen zu sein, denn er nennt ihn noch Du und begrüßt ihn mit den Worten: „Na, alter Junge, nimm nur Dein Handwerkszeug und flicke mich gehörig wieder zusammen; Du siehst ich habe einen ordentlichen Schmiß bekommen und der Däne führte seine Klinge ebenso gut, als damals der lange Senior von den Vandalen mit dem Du Dich in Heidelberg paukteſt, als ich zuerst als Fuchs in unser Korps trat. Es ist doch hübsch, daß ich mir jetzt auch eine Narbe aus dem Kriege geholt habe und nicht bloß die Krähenfüße aus den Paukereien im Gesichte herumzutragen brauche. Ich hoffe, mein Alter freut sich hierüber so sehr, daß er auch meinen letzten in Halle noch zurückgelassenen Bären losbindet.“ Ein anderer Verwundeter liegt bereits in den

letzten Zügen als er nach dem Verbandplatz getragen wird. Sein Auge ist schon halb gebrochen, die Brust holt nur noch mühsam in langen Pausen Athem, und kalter Todesschweiß bedeckt die bleiche Stirne. Leise schüttelt er mit dem Kopfe als der Arzt seine Wunde untersuchen will und spricht mit schwacher Stimme: „Lassen Sie es nur sein — mit mir ist es vorbei — ich habe einen schönen Tod gefunden; nur meine arme, arme Mutter, die ich hülflos zurücklassen muß, betrübt mich.“ Noch ein tiefer Seufzer, die letzten Worte: „Ach meine Mutter,“ kommen leise aus den bleichen Lippen, dann tritt ein kurzes Todesröcheln ein, die Glieder strecken sich in gewaltsamer Zuckung noch krampfhaft und seine Seele ist diesem irdischen Leibe entflohen um zu einem ewigen besseren Jenseits emporzusteigen.

Doch nicht bloß blessirte preußische Krieger werden hier auf dem Verbandplatze von geschickten Aerzten mit der größten Sorgfalt verbunden, um dann in die eigentlichen Lazarethe weiter befördert zu werden, sondern auch mehreren verwundeten und gefangenen Dänen wird ganz die gleiche Behandlung zu Theil. So lange der Däne in Wehr und Waffen den Preußen gegenübersteht, ist er ihr Feind, den zu besiegen die größte Freude gewährt, ist er aber gefangen und gar dazu nach tapferer Gegenwehr noch verwundet, ein armer menschlicher Bruder, dem auf jegliche Weise zu helfen Allen für eine Ehrenpflicht gilt. Es ist wirklich oft rührend, mit welcher Gutmüthigkeit und Freundlichkeit die preußischen

Soldaten mitunter die verwundeten Dänen, welche in ihre Hände fallen, behandeln. Gleichsam als wollten sie es wieder gut zu machen suchen, daß ihre Waffen ihnen diese schmerzhaften Wunden schlugen, so ungemein freundlich behandeln sie dieselben. Sie schenken ihnen sogleich Taback und Cigarren, lassen die Durstigen oft die letzten Reste aus ihren Feldflaschen trinken, reichen den Lahmen die Arme zur Stütze und tragen die schwer Verwundeten mit einer Sorgfalt als wären es theure Familienangehörige und nicht besiegte Feinde.

Sehr verschieden ist das Benehmen der verwundeten und gefangenen Dänen, welche jetzt zu dem preußischen Verbandplatz gebracht werden. Hier der große, schlanke Mann mit rothblondem Haar, wie man solches unter den eigentlichen Inseldänen sehr häufig findet, blickt mit seinen blauen Augen auch jetzt noch kühn und herausfordernd auf die ihn umringenden Preußen. Seine Schulter wurde von einem kräftig geführten Bajonettstich durchstochen, und die Wunde muß sehr schmerzhaft sein, aber standhaft beherrscht er jedes schmerzliche Zucken um ja nicht den verhaßten Feinden das leiseste Zeichen einer etwaigen Schwäche zu zeigen. Er ist ein geborner Kopenhagener und von Jugend auf in fanatischem Hasse gegen alle Deutsche, die er als tief unter den Dänen stehende Menschen verachtet, erzogen. Wie drückt es jetzt seinen Stolz, sich in der Gefangenschaft dieser verachteten Deutschen zu befinden, und ungleich mehr als seine Wunde den Körper schmerzt dieser Gedanke seine

Seele. Schweigsam, ohne nur dabei zu zucken, läßt er sich verbinden, schweigsam, ohne nur mit einem Worte oder nur einer freundlichen Miene dem menschenfreundlichen Militärarzt für seine Bemühungen zu danken, entfernt er sich wieder von dem Verbandplatz. Was so ein rechter hartgesottener Inseldäne und nun gar ein Kopenhagener ist, würde sich lieber die Zunge ausreißen lassen, als daß er gegen einen Deutschen nur ein freundliches Wort spräche, so gewaltig ist der Nationaldünkel dieser Menschen jetzt aufgestachelt.

Ein zweiter dänischer Gefangener, der eine Fußwunde hat, zeigt ein sehr verschiedenes Benehmen. Es ist ein kleiner untersetzter Jüte mit einem etwas stumpfsinnigen Gesichtsausdruck, der auf seinen schweren Holzschuhen nur langsam einherhumpelt. Der Schmerz seiner Wunde läßt ihn laut jammern und klagen, und er beachtet nicht die heftigen Winke, ja selbst zornigen Drohworte, mit denen der Inseldäne ihm dies Zeichen der Schwäche, den Deutschen gegenüber, verweist. Und wie höflich ist er gegen Alle, wie demüthig zieht er seine schmierige Mütze von dem langen Strobelhaar, das wirr, und wohl seit Monden nicht mehr von Kamm und Bürste berührt, seinen plump geformten Kopf bedeckt, sobald nur ein preußischer Soldat sich ihm nähert. Und nun gar als der Arzt seine nicht gefährliche Wunde sorgsam verbunden und einen schmerzlindernden Balsam darauf gegossen hat, scheint seine Dankbarkeit gar keine

Grenzen zu kennen, und er versucht wiederholt dessen Hand zu küssen.

Einige verwundete und gefangene Schleswiger ertragen ihr hartes Schicksal mit vieler Würde und unterhalten sich ruhig mit den preußischen Soldaten. „Das Loch in meiner Seite thut weh, aber mehr noch schmerzt es mich, daß ich es auf Seite dieser Dänen und für eine ungerechte Sache kämpfend, erhalten mußte. Hätte ich es für meines Vaterlandes Befreiung empfangen, wie gerne wollte ich diese Schmerzen ertragen," spricht ein schon bejahrter dänischer Sergeant, seinem Dialecte nach aus der Stadt Schleswig gebürtig, zu einigen preußischen Soldaten und erzählt ihnen, er habe schon von 1848—50 in den Reihen des schleswig-holsteinischen Heeres gegen die Dänen gefochten, und damals bei des tapferen Hauptmanns von Beeren Kompagnie, der jetzt, wie er gehört, ein preußisches Gardebataillon kommandire, gestanden. Als im Jahr 1850 Schleswig-Holstein wieder auf Gnade und Ungnade den Dänen überliefert worden sei, habe man ihn zwangsweise auch in das dänische Heer gesteckt und da er später nicht mehr gewußt, wie er sich anders den Unterhalt verdienen solle, sei er im Dienst geblieben und jetzt theils durch die Sorge für Frau und Kind, theils auch weil eine Fahnenflucht im Felde seinem militärischen Gefühle widerstrebe, von einer Desertion zurückgehalten worden. Auch die anderen verwundeten und gefangenen Schleswiger sprechen sich im Wesentlichen ähnlich aus.

Während nun auf den Verbandplätzen die Aerzte in ihrer zwar blutigen und doch so wohlthätigen Beschäftigung mit unermüdlichem Eifer fortfahren und Verwundete der verschiedensten Art so weit verbinden, daß sie in den bequem eingerichteten Lazarethwägen weiter befördert werden können, verrichten andere Soldaten ein zwar stilleres, aber doch auch recht trauriges Geschäft. Mit Grabscheiten und Schaufeln versehen graben sie zwei tiefe Gräber, das eine für die preußischen, das andere für die dänischen Leichen der im Gefecht Gefallenen bestimmt, welche inzwischen auf dem Kampfplatz aufgehoben und hieher zusammengetragen wurden. Mit Brieftafel und Bleistiften in den Händen stehen einige Officiere und Bataillonsschreiber daneben, um wo möglich die Namen und Kompagnien der gefallenen preußischen Soldaten aufzunotiren, damit ihren Angehörigen baldigste Kunde von dem harten Verluste, welcher sie getroffen hat, zu Theil werde. Auch die Gelder, Uhren und sonstigen kleinen Habseligkeiten, welche bei den Gefallenen gefunden werden, nehmen diese Officiere in Verwahrung um solche an die Gerichte der heimathlichen Bezirke zur Aushändigung an die betreffenden Erben zu befördern. Alle Habseligkeiten, welche man bei den dänischen Leichen findet, werden ebenfalls von den Todtengräbern sorgfältig an die Officiere abgeliefert und von diesen, nebst einer Angabe der Regimentsnummer, welche der Todte an seiner Uniform trug, und einem kurzen Signalement seiner Person verzeichnet. Alles dies wird dann baldigst

durch einen Parlamentär an das dänische Oberkommando auf Alsen gesandt, damit solches die Erben der gefallenen dänischen Soldaten womöglich ermitteln und ihnen das Ihrige einhändigen könne. So sorgt die preußische Menschenfreundlichkeit und Gewissenhaftigkeit dafür, daß selbst die Angehörigen der gefallenen Feinde nicht um ihre Erbtheile kommen und von der Plünderung der gefallenen Leichen, wie solche sonst in jedem anderen Kriege so leicht geschieht, wird beim preußischen Heere niemals ein Fall vorkommen. Wie ganz anders wußten die englischen Soldaten, diese rohesten Kerle von Allen, welche irgendwo eine Uniform tragen, im Krimkriege zu hausen! So eine Beerdigung der gefallenen Kameraden ist ein gar trauriges Geschäft für die damit Beauftragten. Fast Jeder der Gebliebenen war dem Einen oder dem Anderen der Officiere, Schreiber oder Grabenden persönlich genauer bekannt gewesen, und sie wußten kleine nähere Züge von ihm zu erzählen, oder kannten seine Familienverhältnisse. Hier dieser schöne, kräftige Körper, in der Uniform eines Unterofficiers, war Familienvater gewesen, der mit Frau und sechs Kindern in der größten Aermlichkeit bisher gelebt hatte. Schon sollte er eine gute Civilversorgung bei der Eisenbahn erhalten, als plötzlich der Krieg ausbrach und er mit seinem Regimente marschiren mußte. Bei dem heutigen Gefechte kämpfte er mit unerschrockenem Muthe bis eine feindliche Kugel ihm die Brust durchbohrte

und seine armen Kinder zu unversorgten Waisen machte. Ein anderer noch sehr junger Soldat, dessen Körper so eben in die breite, tiefe Gruft gelegt wurde, war der einzige Sohn einer armen Wittwe, die Stütze und der Stab ihres hülflosen Alters gewesen, ein Dritter hatte sich kurz vor dem Ausmarsch mit einem hübschen Mädchen, das er schon lange liebte, verlobt, und sein Herz hatte mit der innigsten Liebe an der fernen Braut gehangen, so daß er, wie seine Kameraden jetzt erzählten, kaum die Stunde erwarten konnte, wo er durch die Feldpost Briefe von ihr erhielt. Selbst nach dem beschwerlichsten Marsche hatte er sich niemals Ruhe gegönnt, ohne wenigstens noch einige Zeilen an die innig Geliebte zu schreiben. Ihr Bild und eine lange, blonde Haarlocke von ihr, jetzt von seinem Herzblute geröthet, wurden in der Brusttasche seines Waffenrockes gefunden, und von dem beaufsichtigenden Officier sorgfältig aufbewahrt, um baldmöglichst mit der Anzeige seines Todes an die Adresse der Braut gesandt zu werden. Wie viele, oh wie unendlich viele Schmerzensthränen mögen diese Briefe der Feldpost, welche die Kunde der Todesfälle oder schwerere Verwundungen mittheilen, schon in allen Gegenden der preußischen Monarchie verbreitet haben. Die Leiche eines anderen Gefallenen wird von den Soldaten mit laut geäußerten Worten des Bedauerns in die Gruft gelegt. Er war mit der Haupterzähler und Sänger der ganzen Kompagnie, dessen lustige Witze und heitere Gesänge den Kameraden gar manche be-

schwerliche Märsche oder lange Bivouaksnächte verkürzen halfen. Jetzt ist dieser Mund, dem so viele Scherze entströmten, für immer verstummt, und die so keck und heiter in das Leben hinein blickenden Augen werden niemals sich wieder öffnen.

Ganz ungemein verschiedenartig ist das Aussehen der Leichen. Hier die Züge dieses Todten, dem eine Flintenkugel gerade das Herz durchbohrte, sehen so friedlich-sanft und schmerzlos aus, daß man fast glauben sollte nur ein tiefer Schlaf, nicht aber der Tod, halte ihn umfangen. Wie ganz anders aber ist der Ausdruck des neben ihn Gebetteten, dem ein bänisches Bajonett die Brust so tief durchbohrte, daß es darin stecken blieb und erst gewaltsam aus dem todten Körper wieder entfernt werden konnte. Ein grimmiger Schmerz hat seine Züge im letzten Augenblick noch verzerrt, die rechte Faust ist so krampfhaft fest geschlossen, daß sie gar nicht geöffnet werden konnte, und selbst im Sterben scheint der Todte noch von erbittertstem Haß gegen die Feinde erfüllt zu sein. Solch' verzerrte Züge wird man sehr häufig bei den durch sehr schmerzhafte Stiche Getödteten finden, während Alle, welche ihren Tod schnell durch eine das Herz treffende Kugel erhielten, gewöhnlich einen ruhigen und sanften Ausdruck zeigen. Einzelne Leichen sind durch schwere Geschützkugeln so zerrissen, daß sie nur fast noch aus blutigen Fetzen bestehen und mit aller Mühe oft sogar auch gar nicht mehr genau recognoscirt werden können. Manchen fehlt gänzlich der Kopf, Anderen

Arme oder Beine und noch Anderen sind Brust oder der Magen ganz auseinandergerissen, und der Körper ist fast in zwei Hälften getheilt. Es ist in der That oft ein sehr grausiges, schon starke Nerven erforderndes Geschäft, das die Soldaten zu verrichten haben, welche kommandirt wurden, die Leichen ihrer auf dem Schlachtfelde gefallenen Kameraden zu beerdigen.

Die zwei großen Gräber, das eine für die gefallenen Preußen, das andere für die gefallenen Dänen sind jetzt gefüllt und ein Erdhügel wölbt sich schon wieder darüber. Einige geschickte Zimmerleute unter den Soldaten haben inzwischen zwei hohe Grabkreuze aus weißen Brettern verfertigt. Das eine trägt mit schwarzen Buchstaben die Inschrift: „Hier ruhen die Körper von so und so viel tapferen preußischen Soldaten, welche in dem Gefecht am . . . . . für König und Vaterland den Heldentod fanden" und wird auf die Gruft der gefallenen Preußen befestigt. Die Inschrift des anderen Kreuzes, welches das Grab der Dänen schmückt, lautet: „Hier ruhen die Körper von 28 gefallenen dänischen Soldaten, welche muthig kämpfend in dem Gefecht von . . . . . auf dem Bette der Ehre starben." So ehrt der ritterliche Sinn der preußischen Soldaten die gefallenen Feinde, die treu ihrer Soldatenpflicht den Tod fanden, auch noch im Grabe.

Die Ehrensalve mit Flintenschüssen über den Gräbern, wie solche sonst den vor dem Feinde gefallenen Soldaten gebührt, wird bei diesem Begräbnisse unter-

lassen, weil durch die Schüsse sonst leicht die Vorposten unnütz allarmirt werden konnten. Schieden die Todten doch auch schon unter dem Donner der Kanonen aus dem Leben, wozu sollten nach ihrem Tode noch die Schüsse über ihr Grab erdröhnen.

Solche große Leichenhügel, welche gar manche tapfere preußische aber auch dänische Soldaten bedecken, hat das Sundewitt und gar die Gegend in der Nähe der Düppeler Schanzen schon gar manche aufzuweisen. Die leichten Holzkreuze mit diesen einfach rührenden Inschriften werden freilich bald verwittern, und da auch die Gräber selbst oft mitten auf den Feldern angelegt wurden, so wird auch in wenigen Jahren schon der Pflug des fleißigen Ackersmannes darüber gehen und aus der Asche der Gefallenen wird die grüne Saat gar üppige Nahrung erhalten, aber ihr Andenken wird lange in gar vielen Familien Preußens — aber auch Dänemarks — noch fortleben. So lange Preußens herrliches Kriegsheer besteht, und zum Wohle Deutschlands, was in ihm mit seine Hauptstütze gegen auswärtigen Uebermuth, wie freche revolutionäre Schwindelei findet, wird solches sich hoffentlich noch immer mehr verstärken, behält auch der Name „Düppel" seinen stolzen Klang, denn die todesmuthige Erstürmung der Düppeler Schanzen bildet eine überaus glänzende Seite in der an so vielen ruhmvollen Thaten gar reichen Geschichte der preußischen Armee.

Während die Todten zwar ohne Sarg und Grab-

gesang, aber mit der aufrichtigen Trauer treuer Kameraden bestattet sind, haben auch die Aerzte ihre blutige Thätigkeit auf den Verbandplätzen beendigt. Die letzten Wagen der Ambulance mit ihrer traurigen Last sind schon fortgefahren und auf dem Schlachtfelde, wo noch vor Kurzem so reges Leben herrschte, tritt wieder die frühere Stille ein. Schmetternd steigt die Lerche, welche inzwischen durch den Schlachtenlärm in ihre verborgensten Schlupfwinkel verscheucht war, wieder in den blauen Aether auf, und unbehindert durch den inzwischen wieder verschwundenen Pulverdampf fallen der Sonne goldene Strahlen auf die grünen, an vielen Stellen nur zu arg zertretenen Saaten. Müssen sie doch auch manche dunkle Flecken, die das geronnene Menschenblut gleich purpurnen Rosen auf grünem Grunde färbte, wieder hinwegtrocknen. Ermüdet von der letzten Anstrengung des Kampfes, wie von den beständigen Strapazen, denen sie seit Beginn des Feldzuges fast ununterbrochen ausgesetzt waren, stehen die ausgestellten Doppelposten jetzt auf ihre Gewehre gestützt. Fast wollen die schweren Augenlider ihnen vor Schlaf zusinken, aber das Gefühl der Pflicht, wie auch die Furcht vor der überaus strengen Strafe, welche mit Recht den Soldaten trifft, der sich im Felde auf Vorposten dem Schlafe ergibt, reißen sie stets gewaltsam wieder auf.

Von der Wachsamkeit dieser vorgeschobenen Posten hängt im Kriege oft das Wohl ganzer Truppentheile ab, und eine einzige, im Schlafe überfallene Schildwache hat

mitunter wohl schon verschuldet, daß Kompagnien und selbst Bataillone niedergemetzelt oder wenigstens gefangen genommen wurden. Es bestraft das strenge Kriegsrecht daher auch den Schlaf der Vorposten mit sofortiger Erschießung, obgleich in diesem Feldzuge weder bei den preußischen noch österreichischen Truppen ein Fall vorgekommen ist, daß ein Soldat wegen dieses Vergehens erschossen wurde.

Um sich zu ermuntern rauchen die meisten preußischen Vorposten ihre Pfeife Taback oder eine Cigarre und denken dabei freundlich der gütigen Geber in der Heimath, welche ihnen diese im Felde so überaus willkommenen Gaben in so reicher Menge zukommen ließen. Man glaubt es im bequemen Friedensleben oft kaum, welchen Genuß eine Pfeife Taback oder Cigarre dem Soldaten im Kriege gewähren kann. Die Langeweile der schlechten überfüllten Quartiere, die oft ungenügende Verpflegung, die Anstrengung eines, oh so langen Tages und des noch ungleich länger erscheinenden Nachtmarsches bei grundlosen Wegen und abscheulicher Witterung, dies und noch gar manches andere Ungemach lassen sich bei der dampfenden Pfeife ungleich leichter ertragen. Und gar auf den Vorposten bleibt der Soldat stets munterer und hält sich den Schlaf desto leichter aus den Augen, wenn er die blauen Ringeln des Tabackdampfes mit den Augen verfolgen kann. Manche preußische Vorposten suchen sich die Langeweile und die Ermüdung dadurch zu vertreiben, daß sie ein Liedlein summen oder

irgend eine beliebte Melodie leise zwischen den Zähnen pfeifen.

Noch Andere denken, das beste Mittel um munter zu bleiben und ja nicht von den Feinden überfallen zu werden, sei eine freundschaftliche Unterhaltung mit den ihnen in größter Nähe unmittelbar gegenüberstehenden dänischen Vorposten selbst. Fast in allen Kriegen kommt es vor, daß Truppen, welche sich längere Zeit auf Vorposten gegenüberstehen, eine Art Kameradschaft mit einander schließen, mitunter die Waffen ruhen lassen und in einen freundschaftlichen gegenseitigen Verkehr treten. Man wird des steten Geschießes und der unausgesetzten Ueberfallsversuche überdrüssig, und schließt mitunter einen stillschweigenden Vertrag sich nichts zu thun, sondern sich auf kurze Stunden in Fried' und Freundschaft zu besuchen. So geschah es denn auch häufig während dieses schleswig-holsteinischen Feldzuges bei den im Sundewitt sich einander gegenüberstehenden dänischen und preußischen Vorposten. Man winkte sich einander freundschaftlich, trank sich Gesundheit aus den Feldflaschen zu und trat dann, wurden diese Freundeszeichen von beiden Seiten erwiedert, unbesorgt vor einem etwaigen Verrath an einander heran. Manche Dänen konnten etwas deutsch verstehen oder selbst sprechen und wiederum hatten die preußischen Soldaten hin und wieder einzelne dänische Worte von ihren Quartierwirthen im Sundewitt erlernt. So kam denn eine Art Unterhaltung zu Stande, die freilich wohl etwas dürftig und gerade nicht viele Dinge

umfassend war. Mehr wie im Austausch der Worte bewegte sich dieser gegenseitige Verkehr der Vorposten im Tausch verschiedener nützlicher Gegenstände, wie solcher der Soldat im Felde bedarf. Zuerst ward die augenblickliche Freundschaft stets durch ein gegenseitiges Zutrinken aus den Feldflaschen eingeleitet, dann theilte der mit Cigarren gewöhnlich reichlich versehene Preuße seinem dänischen Kameraden einige Stück von seinem Vorrath mit und freute sich darüber mit welchem Ungeschick und doch wieder welcher Gier der Däne, der häufig noch niemals eine Cigarre geraucht hatte, diese in den Mund steckte. Einen sehr beliebten Artikel bei den Preußen bildeten hiegegen die starken, zweckmäßig geformten Feldflaschen der dänischen Soldaten, welche diesen entweder für Geld abgekauft, oder gegen andere Kleinigkeiten als Messer, Tabackspfeifen oder Tabacksbeutel umgetauscht wurden. Solche dänische Feldflaschen waren förmlich eine Art Modeartikel bei den viel auf Vorposten stehenden preußischen Soldaten.

So ging dieser freundschaftliche Verkehr oft mehrere Stunden ohne die mindeste Störung fort und wer diese so harmlos mit einander plaudernden, trinkenden und rauchenden Soldaten gesehen hätte, konnte kaum denken, daß dies erbitterte Feinde wären, die noch vor wenigen Stunden in heftigem Kampfe einander gegenüber gestanden hatten, und deren Waffen vielleicht am nächsten Morgen schon wieder Tod und Verderben sprühten. Trennten sich endlich diese sich in der Mitte ihrer Auf-

stellung auf gleichsam neutralem Terrain besuchenden Vorposten, so gab gewöhnlich der Preuße beim Abschied dem Dänen noch zuletzt ganz freundlich die Hand und sprach: „Na, Bruder Danske, morgen müssen wir noch weiter gegen die Schanzen vorrücken und Du mußt dann wieder zurück. Mach nicht vielen Widerstand, wenn wir Befehl bekommen vorzugehen, denn das hilft Dir doch nicht, und wir müssen Dich sonst am Ende todtschießen und das wäre schade, denn wenn Du auch ein Danske bist, so mag ich Dich sonst doch wohl leiden. Du mußt nun alle Tage mehr zurückgehen bis wir auf Alsen sind und Du erst wieder in Kopenhagen bist, das hilft nun einmal nicht, denn so hat es unser Prinz (Prinz Friedrich Carl) befohlen und was der befiehlt, geschieht auch unter allen Umständen.“ Kopfschüttelnd antwortete der dänische Soldat wohl mitunter: „Nicht Du nach Alsen und ich nicht nach Kopenhagen, sondern Du nach Berlin und ich wieder nach Altona, so soll es kommen.“ — „Oho — oho, Danske, das jinge wohl aber es jeht nicht. Nun, alter Junge, setz' Dir keine Raupen im Kopf, Ihr Hahnemanns kommt im Leben nicht wieder nach Schleswig-Holstein, dafür wollen wir Preußen schon sorgen. Na, adjes alter Junge, darum keene Feindschaft nicht,“ und lachend und trällernd verfügt sich der preußische Vorposten wieder nach seinem angewiesenen Platze, da er bald die Ablösung erwartet.

Die Sonne ist inzwischen schon im Untergehen begriffen und ihre letzten Strahlen röthen die klaren

Fluthen des Alsener Sundes und lassen die Fenster in dem Schlosse und den Häusern des unmittelbar da drüben am Strande liegenden Städtchens Sonderburg im goldenen Glanze erscheinen. Es ist wirklich ein wunderschönes Bild, was diese so friedlich im Abendsonnenschein ruhende Landschaft dem Auge des Beschauers, der sie von der Kuppe eines kleinen Hügels betrachtet, darbietet. Man sollte es bei diesem Anblick kaum glauben, daß Krieg und Verheerung hier schon so gewaltig ihre rauhen Spuren hinterlassen haben, wie dies der Fall ist. Und doch geschieht dies alsbald wieder. Einige feindliche Kanonenboote, die langsam in den Sund hineingedampft kamen, wollen es versuchen, ob sie bei der klaren, hellen Abendluft, welche ein richtiges Zielen so sehr erleichtert, den preußischen Strandbatterien, die der dänischen Flotte so überaus verhaßt sind, nicht ein paar Dutzend gutgemeinte Kugeln zusenden können. Ihr Feuer ist wirkungslos, und da die preußischen Geschütze ihnen doch zu lebhaft antworten, so finden es die Kanonenboote für angemessen, sich bald wieder in eine sichere Entfernung zurückzuziehen. Gleichsam zur Strafe für diese unnütze Belästigung und um den Dänen zu zeigen, daß die Stadt Sonderburg, welche zum Munitions- und Proviantmagazin der auf der Insel Alsen und in den Düppeler Schanzen liegenden Armee dient, ganz ihren Kanonen preisgegeben ist, feuert jetzt eine preußische Strandbatterie einige Geschoße gegen das Städtchen ab. Kaum zwei bis drei Schüsse sind ge-

fallen, da zuckt schon ein heller Feuerschein aus dem Dache eines ansehnlichen Hauses in Sonderburg und bald steht solches in vollen Flammen und die Gluth färbt purpurn den inzwischen schon völlig dunkel gewordenen nächtlichen Himmel und spiegelt sich ebenso wieder ab auf den Wellen des Meeres. Die preußische Batterie, die ihren Zweck erreichte, hört bald mit fernerem Schießen wieder auf, das Haus brennt allmählich zusammen, und kleiner und blasser wird der Feuerschein, so daß nach und nach wieder die frühere Ruhe und Stille eintritt. Freilich ist in diesem kurzen Zeitraum vielleicht das Glück und der Wohlstand einer friedlichen, fleißigen Familie auf lange Jahre hin vernichtet worden, und auf den Trümmern seiner Habe steht thränenden Auges der Besitzer des niedergebrannten Hauses, umgeben von seiner laut schluchzenden Familie. Das ist der Krieg, ein rauhes, hartes Gewerbe für den, der ihn führt, eine schwere Geißel Gottes für die Landschaft, die von ihm betroffen wird, und doch wieder ein nothwendiges Uebel für die Welt, welches so lange es Menschen und menschliche Leidenschaften und Einrichtungen gibt, nimmermehr verschwinden wird, ja nur verschwinden darf. Ein Volk, welches mehrere Generationen hindurch niemals mehr zu den Waffen gegriffen und seine volle Kraft im offenen, ehrlichen Kampfe erprobt hat, wird unausbleiblich der Ueppigkeit, Verweichlichung, Schwäche und dadurch allmählich seinem völligen Untergange verfallen; dies zeigt uns schon der Geschichte lehrreiches Buch, so weit wir

dessen älteste Spuren nur irgendwie noch mit einiger Sicherheit verfolgen können.

Leise rauschend spielen jetzt die Wellen der Ostsee an dem stillen Strand und das eigenthümlich tiefe Aufseufzen, welches das Meer mitunter bei fast völliger Ruhe ertönen läßt, dringt durch die schweigende Nacht. Auf sein treues Gewehr gelehnt steht ein junger preußischer Soldat hier auf dem Vorposten am äußersten Meeresufer um zu erspähen, ob die Dänen vielleicht auch eine kleine heimliche Landung und einen Ueberfall versuchen wollen, wie dies schon wiederholt in diesem Kriege vorgekommen ist. Mit zwar gedämpfter aber sonst wohltönender Stimme singt er das schöne Lied:

„Steh' ich in finsterer Mitternacht,
So einsam auf der stillen Wacht"

und seine Umgebung hier paßt ungleich besser zu diesem Texte, als wenn dies Lied von irgend einem kehlfertigen Bravourfänger in glänzend erleuchtetem Concertsaal mit voller Orchesterbegleitung vor einer wohlgeputzten Versammlung vorgetragen und dessen Gesang dann mit rauschendem Applaus belohnt wird.

Wo wohl das ferne Lieb, dessen Bild jetzt diesem jungen preußischen Krieger vor der Seele schwebt, während sein Auge scharf die dunkle Fläche des Meeres bewacht, verweilen mag? Vielleicht denkt jetzt im verschwiegenen Schlafkämmerlein eines stattlichen Landhauses an den Ufern des Rheins oder in einer wohlhäbigen

Bürgerwohnung, in Köln oder Aachen, eine schöne Maid an den Heißgeliebten ihres Herzens, der treu seiner Pflicht am baltischen Meere seine mitternächtliche Wache hält, und ein Paar rosige Lippen schließen sich nicht eher zum lächelnden Schlummer, ohne noch zuvor ein brünstiges Gebet zum Lenker aller Heerschaaren, ohne dessen Willen keine Kugel ihr Ziel trifft, gelispelt zu haben, daß er seine starke Hand schirmend über sein theures Leben ausbreite. Oder wo im schlesischen Gebirge die Edeltanne rauscht, oder in des Harzes Wäldern die ersten Knospen des Frühlings nur schüchtern noch zu treiben beginnen, oder an Ostpreußens Grenze der Kosack den nahen Schlagbaum mit dem russischen Adler bewacht, weilen die Gedanken eines hübschen Försterstöchterleins oder irgend einer anderen Jungfrau bei ihm. Die preußischen Provinzen liegen weit aus einander und aus allen Theilen des Staates sind dessen Krieger hier jetzt zusammengeströmt um für Deutschlands Recht den kräftigen Kampf zu beginnen, und hoffentlich auch glänzend zu beendigen.

Während auf dem früheren Kampfplatz und bei allen Vorposten rings um die Düppeler Schanzen die Stille der Nacht durch keine weitere Störung mehr unterbrochen wird, geht es in den eigentlichen Feldlazarethen zu Nübel, Broacker und anderen Orten des Sundewitt, und in den größeren sogenannten stehenden Lazarethen zu Flensburg, Eckernförde, Schleswig, Rendsburg, Kolding, Veile u. s. w. leider nicht so ruhig zu. Die letz-

ten Gefechte haben sowohl den Oesterreichern wie Preußen gar manche Opfer gekostet und die Zahl der verwundeten oder kranken Krieger ist nicht gering.

Ein Lazareth im Kriege, angefüllt mit Verwundeten oder Schwererkrankten, ist stets ein Ort des Grausens und Schreckens und der Fuß des Menschenfreundes wird diese Stätten nur mit tiefer Trauer betreten können, allein in keinem Feldzuge irgend einer europäischen Armee, und wir hatten in früheren Jahren Gelegenheit französische, englische, schleswig-holsteinische, türkische und italienische Truppen im Kriege zu sehen, haben wir derartige Anstalten gefunden, die in jeder Hinsicht so vortrefflich eingerichtet sind, als dies in diesem jetzigen schleswig-holsteinischen Feldzuge fast ohne Ausnahme der Fall ist. Wahrlich wer so recht erkennen will, welche unendlichen Fortschritte die Humanität bei uns in Deutschland seit den letzten Decennien wieder gemacht hat, und wie das viele Gute unserer Jetztzeit ihre nicht zu läugnenden Schattenseiten weit überwiegt, der darf nur mit kundigem und aufmerksamem Auge die Feldlazarethe hier besuchen.

Schon die Einrichtungen, um die verwundeten Krieger zu den großen Verbandplätzen und von diesen dann in die einzelnen Lazarethe zu befördern, sind vortrefflich und die Mechanik hat bei der Verfertigung der hiezu nothwendigen Geräthschaften das Vorzüglichste, was sich nur erwarten ließ, geleistet. Bequeme Tragbahren und Krankenstühle, deren Construction so eingerichtet ist, daß

der darin Liegende sich möglichst behaglich fühlt, befördern die Verwundeten unmittelbar vom Kampfplatz bis zur Verbandstätte. Nach dem angelegten ersten Verbande und den unumgänglich nothwendigsten Operationen, die alle von geschickten Händen und mit den besten chirurgischen Instrumenten aus den berühmtesten derartigen Werkstätten in Deutschland ausgeführt werden, fährt man die Leidenden fast immer in sehr bequem eingerichteten Krankenwagen in die Lazarethe. Diese Wägen, die alle in Federn hängen, um jegliche schmerzliche Erschütterung, die bei den schlechten Wegen unvermeidlich ist, zu verhüten, sind von verschiedener Bauart. Nach der Versicherung sowohl der Aerzte, wie auch der darin gefahrenen verwundeten Soldaten sollen die Wagen, welche die Lazarethe des Johanniterordens besitzen, die besteingerichteten sein. Dieser Orden hat sich überhaupt mannigfache Verdienste um das Lazarethwesen in diesem schleswig-holsteinischen Feldzug erworben, und die von ihm errichteten und geleiteten Hospitäler in Altona, Flensburg und anderen Orten, wenn sie auch nur klein und für nicht zu viele Personen bestimmt sind, können wirklich als wahre derartige Musteranstalten angesehen werden. Wir freuen uns in zweifacher Hinsicht, daß dieser in letzter Zeit wieder renovirte protestantische Johanniterorden in Preußen dies ersprießliche Feld seiner Thätigkeit mit solchem Eifer und Glück bebaut. Einerseits wird durch diese große Fürsorge in den Johanniterlazarethen gar mancher verwundete Soldat wie Officier

von seinen Wunden wieder hergestellt, oder doch sein Schmerzenslager ihm erleichtert, andererseits aber vermag der Orden durch eine solche aufopfernde Thätigkeit allein die mancherlei Vorurtheile, welche sich bei seiner Neubegründung gegen ihn erhoben, und die von demokratischer Seite absichtlich vergrößert und möglichst ausgebeutet wurden, am Besten zu beseitigen.

Sucht der neue preußische Johanniterorden nur in dem leeren Schmuck einer äußeren Ordensdekoration und in einigen anderen aristokratischen Einrichtungen und Absonderungen seinen Hauptzweck, so ist er entschieden verloren, und wird nun und nimmermehr eine gedeihliche Zukunft haben. Ganz anders ist es aber, wenn er sich mit stetem Eifer dem weiten und nur noch zu brach liegenden Felde der inneren Mission widmet und im Frieden Hospitäler, im Kriege aber Feldlazarethe, an deren Leitung seine Mitglieder persönlich werkthätigen Antheil nehmen, errichtet. Er grünet und blühet dann gleich einem kräftigen Baume, dessen feste Wurzeln sich in gesundem Erdreich eingruben, auch noch in den fernsten Zeiten fort. Feste Genossenschaften, die nicht bloß schön sprechen, sondern auch wohlthätig handeln, haben stets eine gedeihliche Zukunft und mehr als alle noch so schwülstigen Lobpreisungen sprechen seine Thaten für solchen Orden. Wir wollen wahrlich nicht das ganze Mittelalter in unsere Jetztzeit mit hinübernehmen, denn gar Vieles, was in der Vergangenheit sich vortrefflich

bewährte, paßt nun und nimmermehr für unsere Gegenwart, aber unbedingt Alles, was unsere Voreltern uns überlieferten, deßhalb zu verwerfen, bloß weil es alt ist und vielleicht nicht stets dem sogenannten modernen Zeitgeist bequem sein mag, halten wir nicht bloß für eine Thorheit, sondern geradezu für ein Verbrechen. Zu diesen trefflichen Einrichtungen der Vorzeit, welche zu unserer Freude neuerdings auch in protestantischen Gegenden Deutschlands sich immer weiter ausbreiten, rechnen wir besonders auch geschlossene Genossenschaften oder geistliche Orden mit freiwilligem Ein- und Austritt der ihnen angehörenden weiblichen wie männlichen Mitglieder zum Zweck der Krankenpflege und Armenunterstützung. Hier im schleswig-holsteinischen Feldzuge haben sich die mit dem Ordenszeichen der Johanniter, dem weißen Kreuze im schwarzen Felde versehenen Krankenwagen und Lazarethe einen wohlbegründeten guten Ruf zu erwerben gewußt und alle Verwundeten, die darin eine Unterkunft finden konnten, werden stets sie im dankbarsten Andenken behalten.

Aber nicht allein die Johanniterlazarethe, die größtentheils von ehemaligen Officieren, welche sich mit musterhaftem Eifer ihrer zwar schönen, aber auch schweren Aufgabe widmen, geleitet werden, sind sehr gut eingerichtet, sondern auch in den anderen derartigen Anstalten hat der werkthätige Eifer wahrhaft frommer und edler Frauen und Männer schon ungemein viel geleistet. Aus ganz Deutschland strömten die Brüder und Schwestern

aller jener Orden, welche sich die Krankenpflege zum besonderen Beruf gemacht haben, herbei, um hier wirkliche Samariterwerke zu verrichten. Es ist ungemein erfreulich, daß jeder kleinliche Unterschied der Confession, der sonst so oft störend in das wahre Wohl der Menschheit eingreift, hier gänzlich verschwand. Die katholischen, altbegründeten derartigen Orden wetteiferten in ihrer ersprießlichen Thätigkeit mit den neueren protestantischen Genossenschaften, und ob Protestant oder Katholik, es war dies sowohl bei den Pflegenden selbst, wie auch bei den von ihnen Verpflegten, völlig gleich, denn die einen waren leidende Mitmenschen, die anderen ihre ihnen helfenden Mitbrüder. Haben wir doch zu unserer Freude selbst gesehen, daß eine edle barmherzige Schwester, die einem vornehmen Grafengeschlechte in Westphalen angehörte, mit der aufopferndsten Sorgfalt eine schwere stark eiternde Fußwunde eines armen Soldaten jüdischer Confession, der sich vor Düppel sehr ausgezeichnet und diese Wunde erhalten hatte, pflegte. Auch nicht die leiseste religiöse Unduldsamkeit, oder der Versuch zum Bekehren geschah von dieser barmherzigen Schwester, die ihre schwere und gerade zu oft ekelhafte Arbeit mit einer solchen Freudigkeit, wie sie nur wahre Frömmigkeit und nichts Anderes auf der Welt erzeugen kann, verrichtete. So wetteifern denn die katholischen barmherzigen Schwestern aus Prag, Münster, Aachen, Köln, Mainz und anderen Orten und die Brüder aus Paderborn, Köln u. s. w. mit den protestantischen Diakonissinnen aus

Berlin und Kaiserswerth am Rhein und den trefflichen Brüdern des rauhen Hauses in Hamburg und Berlin, die in der Gefangenenwartung und Krankenpflege stets schon so Tüchtiges leisteten, in allen diesen schleswig-holsteinischen Feldlazarethen. Wohl an hundert weibliche wie männliche Pflegerinnen und Pfleger aus allen diesen verschiedenen Genossenschaften sind in sämmtlichen schleswig-holsteinischen Lazarethen vertheilt. Wie viele Leiden haben sie schon gelindert, welchen bitteren Schmerz hat ihre sanfte Hand gemildert, wie viel Hunderte von kranken und verwundeten Soldaten des österreichischen und preußischen Heeres, denen sie ihr hartes Loos zu verringern suchten, danken ihnen nicht allein jetzt mit gerührtem Herzen, sondern werden ihr Andenken auch für alle ferneren Zeiten segnen und in beredter Zunge ihr Lob in allen heimathlichen Kreisen des Volkes, in die sie später zurückkehren, verbreiten. Der preußische Soldat am Rhein wie aus Ostpreußen, aus Schlesien wie aus Westphalen, dann der stolze Sohn der ungarischen Ebene, der schwarzäugige Venetianer, der zwar tapfere aber rohe Serbe, der Ruthene aus den gallizischen Karpathen, wie der stets lustige Wiener oder der gesanglustige Czeche, oder der frische Tyroler, und wie die Angehörigen der vielen verschiedenen Volksstämme, die des Kaisers von Oesterreich Heer bilden und die zufällig alle hier jetzt in Schleswig-Holstein vertreten sind, noch weiter heißen mögen, sie alle, alle werden das Andenken dieser deutschen barmherzigen Schwestern der protestantischen wie

katholischen Genossenschaften in dankbarem Herzen mit in ihre ferne Heimath tragen.

Aber nicht allein Männer und Jungfrauen aus den verschiedenen Gauen Deutschlands, welche, von wahrer Frömmigkeit getrieben, die Pflege ihrer leidenden Mitmenschen zum alleinigen Beruf ihres Lebens machten, widmen sich jetzt in diesen Hospitälern dem Wärterdienst, sondern auch aus Schleswig-Holstein selbst eilten viele edle weibliche Wesen aus den verschiedensten Ständen, denen sonst andere Pflichten obliegen, herbei, um in dieser außerordentlichen Zeit der Noth gleiche Dienste zu verrichten. Der tüchtige schleswig-holsteinische Volksstamm hat gar manche schätzenswerthe Eigenschaften aufzuweisen, aber mit sein höchster Schmuck sind die vielen edlen Frauen und Jungfrauen, die aus ihm entsprießen. Vergönnten nun in diesem Feldzuge verschiedene ungünstige politische Verhältnisse es den schleswig-holsteinischen Männern nicht selbst für des heißgeliebten Vaterlandes Befreiung zu kämpfen, wie sie dies in den drei Feldzügen von 1848—50 mit so rühmlichem Eifer gethan hatten, und wie es auch diesmal wieder ihr heißester Wunsch gewesen wäre, so wollten wenigstens ihre Töchter und Frauen es versuchen, die Leiden der fremden Krieger, die jetzt ihr Blut für Schleswig-Holstein vergossen hatten, so viel an ihnen lag, möglichst zu lindern. So bildeten sich denn gleich anfänglich beim Beginn des Krieges in den bedeutendsten Städten des Landes eigene Frauenvereine zur Pflege der verwundeten und kranken

Soldaten der alliirten Heere. Als nun gleich anfänglich die Preußen bei Missunde und die Oesterreicher vor dem Dannewirke und bei Oeversee mit solchem Eifer vorgingen, daß sie viele Verwundete hatten, und die Hospitäler noch nicht gleich in so musterhafter Ordnung sein konnten, wie später der Fall war, da leisteten diese Frauenvereine, besonders in Kiel, Altona, Eckernförde und vor Allem in Schleswig selbst, ganz außerordentliche Dienste. Gar manche ihrer Mitglieder eilten sogleich in die schnell eingerichteten Lazarethe und verrichteten dort mit der größten Selbstaufopferung Tag und Nacht die beschwerlichen Wärterdienste. Wie mancher Soldat ist von den zarten Händen einer solchen Schleswig-Holsteinerin aus den höheren Ständen verbunden worden, und wie vielen Sterbenden halfen sie die letzten Stunden dieses Erdenlebens erleichtern. Wie schon in den Jahren 1848—50 glänzt unter diesen Frauen des Landes, die so viel Gutes leisteten, auch diesmal wieder der edle Name der Frau Mathilde Arnemann aus Altona besonders rühmlich hervor. Schon in den ersten drei schleswig-holsteinischen Kriegen nahm sich diese auch geistig hochbegabte Frau der armen Kranken und Verwundeten mit einem besonderen Eifer an und viele verdankten ihrer Hülfe wesentlich Leben und Gesundheit. Und als nun nach dem letzten unglücklichen Ausgang des Krieges von 1850 die dänische Tyrannei schonungslos in Schleswig-Holstein wüthete, da war ihre Hauptsorge wesentlich dem Loose der armen Inva-

liden gewidmet, die oft in den ärmlichsten Verhältnissen durch das ganze Land zerstreut lebten. In dieser Hinsicht hat sie in den vierzehn schweren Jahren von 1850 bis 1864 ungemein viel geleistet. So wie aber im Frühling dieses Jahres die Morgenröthe einer besseren Zukunft endlich wieder für das schwergeprüfte Land zu tagen begann, so war Frau Mathilde Arnemann wieder mit die erste Frau, welche sich der Krankenpflege in den Hospitälern von Schleswig widmete, und darin ganz außerordentliche Dienste leistete. Der Kaiser von Oesterreich fand sich bewogen ihr für diese Hülfe, welche sie seinen braven Soldaten gebracht, durch ein besonderes Danksagungsschreiben, begleitet von einem kostbaren Armbande, zu danken; höher aber als aller irdische Schmuck dies vermag, werden alle diese edlen Frauen durch das eigene Gefühl in ihrer Brust über das, was sie gethan haben, ihren gerechten Lohn finden.

Doch nicht allein geistliche wie weltliche Wärter und Wärterinnen strömten jetzt aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands in die schleswig-holsteinischen Hospitäler, sondern auch die Meister und Schüler Aeskulaps kommen in Menge dorthin geeilt, um theils durch ihre reiche Erfahrung zu helfen, oder auch ihre Kenntnisse bei der Behandlung der verschiedenen hier nur zu zahlreich vorkommenden Verwundungen zu bereichern. Mit die größten Autoritäten Deutschlands im Fach der Chirurgie, wie Langenbeck aus Berlin, dessen Dienste sonst von den reichsten Russen und Engländern mit Gold

aufgewogen werden, Chelius aus Heidelberg, Esmarch aus Kiel und noch andere mehr behandelten in diesen Feldlazarethen die schwer verwundeten Soldaten ohne Unterschied jeden Ranges. Auch die preußischen und österreichischen Militärärzte, obgleich die Zahl Letzterer anfänglich etwas zu gering war, erfüllten ihre schweren Pflichten auf das Rühmlichste.

Und wie ward allen diesen Aerzten und Pflegern ihr Amt jetzt durch die reiche Fülle von Gaben, die aus ganz Deutschland floßen um den verwundeten Soldaten ihr Schmerzenslager in den Lazarethen zu mildern, erleichtert. Wahrlich diese allgemeine Theilnahme in den verschiedensten oft sonst in den Wünschen, Ansichten und Lebensgewohnheiten ihrer Bewohner ziemlich von einander verschiedenen Gauen unseres großen gemeinsamen Vaterlandes, ist in doppelter Hinsicht ungemein erfreulich. Es zeigte sich dadurch einerseits, welche Fortschritte die Humanität und das Mitgefühl für die Leiden unserer Mitmenschen sich immer mehr in allen Kreisen des Volkes verbreiten, andererseits aber, welche Theilnahme dieser jetzige schleswig-holsteinische Krieg in ganz Deutschland findet.

Diese Menge der hier zusammenkommenden Gaben anzusehen war wirklich ganz interessant. Zu hohen Haufen waren die Ballen mit Charpie, Verbandstücken aller Art, gebrauchter Leinwand, dann von Hemden, Strümpfen und allen derartigen Bekleidungsstücken hier aufgeschichtet. Aus wie gar verschiedenen Quellen waren

diese Sachen hier zusammengeströmt. Hier diesen Ballen Charpie aus sehr feiner Leinwand hatte eine vornehme Fürstin mit ihren Töchtern aus einem böhmischen Fürstenschloß gesandt, während daneben ein Paket aus sehr grobem aber brauchbarem Faden lag, welches von einem Schulzen unter den Bauerfrauen eines pommer'schen Dorfes zusammengebracht war. Dies Dutzend feiner, fast zu feiner Hemden hatte eine reiche Bankiersfrau in Berlin geschenkt, das grobe, zwar schon etwas geflickte aber sehr reinlich und ordentlich aussehende, hingegen war die Gabe eines armen Dienstmädchens vom linksrheinischen Gebirge des Hundsrückens. Mochte es vielleicht doch das beste Stück in dem ganzen geringen Wäschevorrath der Geberin gewesen sein. Und nun die Zahl der Lebensmittel und Erquickungen aller Art. Hier diese Fässer mit Rheinwein, diese Flaschenkörbe mit den langhalsigen Flaschen, auf deren Etikette die bedeutungsvollen Worte Rüdesheim, Asmannshausen, Deidesheim und anderer hochberühmter Weinorte, bei deren Nennung den wahren Weintrinkern allein schon das Gesicht sich verklärt, prangten, waren von Weinhändlern aus Mainz, Köln und der bairischen Rheinpfalz gespendet, das Faß mit echtem Culmbacher Bier, dieser köstlichen Spende des Königs Gambrinus, hatte ein Brauereibesitzer aus Culmbach gesandt, zwei große Orhöfte mit rothem Ofener Wein waren die Gaben eines Vereines in Pesth, während diese riesigen Schinken aus Westphalen, diese langen Reihen von Mettwürsten aus Braunschweig und

diese Dutzende von Krucken mit den feinsten eingemachten Früchten aus irgend einer fürstlichen Hofküche stammten. Gar mancher verwundete Soldat erhielt jetzt so edle Weine oder so kostbare Speisen, wie er solche früher kaum dem Namen nach gekannt hatte. Zahllos fast waren auch die Pakete und Kisten mit Taback und Cigarren, welche hier zusammenströmten. Alle Sorten dieses Krautes, dessen Dampf den Menschen schon so viele Sorgen verscheuchen half, waren hier vertreten. Die Stinkadores und Canailleros und Rauchdusies und wie der Volkswitz alle diese verschiedenen Sorten aus den Biesradener Tabacksblättern noch weiter getauft haben mag, lagerten friedlich neben den nicht bloß angeblich, sondern auch wirklich importirten vornehmen Habaneros, von denen ein reicher Hamburger Importeur zur Vertheilung an die verwundeten Officiere einige tausend Stück geschenkt hatte. Hätten doch alle die vielen edlen Spender und Spenderinnen dieser reichen Geschenke es selbst sehen können, welchen Nutzen ihre Gaben gebracht und wie groß die Freude war, die sie dadurch Hunderten von verwundeten Soldaten bereitet hatten. Wie manche Flasche Wein wird unnützer, ja selbst schädlicher Weise getrunken, schmeckt oft dem übersättigten Trinker kaum noch und hilft nur seinen Rausch noch steigern und am anderen Morgen den unangenehmen Katzenjammer vermehren. Und nun sei man ein Augenzeuge mit welch' unbeschreiblichem Wohlbehagen der arme, geschwächte Verwundete, der vielleicht Wochen lang vom

zehrenden Fieber gequält wurde, bei seiner Wiedergenesung das erste Glas guten Wein, welches ihm der Arzt gestattete, ausschlürft. Sein mattes, tief in den Höhlen liegendes Auge belebt sich, die bleiche Wange wird leicht geröthet, das wonnige Gefühl der Stärkung und Erquickung durchströmt seine geschwächten Glieder und innig dankt er dem unbekannten Geber, der ihm diese Labung verschaffte. Und fast ein Gleiches ist es bei dem Genusse kräftiger Speisen, kühlender Fruchtsäfte, den brennenden Durst, der alle Verwundeten so sehr plagt, lindernden Limonaden, Sodawasser u. s. w. Auch eine Cigarre, die im Hause etwa nur das Zimmer der Gattin mit ihrem unangenehmen Tabacksrauch anfüllt und zu kleinen Scenen des häuslichen Unfriedens Anlaß geben kann, oder mit welcher man in der Eisenbahn oder in einem öffentlichen Garten vielleicht seinen Nachbar belästigt, kann einem Reconvalescenten im Lazareth, der zuerst mühsam am Stocke umherschleichend seinen ersten schwachen Versuch des Ausgehens wagt, oft einen ungemein großen Genuß bereiten. Ebenso trägt die viele Wäsche, die dem Kranken ein häufiges Wechseln gestattet, der reichliche Vorrath von Charpie oder Bandagen, der es den Aerzten erlaubt nicht damit zu kargen, sehr viel zur Annehmlichkeit und schnelleren Wiedergenesung der Verwundeten mit bei. Welchen unnützen Ueberfluß hat oft jeder wohlhabende Hausstand an allen diesen Dingen und wie können unsere Damen ihre Zeit ungleich besser verwerthen, wenn sie Gittercharpie zupfen

oder Bandagen nähen, als wenn sie ihr Geld und die gesunde Sehkraft ihrer Augen bei der Anfertigung gänzlich nutzloser Stickereien und ähnlicher Modearbeiten verschwenden, durch welche sie Niemanden auch nur das allermindeste Vergnügen bereiten. Freuen würden wir uns sehr, wenn vielleicht hie und da ein Leser oder eine Leserin dieser Zeilen dadurch mit veranlaßt würde derartige Gaben an die Militärlazarethe in Schleswig-Holstein zu senden.

Wir wollen es nun versuchen, die verschiedenen Anblicke, welche ein längerer und häufiger Besuch dieser Anstalten auf dem jetzigen Kriegsschauplatz gewähren kann, hier zu schildern.

Die Luft in den Räumen eines überfüllten Feldlazarethes wird auch bei der größten Reinlichkeit und unausgesetztesten Sorgfalt niemals ohne den eigenthümlich charakteristischen Geruch und die beengende Schwüle sein, an welche man sich erst gewöhnen muß, um darin ohne allzugroße Beschwerde existiren zu können. Eine lange Reihe einfacher Holzbettstellen mit groben Matratzen und grauen Wollendecken, alles sehr reinlich gehalten, steht in verschiedenen Gemächern, welche früher zu anderen Zwecken bestimmt waren. Gleich beim Eintritt fesselt das Lager eines schwerverwundeten Soldaten unsere Aufmerksamkeit. Es ist ein junger, hübscher Jäger aus der grünen Steyermark, ein ächter Sohn der Hochalpen, dessen niefehlende Büchse daheim oft der Gemse auf steiler Felsenhöhe oder den Adler hoch in

den Lüften die sichere Kugel zusandte, bis er hier auf seines Kaisers Befehl zur kräftigen Abwehr des dänischen Uebermuthes muthig kämpfte. Hiebei holte er sich auch seine Todeswunde, welche ihn jetzt wohl bald aus diesem Erdenleben hinwegführen wird. Schon sind seine Gesichtszüge erschlafft, sein Auge nimmt den gläsernen Ausdruck des Sterbenden an, und nur mühsam vermag er mit der wunden Brust noch zu athmen. An seinem Bette kniet, leise betend, eine Diakonissin aus Berlin, die Tochter eines vornehmen brandenburgischen Grafengeschlechtes. Zwar gehört der Sterbende einer anderen Confession an, allein man erkennt deutlich, wie wohlthuend diese Anwesenheit des frommen Mädchens ihn berührt, und wie seine Lippen das Gebet, welches sie in sein Ohr flüstert, nachzusprechen versuchen. Das kleine Kreuz, welches sie alsdann zum Kuß an seinen bleichen Mund hält, wird noch von dem letzten Hauch seines scheidenden Lebens berührt — dann ist er eine Leiche.

Unfern davon liegt ein alter bärtiger Husar, so ein ächter Sohn der ungarischen Pusta. Die breite rothe Narbe über dem Schädel holte er sich in den ungarischen Revolutionskämpfen von 1848—49, wo er als tapferer Husar unter Klapkas kühner Führung für Ungarns stolze Selbstständigkeit focht, jene böse Fußwunde aber jetzt auf der jütländischen Haide, wohin in sein „Kirally Ferenz-Joska“ (König Franz Joseph) sandte, von dem kräftigen Hiebe eines dänischen Dragoners. Mit zarter,

wohlgeübter Hand legt so eben eine andere Diakonissin, ein noch blühendes, junges Mädchen mit schönen klaren Augen und reichem blondem Haar, frische Charpie auf die eiternde Fußwunde des magyarischen Reiters. Wie rührend dankbar blickt das Auge des alten Kämpfers auf seine holde junge Pflegerin und wie sucht er in seinem geringen Vorrath der deutschen Wörter vergebens nach passenden Ausdrücken, um ihr seinen Dank auszusprechen. „Sein Preußen verfluchtiges Volk, aber haben sehr viel gute Mädchen, viel besser noch als bei uns im Ungarland, oder bei den Welschen, wo Frauenzimmer nixs taugt," radebrecht er endlich, so komisch, daß unwillkürlich ein leises Lächeln über die feinen, jetzt von fast beständigem Nachtwachen am Krankenlager und der schlechten Hospitalsluft bleichen Züge seiner Pflegerin fliegt.

In einem anderen Bette liegt ein junger Soldat eines brandenburgischen Regiments, ein geborener Berliner, der mit allen den vielen guten, aber auch wieder gar manchen gerade nicht sonderlich liebenswürdigen Eigenschaften, welche die Angehörigen der preußischen Hauptstadt so oft charakterisirt, ausgestattet ist. Eine sehr schmerzhafte Armwunde, die er, auf das muthigste gegen drei dänische Soldaten kämpfend, empfing, hat ihn jetzt in dies Lazareth geführt. Auf dem Straßenpflaster Berlins aufgewachsen, von dem frivol-spottlustigen Geiste, der dort so sehr wuchert, angesteckt, und durch die ekelhaften Schmutzblätter, welche die Lectüre eines leider

nur zu großen Theiles der niederen Berliner Bevölkerung bilden, noch mehr verdorben, kam der Verwundete zwar als ein muthiger Soldat, aber als ein in moralischer Hinsicht sonst sehr verwahrloster Mensch in dies Lazareth. Die frommen Ermahnungen und mehr noch als alle ihre Worte, die wahrhaft erhebenden Thaten der Diakonissinnen und Feldgeistlichen, von denen er hier ein täglicher Augenzeuge war, wirkten ungemein wohlthätig auf sein ganzes Innere. Er fing an, sich seiner früheren frivolen Grundsätze zu schämen, sah ein, daß diese beständige Sucht, alles boshaft zu kritisiren und zu bespötteln, der er früher gehuldigt hatte, nur dazu beitragen könne, ihn selbst unangenehm zu machen und daß es doch ein höheres und edleres Ziel in diesem Leben gebe, als er dies jemals geglaubt hatte. Nicht allein körperlich wieder genesen, sondern auch moralisch sehr gebessert, wird dieser junge Berliner Soldat das Lazareth wieder verlassen und vielleicht in späteren Jahren als längst verheiratheter Mann noch die Stunde segnen, in der er seine Armwunde empfing und dadurch seine frommen Pflegerinnen und Pfleger in dem Feldlazareth zu Flensburg kennen lernte.

Ein ungemein wohllautendes, gut eingeübtes Quartett in italienischer Zunge tönt aus dem kleinen Hausgärtlein, welches sich hinter diesem Lazarethe befindet, hervor. Vier junge Venetianer, die als Soldaten in dem italienischen Infanterieregiment des Kaisers von Oesterreich, welches sich jetzt in Schleswig-Holstein be-

findet, dienen, und die schon als Reconvalescenten hier im Lazarethe sind, haben sich an einem besonders sonnigen und vor dem rauhen Ostwinde möglichst geschützten Plätzchen zusammengesetzt. Die Lieder, welche sie als Gondoliere vielleicht auf dem Canale grande in la bella Venezia erlernten, singen sie jetzt an den äußersten Gestaden der Ostsee und eine tiefe Sehnsucht nach ihrer schönen Heimath klingt mitunter aus ihren Liedern. Doch die angeborene Munterkeit der Italiener verläugnet sich auch jetzt nicht lange. Sie beginnen bald lustige Lieder zu singen, komische Zwiegespräche aufzuführen und ein helles Lachen, ein munteres Spaßen wird immer häufiger aus ihrem Kreise hörbar. Und wie blitzen dabei die dunklen, lebendigen Augen in ihren braunen Gesichtern; wie glänzen die weißen Perlenzähne unter den rothen Lippen, die von einem starken schwarzen Schnurrbart bedeckt sind, hervor. Unter den vielen tausenden Soldaten der verschiedensten Stämme, die jetzt in Schleswig-Holstein versammelt sind, zeichnen sich im Allgemeinen die Italiener durch ihre körperliche Schönheit und Gewandtheit sehr vortheilhaft aus. Welchen Gegensatz dagegen bildet die Gruppe der breiten, gedrungenen Pommern von einem preußischen Infanterieregiment, welche sich ebenfalls in diesem Garten auf einer Bank zusammengesetzt haben. Plump und eckig sind ihre Körper wie Gesichter, langsam ihre Bewegungen und nur selten kommt aus ihrem großen Munde ein Wort hervor. Aber trotzdem liegt eine ungemein

nachhaltige, zähe Kraft und eine sichere Ruhe in diesen Pommern und sollten die hübschen, gewandten Venetianer sich einst mit ihnen in einem Gefecht mit den Kolben, wo es ein herzhaftes Dreinschlagen gilt, einlassen, so möchten sie gar leicht ein übles Ende nehmen. Die Kolbenschläge der pommerschen Soldaten haben sich schon in den unsterblichen Feldzügen Friedrich des Großen, dessen beste Regimenter sie bildeten, wie auch in dem Freiheitskriege von 1813—15 bei Feind und Freund einen sehr geachteten Ruf erworben.

Mit sanfter Stimme ruft ein junges Mädchen aus Schleswig-Holstein, welche freiwillig bei der Krankenpflege in diesem Lazarethe hilft, die italienischen Reconvalescenten zu ihrer Mahlzeit. Mit welchem Ausdruck der Dankbarkeit umringen diese leichtblütigen Söhne des Südens ihre edle Pflegerin aus dem deutschen Norden. Wahrlich, eine Prinzessin kann von ihrem Hofstaate nicht mit größerer Ehrerbietung behandelt werden, als jetzt diese Venetianer der holsteinischen Bürgertochter bezeigen. Und wenn sie dereinst wieder in die Heimath zurückgekehrt, ihren schwarzaugigen Geliebten oder Frauen auf der Piazetta von Venetia von dem fernen Lande, in dem sie einst für ihnen gänzlich unbekannte Zwecke haben kämpfen müssen, erzählen, wie werden sie dann das Bild der „bella tedescha“ mit den sanften blauen Augen und dem langen blonden Haar, welche sie so aufopfernd gepflegt hatte, in den wärmsten Worten der Dankbarkeit schildern und gar aufmerksame Zuhörerinnen dabei finden.

So wechseln die traurigen wie heiteren Bilder in der bunteſten Reihenfolge, faſt unaufhörlich ſowohl im eigentlichen Kriegsleben vor den Düppeler Schanzen, wie auch in den Lazarethen unſern des eigentlichen Kriegsſchauplatzes. Einen würdigen Schluß fand dieſer bisherige Kampf jetzt durch die heldenmüthige Erſtürmung der Düppeler Schanzen von Seiten der todesmuthigen preußiſchen Krieger, die unbedingt die glänzendſte Waffenthat bildet, welche die deutſche Geſchichte der letzten 50 Jahre aufzuweiſen hat; möge nun auch das Ende dieſes ganzen Krieges ein gleich ruhmvolles ſein.

Schleswig-Holſtein völlig und auf immer getrennt von jeglicher Verbindung mit Dänemark und eng vereinigt mit Deutſchland, welch' ſchönes hohes Ziel iſt dies und welchen gerechten Anſpruch auf den Dank aller Deutſchen haben die Soldaten, die zu deſſen Erreichung ihr Blut vergoßen.

Filiale der Central-Bibliothek V. Reinprechtsdorferstr. 52

53403